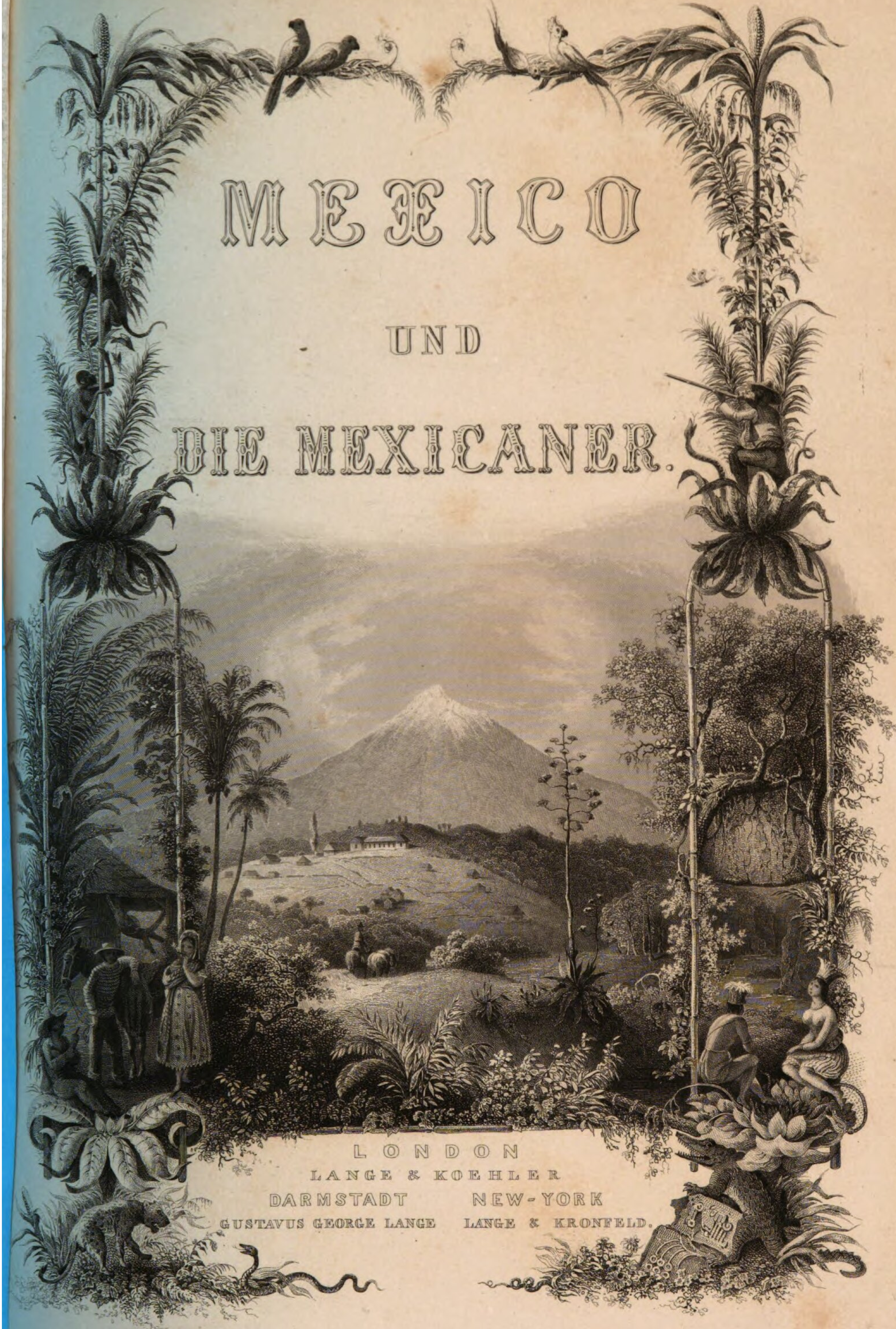


M. Rugendas delt. — W. Lang sculpt.

THE MIRADOR LOOKING TOWARDS THE GULF.

EL MIRADOR CON LA VISTA HÁCIA EL GOLFO. (MEXICO) MIRADOR MIT DER AUSSICHT NACH DEM GOLFO.


MEXICO
UND
DIE MEXICANER.
LONDON
LANGE & KOEHLER
DARMSTADT
NEW-YORK
GUSTAVUS GEORGE LANGE
LANGE & KRONFELD.

Mexiko.

Landschaftsbilder

und

Skizzen aus dem Volksleben

von

C. Sartorius.

Mit Stahlstichen vorzüglicher Meister

Nach Original-Aufnahmen

von

Moritz Rugendas.

Darmstadt, 1855.

Verlag von Gustav Georg Lange.

New-York
LANGE & KRONFELD.
202 Williamstreet, Store Nr. 3.

London
LANGE & KOEHLER.
Belle Sauvage Yard. 38 Ludgate Hill.

Herrn

Dr. Justus von Liebig.

Als Zeichen seiner Achtung

C. Sartorius.

Vorwort.

Der freundliche Leser erwarte in den folgenden Blättern weder eine Reisebeschreibung, welche gewissenhaft von Station zu Station die Erlebnisse berichtet, und den Küchenzettel als Anhang beifügt, noch geographisch- ethnographisch-statistische Abhandlungen, noch systematische Aufzählungen aus der Naturgeschichte: sondern Ansichten des Landes und seiner Natur, bald als Umriß einer großen Fernsicht, bald als ausgeführtes Bildchen der Nähe, mit Blattwerk und Lianenranken verziert — Croquis aus dem Leben des Volkes auf dem bewegten Markte, wie im Innern des Palastes oder der Hütte, auf der weiten Steppe oder in der Tiefe des Bergwerks. Während einer langen Reihe von Jahren lebte ich in einer reichen Natur, unter dem Volke und mit dem Volke. Als Glied

der Familie sah ich den innern Haushalt und kann, ohne indiscret zu seyn, manches berichten, was der wissenschaftliche Nomade, der Tourist von Profession nie zu sehen bekommt.

Wer sich über Mexico gründlich unterrichten will, nehme Humboldts klassisches Werk: „politischer Versuch über Neuspanien", zur Hand. Trotz der Veränderungen, welche fünfzig Jahre in politischer und socialer Hinsicht hervorriefen, ist die Grundlage von Humboldts Arbeit dieselbe geblieben und wir können stolz darauf sein, einen solchen wissenschaftlichen Baumeister den Unsern nennen zu dürfen. Sein Werk muß als Anhaltspunkt jeder Arbeit über Mexico dastehen und was auch neuere Forschung monographisch darlegte: so ergänzt und erweitert es nur das bereits Angedeutete. Und so mögen denn diese Blätter als Schnitzwerk und Randzeichnungen zu des Altmeisters streng gezogenen Linien angesehen werden.

Ich habe den Kreis meiner Schilderungen, die sich über das Land und die geselligen Zustände seiner Bewohner verbreiten, keineswegs abgeschlossen, sondern nur erst in allgemeine Gruppen gesondert, in Geschlechter, welchen die Arten folgen müssen. Zum Systematisiren habe ich aber kein Geschick, ich stelle die Sachen auf meine Weise dar und so ist bisweilen Dieses und Jenes ins Detail gezeich-

net, aus welchem der sinnige Leser den Hauptfaden schon herausfühlen wird. Meine Absicht ist, die Reihe der Bilder fortzusetzen und an Stoff fehlt es mir nicht.

Mit besonderem Interesse habe ich die Geschichte und Monumente, die Sitte und Lebensweise der Indier beobachtet und kann manches Blatt mittheilen, dem die Frische der unmittelbaren Anschauung nicht fehlt. Ebenso werden sich die Beschreibungen volksthümlicher Zustände an die Bilder bestimmter Lokalitäten knüpften: und auch hierfür liegt mir ein reichliches Material vor.

In den Vorträgen, welche ich als Mitglied der geographischen Gesellschaften in Darmstadt und Frankfurt hielt, habe ich die in dem vorliegenden Bändchen enthaltenen Gegenstände zum Theil berührt und es dürfte dem gebildeten Kreise, welcher meine schwachen Leistungen mit so vieler Nachsicht beurtheilte, vielleicht von Interesse sein, hier eine weitere Ausführung zu finden, um so mehr als dieselbe durch die ausgezeichneten plastischen Darstellungen meines Freundes Moritz Rugendas ergänzt sind.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich bei weitem nicht Alles gelesen habe, was in neuerer Zeit über Mexico geschrieben wurde; daß aber Vieles von dem, was ich gelesen, unrichtig ist. Eine Kritik dieser Werke liegt gar

nicht in dem Plan dieser Skizzen; führte mich aber der Zusammenhang auf solche Gegenstände, hätte ich Einzelnes als unrichtig zu bezeichnen: so bitte ich Die, welche glauben ihre Ansicht vertreten zu müssen, um freundschaftliche Besprechung in einem Zeitblatte, wie ich auch im Interesse der Wissenschaft auf diesem Wege gerne jeden Einspruch gegen meine Ansicht erörtern werde.

Darmstadt im November 1852.

C. Sartorius.



M. Rugendas del.t

C.M. Kurz sculp.t

THE PORT OF VERACRUZ WITH THE CASTLE OF S. JUAN DE ULUA.

PUERTO DE VERACRUZ CON EL CASTILLO DE S. JUAN DE ULUA. (MEXICO.) DER HAFEN VON VERACRUZ MIT DEM CASTELL S. JUAN DE ULUA.

I. Erste Ansicht des Landes.

Der gleichmäßige Strom der Passatwinde führt den europäischen Reisenden, welcher Mexico besuchen will, zuerst nach den lieblichen Eilanden der Antillen. Wenn ihm das Glück hold ist, erblickt er vielleicht Montserrat und Antigua mit ihren schönen Villen, von Kokospalmen beschattet, oder die schroffe Südküste von S. Domingo, oder die malerischen Umrisse der blauen Berge auf Jamaica; aber wie Träume einer Tropennacht schweben diese Erscheinungen an ihm vorüber, wie Fata Morgana, deren zitterndes Bild am tief blauen Horizont schnell verschwindet. Erst weiter westlich ist es ihm gestattet die Formen ruhig zu betrachten und festzuhalten.

An einem frischen Octobermorgen weckt ihn das Getümmel der Seeleute auf dem Verdeck; er hört „Land“ rufen, er hat das Ziel seiner Reise vor sich. Links zeigt man ihm auf flacher Küste den Hafen von Veracruz und sein Castell S. Juan de Ulua. Dunkle Waldungen, allmählig ansteigend, umschließen das sandige Ufer nach Westen hin; nun folgen verschiedene Gebirgsterrassen, eine die andere beherrschend, bis zuletzt, über allen erhaben, die prächtigen Kegel und Zacken der Andes dunkelblau das klare Aethergewölbe zu tragen scheinen. Majestätisch die Kette überragend erheben sich die Schneegipfel des Pic von Orizava, purpurn von der aufgehenden Sonne angeglüht, und der wild zerrissene Krater des Koffer von Perote. Von dem letzteren zieht sich ein Gebirgsast auf der Nordseite dem Meere zu und fällt in schroffen Felswänden nach dem Golf ab, südlich aber verläuft sich die Cordillere in großem Halbkreise in den fernen Horizont.

Betrachtet man nur die Hauptformen, so bezeichnen diese die ganze Eigenthümlichkeit des Küstengebiets, mag man es hier, mag man es südlicher oder nördlicher betreten. Ueberall findet sich ein schmaler ebener Küstenstrich, kaum einige Meilen breit, dann ein allmähliges Auffsteigen in sanft geneigter Fläche zu den Vorbergen, und endlich zum Hochgebirge, welches sich ununterbrochen auf mehrere hundert Meilen von Nord nach Süd, fast parallel mit der Küste ausdehnt.

Das Schiff hat zwischen dem Castell und der Stadt Anker geworfen; wenige Minuten nachher betreten wir den Hafendamm, der landwärts von dem imposanten Zollgebäude begränzt ist. Alles ist uns fremd hier, Sprache, Tracht und Farbe der Bewohner, wie die Stadt in ihrem andalusisch-maurischen Aufputz. Hier sehen wir in einer Menschengruppe den Neger und Mulatten leidenschaftlich gesticuliren, dort den kupferfarbigen Indianer schweigsam seine Früchte verkaufen; der hellere Mestize tummelt sein Pferd oder trabt auf einem Esel hinter seinen beladenen Maulthieren her, während der europäische oder creolische Elegant, seine Cigarre verdampfend, die Ankömmlinge mustert. Bei den einen Pariser Moden, bei den andern die leichteste Bekleidung, bestehend aus einem breitrandigen Strohhut, buntem oder weißem Hemde und weiten Beinkleidern. Das schöne Geschlecht zeigt uns dieselben Contraste: auf der einen Seite großen Luxus, auf der andern halbe Nacktheit. Welcher Nordländer betrachtet nicht staunend die fette Negerin dort, welche behaglich vor ihrem Hause sitzend, die kurze Thonpfeife im Munde, den völlig nackten Sprößling auf ihrem Schooße liebkost, der wie ein leibhaftiger Affe herumkrabbelt. Wer sähe nicht jenem Trupp Mestizenmädchen nach, alle beritten, flatternde Bänder am Strohhut, wie sie ihre Cigarritos rauchend mit dem braunen Burschen schäkern, welcher auf seinem stattlichen Langohr auf seiner Jarana klimpert und Witzlieder singt. *) Die Frauen

*) Jarana ein kleines Saiteninstrument mit 4 oder 5 Saiten in Gestalt einer Guitarre. Die meisten Frauen der Küste sitzen zu Pferd wie ein Mann, ohne Beinkleider zu gebrauchen.

und Mädchen der niedern Stände tragen große viereckige Umschlagtücher, viel länger als breit, von gestreiftem Baumwollenzeug (meist blau und weiß), welche über den Kopf gelegt und über die Schultern geschlagen werden.

Im ganzen Lande trägt man diese Tücher, sie kleiden gut, und wohl verstehen es die braunen Schönen damit zu kokettiren. Kein Kleid oder Mieder bedeckt den Oberkörper, sondern nur das feine, häufig gestickte und mit Spitzen garnirte Hemd, welches die Formen der Brüste nur leicht verhüllt. Von den Hüften zum Fuß dagegen kleidet ein faltiger Rock von buntem Kattun, Musselin oder dergleichen mit weißem Unterkleid, während die Füße, unbestrumpft; mit leichten Seidenschuhen bedeckt sind. Die Mexicanerinnen haben einen hübschen Fuß, sie wissen das und entstellen ihn nicht mit Holzschuhen oder dergleichen elephantenartigen Piedestalen, die man bei unsern Bäuerinnen so häufig sieht. Die Tracht der wohlhabenden Creolinen ist der europäischen ziemlich gleich, nach neuesten Pariser Mustern; nur hält man sich für den Besuch der Kirche noch fest an die schwarze spanische Tracht mit der von dem Kopf über die Schultern und Oberarme fallenden Mantille.

In allen ehemaligen Colonien der Spanier sind die Städte denen des Mutterlandes nachgebildet. Gerade Straßen mit erhöhten Trottoirs, massiv steinerne Häuser mit platten Dächern, Kirchen, im Baustyl Italiens aus dem siebzehnten Jahrhundert, mit niedern Thürmen und hohen Kuppeln, deren äußere Bekleidung meist aus bunten glänzenden Fliesen besteht, sind Eigenthümlichkeiten der Außenseite. Das Innere der Häuser ist dem der maurischen nicht unähnlich. Durch einen Thorbogen gelangt man in den ersten Hof, der rings von einer Säulenhalle umschlossen ist, welche sich auch in den obern Stockwerken wiederholt. Thüren und Fenster der innern Gemächer führen in diese Vorhalle. In vielen Gegenden ist die Mitte des Hofes mit einem schönen Springbrunnen verziert, um welche blühende Gewächse rings in großen Vasen gruppirt sind. Ein zweiter Hof ist gewöhnlich von den Wirthschaftsräumen umschlossen, mit

Stallung, Küchen und Wohnungen der Diener. In Veracruz hat man die Springbrunnen nicht, weil die flache Sandküste keine Springquellen möglich macht; nicht einmal gutes Trinkwasser findet sich (das aus einer Lache in der Nähe der Stadt ist schlecht), außer dem was die starken tropischen Gewitter spenden, und welches in großen gemauerten Cisternen aufbewahrt wird.

Einen fremdartigen Anblick gewähren die vielen schwarzen Geier, welche in langen Reihen auf den Gebäuden sitzen oder auf den Straßen den dürren Hunden die Abfälle der Küche streitig machen. Ihr Aeußeres ist gerade nicht sehr gefällig, aber dieses harmlose Thier handhabt unermüdet einen Theil der Obliegenheiten der Polizei und verhütet schädliche Miasmen, welche die Ausdünstung vieler faulenden thierischen und vegetabilischen Stoffe, die das Volk zu träge ist wegzuschaffen, erzeugen würde. Vom Missisippi bis zum La Plata-Strom finden sich diese Zopilotes oder Gallinazos als Wohlthat des warmen Amerika und Wahrzeichen desselben: sie fehlen gewiß nicht unter den ersten Eindrücken, welche das Land auf den Europäer macht. Zu den ersten Eindrücken von Veracruz gehören auch die pflanzenlosen Dünen, welche die Stadt umgeben und ihr von der Landseite ein sehr trübseliges Ansehen geben. Die Strömung zieht von Yucatan her, der ganzen Küste entlang, und drängt den Sand gegen das Land an; der Wogenschlag wirft ihn auf das flache Gestade, wo ihn die Sonne schnell trocknet und beweglich macht, so daß ihn die Nordstürme im Winter zu den trostlosen Hügeln zusammenwehen, wie wir sie jetzt sehen. Aber verkenne man nicht die ewige Werkstätte der Natur. In der Regenzeit erhält der befeuchtete Sand so viel Zusammenhang, daß die fliegenden Samenkörnchen mancher Gewächse darin keimen können. Gewöhnlich sind es die Portulaceen und Comelinen, welche sich zuerst zeigen, durch ihr fettes Blatt und ihre rasche Vegetation Dammerde bilden und dadurch andern Gewächsen den Boden bereiten. Ihnen folgen dann Convolvulaceen und kriechende Syngenesisten, auch Opuntien, deren Samen durch Vögel ausgestreut wird. Der dichte Schatten der rankenden Gewächse

befestigt den Boden, die fallenden Blätter bilden eine dünne Schicht von Dammerde, welche Sträuchern Eingang verschafft und später die Baumvegetation möglich macht.

Auf der mexicanischen Küste des Golfes ist es nicht schwer zu beobachten, daß das Land im Wachsen begriffen ist; die Reihen der Dünen lassen sich deutlich unterscheiden und die Zunahme der Vegetation, je nach dem sie sich vom Meere entfernen. Die stätige Wirkung des Golfstromes erhält den Andrang des Sandes, die Mündung der Bäche und Flüsse wird dadurch erhöht und die überströmenden Gewässer führen die fette Dammerde der Gebirge auf das niedere Land. Geschieht dieß auch nur jezuweilen, in der Zeit der stärksten Aequinoctialregen, so ist es doch erklärlich warum die Ebenen eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit besitzen und ebenso, weßhalb die Flußbette sich allmählig erhöhen und dadurch wiederum eine Erhöhung der Niederungen im allgemeinen hervorrufen. Dieses Schaffen der Natur schreitet zwar nur unendlich langsam voran, aber doch so, daß sich von drei Jahrhunderten die Wirkung nachweisen läßt, und z. B. um Veracruz jetzt Hügelreihen liegen, wo im 16. Jahrhundert noch eine ziemlich ausgedehnte Ebene war.

Wer nicht durch Handelsinteressen an die Küste gefesselt ist, verläßt sie so bald wie möglich; denn die glühende Sonne brütet, wie überall in der Tropenwelt, böse Miasmen aus und wirkt erschlaffend auf den Organismus des Körpers. Die eigentliche Fieberzeit ist jedoch nur in den Sommermonaten, wenn Hitze und Feuchtigkeit zusammenwirken. Der Europäer hat auch in dieser Zeit bei einem kurzen Besuche der Küste nichts zu fürchten, wenn er diät lebt und sich in den wärmsten Stunden des Tages im Schatten aufhält, und im Ganzen sind die Küsten Mexicos weit weniger ungesund als die viel nördlicher gelegenen Ebenen des Missisippi und unteren Arkansas. Zudem hat man den großen Vortheil, daß man in wenigen Stunden höher liegenden Gegenden erreicht, in welchen man sorglos die tropische Luft athmen kann.

II. Physiognomie der Küstengegend.

Von der Küste (Veracruz) nach dem Innern des Landes führen zwei Hauptwege: die fahrbare Poststraße über Jalapa und Perote und die über Cordova und Orizava; außerdem verschiedene Nebenwege, welche nur zu Pferd nnd mit Saumthieren bereist werden können. Ueberlassen wir den dreimal wöchentlich gehenden Eilwagen oder die von Maulthieren getragenen Sänften den bequemen Reisenden, welche vom Lande nur so viel sehen wollen, als sich von der staubigen Straße sehen läßt, und besteigen wir muntere mexicanische Pferde, um bald links, bald rechts die Physiognomie des Landes kennen zu lernen. In der Kühle des Morgens reitet man angenehm am Gestade hin, erst westlich auf der Hauptstraße, verläßt sie aber nach einer halben Stunde und wendet sich nördlich. Der Weg ist einförmig, aber gut auf dem festen von Seewasser getränkten Sande. Es ist Ebbe (Fluth und Ebbe sind im Golfe von Mexico nicht stark; gewöhnlich nur drei Fuß Unterschied im Wasserstande), die Korallenriffe nördlich von dem Castell ragen theilweise hervor; die Wellen spielen sanft auf dem flachen Sandufer; Schaaren von Strandläufern verfolgen sie, so oft sie zurückrollen, um die kleinen Mollusken zu erhaschen. Graue Pelikane schweben mit schwerem Fluge dicht über der Wasserfläche und stürzen sich bisweilen mit Geräusch in die Fluth, einen Fisch in dem weiten Kehlsack wie in einem Hamen zu bergen; der Fischaar aber späht aus der Höhe nach den Bewohnern der Fluth, welche selten seinen Klauen entgehen. Wie ungeheure Spinnen laufen die Krabben auf dem trocknen Sande hin und bergen sich in kleinen Höhlen, wenn sie nicht vorher die Beute des großen Eisvogels (Martinfischer) werden, der sie, auf einem Treibholze sitzend erwartet.

Nach einem Ritt von drei Stunden langt man an dem Flusse von Antigua an, da wo er sich, elendiglich durch Sandschichten durcharbeitend, widersträubend dem Ocean vermählt. Hier ist die oben erwähnte Erscheinung recht deutlich, man sieht



M. Rugendas delt. J. Poppel sculpt.

VIEW OF THE COAST ON THE ROAD FROM VERACRUZ TO IALAPA.

FISIONOMIA DE LA COSTA EN EL CAMINO DE VERACRUZ Á IALAPA. [MEXICO.] *PHYSIOGNOMIE DER KÜSTENVEGETATION NACH VERACRUZ UND IALAPA.*

den Damm (barra), welchen der Golfstrom der Küste entlang legt und die Mündungen aller Gewässer dadurch versanden muß. Nun stromaufwärts uns wendend umschattet uns bald die dichteste Vegetation. Es ist zunächst die Familie der Leguminosen, welche vorherrschend erscheint, als Bäume, Sträucher und Lianen; und wie erfreuen uns diese zierlichen Formen in den Geschlechtern der Mimosen, Akazien und Robinien, wie bewundern wir die Fülle der büschelförmigen Blüthen bei den Arten der Ingas und Bauhinien! Cäsalpinien schlanken Wuchses, Tamarinden mit dem prächtigen, feingefiederten Blattwerk, Elysinenbäume, überdeckt von Lilablüthen, ziehen den Pflanzenfreund nicht minder an, als die unzähligen rankenden Bohnen und Erbsen, von welchen namentlich die fatale dolchos pruriens (Juckerbse) Tausende von Guirlanden am Wege entlang und über den Weg hin spannt, und den neugierigen Reisenden, der nach den dichten Schotenbüscheln langt, mit einer Wolke juckender Stachelchen übersäet. Hüte man sich die unbekannten Pflanzen zu berühren. Die eleganten Blätter zweier Jatrophenarten, rhus radicans, verschiedene Wolfsmilcharten 2c. sehen nicht darnach aus, als ob sie die forschende Neugierde mit entzündeten Händen lohnen würden, und doch ist es so oft der Fall. Doch dieses nur in Parenthese, später werde ich die Feinde näher bezeichnen, und fahre fort die Hauptgruppen der Vegetation zu skizziren.

An dem Flusse hin bilden die Feigen und wurzelnden Mamples dichte Wälle mächtiger Stämme; das dunkle Laubwerk spiegelt sich auf der ruhigen Wasserfläche und gibt ihr das Ansehen einer völlig schwarzen Fluth. Ganze Reihen ernster Tantalus (schwarz und weiß), blendend weißer Reiher und rother Löffelreiher sitzen auf den fast horizontalen Aesten der ficus americana und beschauen sich im dunkeln Spiegel, oder ein alter Alligator sonnt sich auf einem aus der Fluth ragenden dürren Baumstamme, selbst einem Stamme ähnlich. Von dem Flusse landwärts erheben sich aus den Niederungen die prächtigen Büsche der Riesengräser oder Bambusen, schlanke, dreißig bis vierzig Fuß hohe Stämme bildend, mit feinen Zweigen und

Blättern, deren gebogene Gipfel wie große Straußenfedern im Winde wehen. Tarros oder caña vaquera nennen sie die Mexicaner, die sie als Sparrwerk und Latten für die Häuser und Gehöfte benutzen. Um sie, im feuchten Grunde, zeigen sich die Pflanzen mit riesigem Blattwerk, Musen, Helikonien und große Aroideen, und wo eine stehende Lache sich findet Nymphäen und blaublühende Pontederien. Hin und wieder treten aus dem Gewirre rankender schlingender Pflanzen schon einzelne Palmengruppen von acrocomia aculeata, baumartige Bignonien, Cecropien, Switanien und Laurineen hervor. Weiter hin mischen sich Myrten unter den Waldbestand, die Yucca wird häufiger, corpulente gerade Stämme der Heveas, welche das elastische Harz liefern, sowie mächtige Bombaxbäume, ganz mit Stacheln besetzt, treten als auffallende Erscheinungen hervor.

Rasten wir einen Augenblick an einer Hütte um uns mit Früchten zu erfrischen; denn die Sonne steht hoch und der Weg ist sandig und staubig. Welches leichte Obdach genügt doch diesen Tropenbewohnern! Auf Pfosten die in den Boden eingegraben sind, ruht ein steiles Dach mit Palmenblättern gedeckt. Balken und Sparrenwerk, Riegel und Latten sind weder gefügt oder eingezapft, noch genagelt, sondern alles ist mit Schlingpflanzen und Bast gebunden. Die Wände sind neben einander gebundene Bambusstangen, ähnliche bilden Thüren und Fensterladen. Auch die Bank ist von Bambusstäben, wie die Bettstelle und eine Art Repositorium für einige Töpfe und Teller. Ein Feuer brennt Tag und Nacht in der Mitte der Hütte, an welchem der Topf mit Bohnen (frijoles) langsam schmort; die Steine zum Zermalmen des Maises aber stehen an der Seite. Der braune Bewohner, afrikanischer Abkunft, verkauft gerne seine Banama, Ananas und Orangen, bringt auch einen Trunk aus dem Fluß, vielleicht sogar eine Schale Palmwein, der vortrefflich den Durst löscht. Man benutzt zu diesem Getränke die acrocomia: sie wird gefällt und mitten in den Stamm mit einer Axt ein kleiner Trog gehauen. In diesem sammelt sich der Saft, welcher Abends und Morgens ausgeschöpft wird. Er

geräth schnell in Gährung, schäumt stark und hat neben dem Geschmack auch die Eigenschaft des jungen Weins. Der Ertrag eines Stammes währt mehrere Wochen lang. Ein kleines Maisfeld in der Nähe der Hütte, einige Dutzend Bananenstauden, einige Obstbäume, wie Limonen, Spondias, Aguacate (laurus), Hilama (anona) oder Sapote (achras) bilden den einzigen Anbau. Schwere Arbeit ist nicht die Sache des Küstenbewohners, und die überreiche Natur unterstützt darin die angeborne Neigung des Javocho. Der Fluß gibt ihm Fische und Schildkröten, der Wald des Wildes genug; baares Geld ist leicht verdient durch den Ertrag einiger Kohlenmeiler, wofür guter Absatz in Veracruz sicher ist. Zur Familie gehören einige Esel, ohne welche keine Behaglichkeit stattfinden könnte. Der Javocho (sprich Chavotscho, allgemeine Benennung der Bewohner der Ostküste) würde sich schämen einen Cantaro Wasser auf dem Rücken zu holen, obgleich der Fluß kaum 50 Schritt von seinem Hause fließt; er kuppelt fein seine zwei großen Schöpfkrüge zusammen, hängt sie seinem Grauen über den Rücken, setzt sich dahinter und steuert nun dem Flusse zu. Dort reitet er so tief in das Wasser, daß sich die Krüge von selbst füllen, um ja nicht die Mühe des Absteigens zu haben. Fehlt das Brennholz im Hause, so reitet der Mann aus, um einen dürren Baum zu suchen, den der Wind schon niedergebrochen und der gerade die Dicke hat, daß er von dem Thiere weggezogen werden kann. Mittelst eines Riemens befestigt er das Ende des Holzes an den Schweif des Pferdes, welches nun das Brennmaterial schleifen muß, seinen Herrn natürlich auch tragen. Bei der Hütte angelangt, wird der lange Balken nicht erst zerspalten, sondern durch die offene Thür ins Feuer gelegt und allmählig nachgeschoben, bis er nach einigen Tagen im Hause Raum hat. Das nennt man savoir faire in den heißen Ländern.

Nach der kurzen Rast ziehen wir wohlgemuth weiter und gelangen bald an eine offene Stelle des Flusses, da wo ein kleinerer auf der Südseite sich einmündet. Ein schönes Tropenbild liegt vor uns, ein prächtiger ruhiger Wasserspiegel von der

üppigsten Vegetation eingerahmt, im Vordergrunde einige Hütten unter hohen Bäumen, auf der linken Flußseite, in einem Walde von Obstbäumen, das Dorf Antigua, dessen alte steinerne Kirche zeigt, daß sie eine der frühesten des Landes sey. Die schön geformten blauen Berge von Misantla bilden den Hintergrund. Antigua war die erste feste Niederlassung von Hernan Cortes; die Einfahrt des Flusses war damals noch weniger versandet als jetzt, und die höchst fruchtbare Gegend bot vortreffliche Elemente für das Aufblühen der jungen Colonie. Cortes hatte seine erste Landung einige Meilen weiter nördlich unternommen und an der Mündung eines kleinen Flusses die ersten Wohnsitze errichtet, welche er Villa rica de Veracruz nannte. Die Lage war für die Verbindung mit dem Innern des Landes nicht günstig, deßhalb wurde drei Jahre später, 1521, die Siedlung dahin verlegt wo jetzt Antigua steht, und der Name der erstern beibehalten. Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, etwa siebzig Jahre später, wurde durch den Vicekönig Graf v. Monterey der Grundstein zu Neu Veracruz gelegt, weil die größeren Schiffe über die seichte Barre der Flußmündung nicht einlaufen konnten, und diese neue Stadt, welche erst 1615 von König Philipp III. Stadtrechte bekam, verdunkelte bald die alte (la antigua Veracruz), so daß diese im Laufe der Zeit zu einem Fischerdorfe herabsank.

Um die Vegetation der Tropen in ihrem Glanzpunkte kennen zu lernen, verlassen wir nun den Hauptfluß und schlagen eine südwestliche Richtung ein, etwa dem Laufe des kleineren Flusses nach, ohne ihn jedoch zu berühren. Es ist dieß eine weite Waldebene von tiefer fruchtbarer Dammerde, deren undurchdringliche Vegetation bezeugt, daß Boden und Klima zusammenwirken. Hier erblicken wir hohe Cäsalpinien und schlanke Cedrolen; die amerikanischen Feigen erscheinen in den wunderlichsten Gestalten, indem aus den unförmlichen Stämmen fast wagerechte lange Aeste ragen, von welchen Luftwurzeln senkrecht in den Boden getrieben sind, die nun als Säulen und Stützen des langen Astwerkes dastehen und dem Ganzen das Ansehen



M. Rugendas delt. — G.M. Kurz sculpt.

VEGETATION OF THE WESTCOAST, PALMWOOD & VOLCANO OF COLIMA.

PLANTAS DE LA COSTA OCCIDENTAL PALMAR & VOLCAN DE COLIMA. (MEXICO.) VEGETATION DER WESTKÜSTE, PALMENWALD & VULKAN VON COLIMA.

einer ungeheuren Laube geben. Die großen dunklen Blätter des Baumes selbst geben einen ernsten Schatten, außerdem aber sind diese Wurzelstämme von den verschiedensten Schlingpflanzen umwunden, von Bignonien, Paullinien, Aristolochien, Convolvulaceen, Asklepiadeen rc., welche häufig die glänzendsten Blumenfestons bilden. Auf den dicken Aesten hin sitzen Massen großknolliger Orchideen und Epidendriden (z. B. E. cavendishii) mit schönen Blüthendolden und an den dünneren Zweigen allerlei Tillandsien, zunächst die tillandsia usneoides, welche wie ein langer grauer Schleier im Winde weht. Der Boden ist von dichten Gruppen langblätteriger Bromelien (bromelia pita z. B.) bedeckt, deren zähe Blattfasern den besten Faden für Lederarbeiten liefern.

Zeigten sich früher schon einzelne Palmen, so ist es doch hier erst wo sie in förmlichen Wäldern auftreten, und diese gerade gehören zu dem Schönsten was die Natur hervorgebracht hat. Auf schlanken glatten Säulen von 60 bis 90 Fuß Höhe stehen, große Spitzbögen bildend, die Blattwedel, welche, nicht wie bei den meisten Palmen, horizontal, sondern vertical die Fiederung an die Blattrippe gefügt haben. Diese eigenthümliche Stellung des Blattes gibt ihm einen so zierlichen Schwung, Licht und Schatten werden so scharf dadurch begränzt, daß eine Tempelhalle von zauberhafter Wirkung dadurch gebildet wird. Ich sah einst einen solchen Wald, aus welchem das störende Unterholz entfernt war, und wo nun mit einem Blick der großartigste Dom übersehen werden konnte; Palmen aller Größen bildeten die stolze Wölbung, die Säulenknäufe waren von den Blüthenscheiden und Fruchtzweigen gebildet welche regelmäßig unter den Blattansätzen hervordringen, ringsum stand ernster schwarzer Wald, die Wände bildend, und nur durch das leichte Palmenblattgewölbe drang das Licht des tiefblauen Aethers — wahrlich wem bei solchem Anblick nicht die Schauer der Andacht durch den Busen ziehen, dem bleibt ewig der göttliche Genius fern.

Diese schöne Palmenart gehört zu dem Geschlecht der cocos, hat viel kleinere Früchte als cocos nucifera, welche auch an

der ganzen Küste vorkommt, aber ist bei weitem schöner als diese. Man nennt sie im Lande Königspalme (palma real), so wie man in Cuba die oreodoxa regia mit demselben Namen belegt.

Mehrere Meilen weit hat man sich auf schmalen Pfaden, die zum Theil schlüpferig und naß sind, durch eine großartige Vegetation durchzuarbeiten, welche hier die Hauptbedingungen ihrer Entwicklung hat: Sonnengluth und Feuchtigkeit. Der reichste Humus ist für die Pflanzen nutzlos, wenn das Wasser fehlt um den Kohlenstoff, die Alkalien und Erden aufzulösen. Aber wo alle diese Bedingungen für die Entwickelung eines Tropenurwalds vorhanden sind, da vegetirt der Mensch schlecht, denn die heiße feuchte Luft brütet nicht nur alle die bösen Fieber der Tropenwelt aus, sondern auch die dichten Schaaren plagender Musquitos, die Masse von Zecken und blutsaugenden Insecten, welche dem Menschen das Leben zur Plage machen. Nur hin und wieder findet man kleine Ansiedlungen mitten im Dickicht, da wo ein flacher Hügel eine luftigere Lage für eine Wohnung möglich macht. Die Wälder würden unendlich einsam erscheinen, wenn nicht das gellende Schrillen der Cicaden, das Zirpen der Grillen und Heuschrecken, das Geplauder der Papagaien und Aras, das hämmern der Spechte an den dürren Bäumen, das Geschrei der Affen u. s. w. Leben in die Öde brächte. Oft auch erblicken wir Gruppen Rindviehs, welches reichliche Nahrung in diesen Wäldern findet, namentlich im Winter, und nicht verwildert sondern absichtlich dahin getrieben ist. Große Schmetterlinge gaukeln unter dem dichten Laubwerk hin, und naschen an den Blumengewinden, welche sich über die höchsten Baumwipfel hinziehen; während Schaaren von Tukans und Großschnäblern (Rhamphastos) die reifenden Beeren der Eugenias aufsuchen.

Obgleich der Tapir, der Jaguar und felis concolor sich häufig in diesen Waldungen finden, wird man sie nie bei dem flüchtigen Besuche erblicken; höchstens wechselt ein Hirsch über den Pfad, oder eilt ein Armadill oder Aguti in das dichtere Gebüsch. Selbst die Schlangen finden sich mehr nach den Rändern der Waldung hin in dem trockneren Graslande.



M. Rugendas delᵗ. G. M. Kurz sculpᵗ.

THE COUNTRY OF THE SABANAS ON THE EASTERN COAST.

PARAGE DE LAS SABANAS HÁCIA LA COSTA OCCIDENTAL. (MEXICO.) REGION DER SAVANEN NACH DER WESTKÜSTE.

Nach einigen Stunden ist die tiefere Ebene mit ihren Palmenwäldern durchschritten, das Land beginnt wellenförmig zu werden, nur in den Thälern hin zieht der dichtere Wald fort, aber auf den Hügeln ist Sträucherwerk und hohes Gras. Die rankenden combretum überziehen die Mimosen mit ihren langen feuerfarbigen Blüthenbüscheln, lindenartige Bäume mischen sich unter die Akazien und Ingas, und baumartige Convolvulus mit großen weißen, innen rothbraunen Blüthen kündigen eine andere Region an.

Das breite Flußthal, in welches wir, Antigua gegenüber, eingelenkt hatten, führt uns sanft aufsteigend bis zu der Hauptstraße; eine stattliche steinerne Brücke zeigt daß hier lebhafterer Verkehr der Menschen stattfinde, und ein verändertes Ansehen der Natur daß wir in eine andere Region eingetreten sind.

III. Die Region der Savanen oder Grasebenen.

Es ist nicht leicht eine feste Regel anzugeben wo die geschlossenen Wälder der heißen Zone aufhören, wo die Grasflächen beginnen. Geognostische Verhältnisse haben hierauf einen großen Einfluß, ja nachdem das Land von basaltinischem und vulkanischem Trümmergestein gebildet ist, oder aus aufgeschwemmten, fast meeresgleichen Ebenen besteht. An manchen Stellen der Küste beginnt der gesellige Graswuchs im Angesicht der See; aber bei genauer Betrachtung sind es meilenbreite, allmählig abgeflachte Rücken, welche in sanfter Böschung vom Meere aufsteigen. Diese Gebiete sind wasserarm, überall mit basaltischem Rollgestein, theils in kleinern Kugeln, theils in größeren Blöcken bedeckt, und die Erde besteht aus verwittertem Basalt. Im allgemeinen ist auf einer Erhebung von 800 bis 1000 Fuß über dem Meeresspiegel das Savanenland zu finden, und erstreckt sich bis zur Höhe von 2500 Fuß. Fast überall ist dieses Gebiet eine sanft geneigte Ebene, von furchtbaren Schluchten in der Richtung von West nach Ost zerrissen, in welchen die Gewässer des Gebirges in tiefem Bett hinbrausen. Man denke sich nicht heitere

blumenreiche Wiesen, es sind mehr langweilige Steppen, überall mit niederen dornigen Mimosen bewachsen, häufig von größern Baumgruppen und kleinen Wäldchen unterbrochen. Aber der Charakter der Vegetation hat nichts großartiges, es sind, so weit das Auge reicht, die schirmförmig ausgebreiteten Mimosen, die sparrigen, mit großen Früchten belasteten Topfbäume (crescentia alata), einige Tiliaceen, Convolvolusbäume, Wittelsbachien, Euphorbien und wenige Myrten und Terebynthen. Dazwischen sehen düster säulenförmige Cactus (cereus) mit weißem Gipfel heraus, Opuntien und Mamillarien, Bromelien und Agaven starren aus Steinhaufen und stimmen zu dem grauen Strauchwerk verschiedener Crotonarten und Syngenesisten. Mehr westlich gruppiren sich wunderlich gestaltete Cordelinen ganz eigenthümlich; den Fuß des Baumes bildet ein Kegel von vier, sechs und mehr Fuß Durchmesser an der Grundfläche, der sich bis zu einem Fuß verjüngt, von welcher Dicke nun der Stamm in die Höhe steigt, der an seiner Spitze einen großen Busch langer, weicher, bandförmiger Blätter trägt. Im Frühling ziert ihn ein hoher weißer Blüthenbüschel.

Auf gleicher Höhe finden sich, zumal an den Rändern der Schluchten, die Cycas mit starrem Blatt und starkem Stamm, meist nur vier bis sechs Fuß hoch. Sie sind zweigeschlechtig, und der weibliche Stamm trägt eine holzige Fruchtkolbe mit einigen hundert Früchten von der Größe einer Wallnuß, welche ganz von einem reinen Stärkemehl (Sago) angefüllt sind. Auch der Stamm und die Wurzel enthalten Sago. Dieß ist auch der Standort der Zamien.

In den Sommermonaten, von Junius bis October, rufen die tropischen Regen ein lebhaftes Grün hervor, Tausende von Kühen weiden in dem fetten weichen Grase und beleben die Einförmigkeit der Landschaft. Mit dem Verschwinden der Regen ergrauen die Grasflächen, der Boden vertrocknet, die Bäume verlieren das Laub, die Heerden suchen die Wälder und Schluchten, und von dem unbewölkten Himmel brennt die Sonne auf

die schattenlosen Flächen. In dieser Zeit werden häufig die Weiden angezündet, theils um die Menge plagender Zecken, Taranteln und dergleichen zu vernichten, theils um unter der Asche jungen Graswuchs hervorzurufen. In der Nacht ist es ein schöner Anblick, zumal in hügeligem Lande, die lange Feuerreihe gleich einem unendlichen Fackelzuge hinziehen zu sehen. Bei Tag sammeln sich vor dem Feuer Schaaren grauer Bussarde, welche die vor dem Rauche fliehenden Heuschrecken wegfangen; auch Reinecke Fuchs findet sich dort ein, um zu sehen ob sich auf der Flucht irgend etwas für ihn erbeuten läßt.

In der Savanengegend findet man nicht viele Thiere; am häufigsten den Hirsch (dem virginischen an Größe und Farbe gleich, nur mit graderem Geweih), den Coyote (Halbwolf), den Fuchs und das Kaninchen. Große Ketten wilder Truthühner durchziehen die Ebene, und auch das kleine Feldhuhn ist häufig, sowie in den Schluchten und Wäldchen die Penelopen, welche die aufgehende Sonne mit ihrem heißern Geschrei begrüßen. Zwischen dem weidenden Vieh sieht man überall den dummen Bobo (crotophaga), und gern dulden ihn die Kühe und Pferde auf ihrem Rücken, weil er sorgsam die plagenden Insecten absucht. Nicht Städte, nicht Dörfer findet man in dem weiten Revier, sondern nur hin und wieder einzelne Gehöfte der Viehbesitzer oder der Hirten. Es ist ein eigenthümliches Volk, einfach und hart gewöhnt, gut beritten und geübt in allen Reiterkünsten; dabei zuverlässig, gefällig und stets guten Humors. Man nennt sie Rancheros und kennt sie auf den ersten Blick an ihrer Lederkleidung, einen Hirschfänger an der Seite, stets zu Pferd den Lazo von Leder an dem Sattel und die langen Sporen an den weiten Ueberstiefeln. Weiter unten werde ich von der Lebensweise und den Festen des Ranchero berichten, hier diene er uns als Staffage für die reizlose Landschaft. Für den Forscher hat aber gerade diese Region ein eigenes Interesse. Es sind die Spuren untergegangener Geschlechter, einer dichten Ackerbau treibenden Bevölkerung, die bereits vertilgt war, als die Spanier das Land betraten. Wenn der hohe Graswuchs niedergebrannt ist, bemerkt

man, daß das ganze Land durch Mauern in Terrassen gelegt war, überall war dadurch der Abschwemmung der tropischen Regen entgegengearbeitet; sie folgten jeder Biegung des Bodens, selbst zu den steilsten Stellen herab, wo die Beete häufig nur wenige Ellen breit sind. In den flachen Thälern findet man unzählige Reste von Querdämmen und Sammelteichen, meist von großen Steinen und Thon, manche von solidem Mauerwerk, natürlich alle durch Fluthen an der tiefsten Stelle zerrissen, und mit Erde gefüllt. Auf den trocknen flachen Rücken hin liegen die Reste großer Städte, Meilen weit eine regelmäßige Straße bildend. Man erkennt die steinernen Fundamente der Häuser, mit einem Schutt und Steinhügel darauf, große Plätze mit symmetrisch geordneten stattlichen Gebäuden, und an den Hauptfronten mit Tempelpyramiden 40 bis 50 Fuß hoch, Spuren von Estrich und Mörtel, und Pflasterung. Da wo die Vereinigung zweier Schluchten mit senkrechten Felswänden (und solcher Punkte sind viele da) einen von drei Seiten gedeckten Vorsprung bildet, stehen Burgen von solidem Mauerwerk, mit Brustwehren und Zinnen; im Hofraume ausgedehnte Trümmer von Palästen, Tempeln und Gräbern. Alles überdeckt jetzt Baumwuchs oder hohes Gras, auf viele Meilen steht kaum eine Hütte, wo sonst jede Spanne Landes so fleißig angebaut war wie am Nil oder Euphrat zu Salomos Zeit, wir wissen nicht ob Pest, ob Hunger, ob kriegerische Stämme von Norden her, oder ein großes Naturereigniß die dichte Bevölkerung vertilgte, ja kein Fingerzeig leitet uns darauf, von welchem Volke diese Reste großen Gewerbfleißes herrühren. Unzählige Stücke von Töpferwaaren, Pfeilspitzen von Obsidian, bisweilen Theile von großen Statuen aus festem Porphyr, sind die einzigen Ueberbleibsel bildende Kunst. Vielleicht waren es toltekische Stämme, die in den Kämpfen mit den Azteken untergingen. Nur wenige kleine Aztekendörfer liegen in der Savanen-Region in denen sich keine Sage aus der Vorzeit erhalten hat. Das einzige Dorf Codasta, das alte Cautastlan, mit prachtvollen Ruinen aus gehauenen, mit Skulpturen bedeckten Steinen, ist aus historischer Zeit; ein Königssitz der



M. Rugendas delt. G.M. Kurz sculpt.

THE REGION OF OAKS BETWEEN IALAPA AND QUAUTEPEC LOOKING TOWARDS THE VOLCANO OF ORIZAVA.

LA REGION DE LA ENCINA ENTRE IALAPA Y QUAUTEPEC CON LA VISTA HACIA EL VOLCAN DE ORIZAVA.

(MEXICO.)

DIE REGION DER EICHEN ZWISCHEN IALAPA & QUAUTEPEC MIT DER ANSICHT DES VULKANS VON ORIZAVA.

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.

hundert Jahre vor Ankunft der Spanier im Kampfe mit den Azteken zertrümmert wurde. —

IV. Die Region der immergrünen Wälder.

Von der Plattform eines Cué, oder altindianischen Grabhügels, deren die Ebene unzählige trägt, wollen wir eine Rundschau halten, bevor uns dichtbewaldetes Land die Aussicht wehrt. Nach Osten hin übersehen wir die lichtgrünen Savannen, welchen als dunkeles Land das Küstenwaldland folgt. Der blaue Golf ist drüberhin sichtbar, und selbst die Segel der Schiffe erkennen wir noch; denn in grader Linie sind wir höchstens sieben Meilen von der See entfernt.

Wenden wir uns nach Westen, so liegen dunkel bewaldete Berge nahe vor uns, über denen sich zackig und schroff das Hochgebirge thürmt, nach Norden und Süden hin aber zieht sich in schönen Linien das Gebirge bis zum fernen Horizont. Denken wir uns diese Ansicht zwischen den 19 und 20 Grad N. B., so würden wir ähnliche unter dem 18ten wir unter dem 22sten und 24sten finden. Das geognostische Verhalten bedingt zwar immer die Physiognomie der Pflanzenwelt, wir finden auf Kalkboden andere Pflanzenformen als in Trachyt oder Porphyr, z. B. im Kalk vorzugsweise die Fächerpalmen und die Malvaceen: aber die Bedingungen welche die Erhebungen über dem Meere hervorrufen, die Isothermen-Linien, werden überall analoge Erscheinungen auftreten lassen. Auf der ganzen Ostküste des Landes finden wir deßhalb auf einer Höhe von 2500 Fuß den Eichenwald, der uns zuerst durch die uns befreundete Form heimathlich anlacht. Es ist nicht ein allmähliger Uebergang von Strauch zu Baum, nein der Wald steht plötzlich als geschlossenes Ganzes vor uns. Die Arten welche am tiefsten herabgehen, sind auf der Ost- wie Westküste durch hartes lederartiges Blatt, kleine Eicheln, in Träubchen vereinigt, und sehr festes Holz ausgezeichnet, bald aber treten andere Arten hinzu, und da ihre verticale Verbreitung gegen 5000 Fuß beträgt, so finden sich die verschiedensten Formen in etwa 30 verschiedenen Species, allein schon

in dem Gebirge zwischen Jalapa und Orizava. Es finden sich darunter Arten mit schuhlangem Blatt, Eicheln von 2 bis 2½ Zoll Durchmesser, bis zu den kleinsten von der Größe einer Erbse.

Hier darf der Mensch frei athmen, hier entsteigen dem Boden keine gefährlichen Miasmen, keine Wechselfieber entkräften das Leben des Pflanzers, keine erschlaffende Hitze hemmt die freie Thätigkeit. Eine weiche, milde Luft weht das ganze Jahr hindurch, bei Tag angenehm durch die Seebrise, bei Nacht durch den erfrischenden Gebirgswind gekühlt. Bis hierher bilden sich am häufigsten die wässerigen Niederschläge der Wolken, welche die Passatwinde gegen das Hochgebirge treiben; das ganze Jahr hindurch entbehrt das Land den befruchtenden Regen nicht, und starker Thau erfrischt allnächtlich die Pflanzen. Ohne künstliche Wässerung gedeiht hier das Zuckerrohr nnd der Reis, der Tabak und die Banane, ohne mühselige Arbeit spendet die gütige Mutter Natur eine Masse gesunden Nahrungsstoffes auf kleiner Fläche.

Staunten wir in den Ebenen der Küste die großartigen Formen der Vegetation der heißen Zone an, die Palmen, Bambusen und Mimosen, so bewundern wir hier die unendliche Fülle des eigentlichen tropischen Pflanzenwuchses. Alles ist für Leben und organische Thätigkeit. Die Eichen welche vorzugsweise den eisenhaltigen Thonboden suchen, krönen die Anhöhen mit ihren Seitengehängen; in den Niederungen aber ist ein dichtes Gemisch von hohen Lorbeeren (Ocoteen), Myrten (z. B. myrtus pimenta, sonst meist Eugenien), Sapinten, Terebinthaceen, Avalien, Robinien, Mimosen, Ingas und Cassien, schildblätterigen Cecropien, silberweißen Croten, dunklen Feigen, wolligen Linden (Triumphetten), Ulmen mit breiten, blattartigen Stämmen u. s. w. Dazwischen wuchern in vielen Species die freien Schilfpalmen Chamaedorea (welche in einer Art als langer Ranker auftreten), die dünnen, rohrartigen Bambusen, panicum, sacharum und andere Riesengräser, die großblätterigen Scytamineen (Musen und Heliconien), Agaven und hochstämmige Yuccas mit prächtigen Blüthenbüscheln und Pothosgewächse in allen Formen.

Von letzteren sind es namentlich die Dracentien mit ungeheuren Blättern, meist durchbrochen, welche die alten Stämme der Bäume bis hoch in das Astwerk umschlingen, oder die Felsen mit mächtigen Guirlanden bekleiden, bald mit weißen Blüthen, bald hochrothen Früchten verziert. Man macht sich kaum einen Begriff von den zahllosen Lianen welche theils das Unterholz umschlingen, theils als nacktes Tauwerk bis in die höchsten Baumgipfel ragen, und die Wurzeln irgend einer schmarotzenden Clusia, Melastona, Bromelia oder Eupatidium sind. Aber auch die Reben, Clematis, Banistorien, Paullinen, Asclepiaden, Bignomien, Impomöen, Passifloren, Brombeeren, Sarzaparillen ꝛc., erscheinen oft als starke Schiffstaue, welche erst in den Gipfeln der Bäume Zweige und Blätter treiben.

Pflanzenformen welche sich im Norden kaum über den Boden erheben werden dort zu Bänmen, wie z. B. die Wolfmilcharten, Stechäpfel (datura), Solanum und Salbey. Vor allen aber ist dieses charakteristisch bei den schlingenden und baumartigen Farrenkräutern, welche zu dem zierlichsten gehören was die Natur hervorgebracht hat. Denke man sich solche Gruppen schlanker Stämme, zwanzig bis dreißig Fuß hoch, an deren Spitze die riesigen Blattwedel von fein gefiedertem Laubwerk gleich einem großen Sonnenschirm ausgespannt sind. Wie schön sich durch das zarte Gewebe der blaue Himmel ansieht! Stets finden sich diese Farren in feuchtem Quellgrund oder an den rauschenden Waldbächen hin, umgeben von zahllosen Geschlechtsverwandten, Lykopodien und Junggermanien, welche selbst den Stamm umranken oder in den verkohlten Blattstümpfen wurzeln.

Die rege Schaffungskraft der Natur ruft hier überall Leben hervor wo die Feuchtigkeit als belebendes Element hingelangt. Selbst die nackten Felsenwände sind mit Flechten und Mosen überkleidet, und aus jeder kleinen Spalte, wo sich etwas Erde bilden kann, treiben Farren, Piper oder kleine Pathos hervor. Jeder Baum wird zur Colonie unzähliger Pflanzen, von der Wurzel an, auf welcher Pilzen und Ovobanchen (eine lederfarbige auf der Eichenwurzel u. a.) sprießen, den Stamm hinauf

wo jeder kleine Einschnitt der Rinde, jeder Abstumpf eine Orchidee (Stelis, pleurotalis, maxillaria, oncidium, trychopilla u. s. w.) ein Kryptogam oder eine Fettpflanze beherbergt (sedum etc), zu den Astgabeln, die in der Regel große Bromelien tragen, welche in den kanalförmigen, dicht geschlossenen Wurzelblättern einen großen Wasservorrath für die Trockenzeit aufbewahren. Die Aeste sind wie Gartenbeete mit saftigen, breitblätterigen Tillandsien besetzt, dazwischen blühen Stanhopien, Lälien und Epidendrum-Arten, oder hängen Ripsalis in dicken Büscheln herab, und so geht es bis zum Gipfel, den häufig die nordische Mistel neben dem prächtig blühenden tropischen Lovanthus einnimmt. An den Rändern der Wälder nehmen Melastomen und Rexien ihre Stelle, welchen sich die Piperarten als Sträucher, Rubiaceen, Cestrum, baumartige Nessel, Jatrophen und großblätterige Bocomien beigesellen. Wo sich dazwischen kleinere Wiesengründe ausbreiten, da grünen schöne Gras- und Cyperusarten, und zwischen ihnen Erdorchideen (serapias, cipripedium, bletia u. a.) Amarillydeen, indigofera und viele andere Leguminosen und Oxalideen. Viele vortreffliche Früchte bringen die Wälder ohne Anbau hervor, wie z. B. Sapoten, Anonas und Guayavas (psidium); Citronen und bittere Orangen haben sich in den Wäldern so verbreitet, daß es, von den letzteren wenigstens, zweifelhaft bleibt ob sie nicht als einheimische Art anzusehen sind. Der Anbau kann in dieser bevorzugten Region die Früchte des ganzen Erdbodens vereinigen, und sie würden sich da finden wenn sich die spanische Race mehr für Gartenbau interessirt hätte; dennoch ist eine beträchtliche Zahl vereinigt. Die alte Welt hat ihre Aepfel, Birnen und Kirschen, Pfirsiche, Orangen, Feigen, Trauben und Granatäpfel gesandt; daneben gedeihen vortrefflich die ostindischen Mangos und Papayas (carica), die amerikanische Ananas (sechs Arten), Casimiroas, Mameys, Aguacaten, Ananas, Spondias, Früchte der Passionsblumen, die vorzüglichen Cactusfrüchte, Cucurbitaceen aller Art, und viele andere in solcher Fülle, daß selbst die Eingebornen nicht alle Früchte ihres Landes kennen. Ein indianisches Dörfchen dieser Zone bietet einen

wahrhaft entzückenden Anblick durch die mit Früchten beladenen Orangebäume und Bananenstauden, durch die Form und Farbe der verschiedenartigsten Obstsorten, und durch die blühenden Stauden, welche der Cultur der Menschen gefolgt sind. Unter letztern sind die eleganten Blumerien in allen Farben zu zählen, die baumartigen, gefüllten Dahlien, die Erythrinen, datura grandiflora, der Hollunder und die Rosen welche bei keiner indianischen Hütte fehlen.

Durchwandert man diese reichen Gegenden, da wo seit lange größere Ansiedlungen bestehen, z. B. in der Umgegend von Cordova, Orizava, Huatusco, Jalapa, Papantla und andern Städten und großen Dörfern, so muß man staunen über die kleinen Oasen angebauten Landes im Verhältniß zu den großen Strecken eigentlicher Wildniß. Der Grund liegt theils in der dünnen Bevölkerung, theils aber auch in der Ergiebigkeit des Bodens, welcher auf kleiner Fläche eine Masse nährender Früchte hervorbringt. Wer kennt nicht den ausgezeichneten Ertrag der Banane, der nährenden Wurzeln, als da sind: Yam, Manioc, Arum, Batate und Arrowroot? Der Mais giebt zweihundertfach, der Reis fünfzig- bis sechzigfach sein Saatkorn zurück; der Kaffee grünt wie in den Bergen seiner Heimath, die Vanille ist Product des Waldes, Farbestoffe, Gewürze und Droguerieen bringt theils die Natur freiwillig hervor, theils werden sie leicht durch Anbau gewonnen; darf es uns also wundern wenn die Bewohner des Landes die Gaben des Himmels genießen, den Augenblick benutzen und Sorgen um die Zukunft für eine Thorheit halten? Scheint es doch als ob die Thierwelt mit dem Beispiel des Leichtsinnes vorangehe. Wenigstens sind die Nester der meisten Vögel weit kunst- und sorgloser construirt als in kälteren Gegenden, und die weit verbreitete Familie der Troupiale (cassicus, icterus u. a.), welche sich überall in Schaaren bei den Wohnungen der Menschen einfinden, überläßt die Sorge für das Nest und die Erziehung der Jungen den Drosseln und Fliegenfängern, um in lustiger Gesellschaft das Leben zu genießen.

Ich erwähnte oben, daß die verticale Verbreitung der Ei-

chenwälder über fünftausend Fuß *) betrage, und so weit reicht auch die Waldung immergrüner Laubhölzer. Betrachten wir die Erhebung über dem Meere, so findet sich der größte Reichthum der Vegetation von 2500—4500 Fuß absoluter Höhe. Schon von 4000 Fuß an vermindert sich die Zahl tropischer Formen, wie Palmen, Zamien, Scytamineen, Aroideen u. a. Dagegen treten der gemäßigten Zone sich annährende Formen auf. Liquidamber und Hainbuche (carpinus) erscheinen als Waldbestand, die Magnolien (in vier Arten) in zerstreuten Gruppen. An den Gewässern hin bilden die mächtigen Stämme der Platanen einen schönen Baumschlag, der höher hinauf durch Weiden und Erlen ersetzt wird.

An waldlosen Stellen sind kurze, saftige Gräser, Ranunkeln und Wegericharten sichtbar, überall treten hartblätterige Syngenesisten (hohe Disteln und Sträucher), Durantas und Weißdorn, die Repräsentanten der Haiden, Andromeden und Arbutus als Sträucher und Bäume auf. Die krautartigen Labiaten haben hier ihre größte Verbreitung, und gerade diese Gegenden eignen sich am meisten für die Bienenzucht. Während man 5000 Fuß Höhe als die äußerste Gränze der Banane und des Kaffeebaumes setzen muß, gedeihen Ananas und Mangos nicht mehr, dagegen ertragen alle Früchte Europa's reichlich, und neben ihnen die Chirimoyas und Aguacates (anona und persea).

Zwischen vier- und sechstausend Fuß finden sich die meisten uralten Ansiedlungen der Eingebornen an der ganzen Länge des Gebirges hin. In den höheren Lagen ist das Klima kein tropisches mehr, häufige Regen kühlen die Luft, und im Winter gehören Reif und Schneegestöber nicht zu den Seltenheiten. Dennoch ist dieses Klima ein äußerst gesundes, gleichmäßiges, von einer durchschnittlichen Wärme von 13 bis 14 Grad Réaumur;

*) Es kann nur von dem vorherrschenden Auftreten die Rede sein; denn ich entdeckte eine Eichenart einige hundert Schritt vom Meere bei Salinas, vier Meilen südlich von Veracruz, andere bei zehntausend Fuß Höhe in den Gebirgen von Orizava und Toluca.



M. Rugendas del.t Joh. Poppel sculp.t

REGION OF THE PINES.

REGION DE LOS PINOS. (MEXICO.) *REGION DER NADELHÖLZER.*

ein ewiges Grün schmückt die Thäler und Berggehänge, und die Gewächse der kalten Zonen können das ganze Jahr hindurch geerntet werden.

In der Region der Savanen hatten wir geneigte Flächen von tiefen Schluchten durchschritten, deren Wände Conglomerat und Sandstein führen, nur einige Höhenzüge eines festen grauen Kalksteins: in der Waldregion ist zerrissenes Gebirgsland; schmale Thäler, steile Abhänge, bald rother Thon auf der Oberfläche, bald verwitterte Laven und Asche. Ueberall sind Spuren vulkanischer Thätigkeit, eingesunkene Krater, Lavaströme, Emporhebungen und Bergstürze. Alle Gewässer sind Wildbäche, welche unzählige Wasserfälle bilden. Oft erblickt man aus den dunkeln Waldwegen eine Nebelsäule aufsteigen, sicher ist es ein Staubbach, der sich tosend in die Tiefe stürzt. Nur an wenigen Stellen ist das Land zu weiteren Thälern und Hochebenen abgeplattet, sein Hauptcharakter ist Alpennatur mit tropischem und subtropischem Kleide, saftige Thäler, dunkle Waldgehänge, Feuchtigkeit überall, eine überreiche Vegetation und Fauna.

V. Das Hochgebirge. Region der Nadelhölzer.

Die ganze Ostseite des Andesgebirges bietet uns nirgends das Phänomen dar, daß außer einer großen, dem Meere gleichen Ebene, der Hauptgebirgsstock hervorspringe, sondern es ist ein allmähliges Erheben zu verschiedenen Terrassen, wovon jede durch einen eigenthümlichen Charakter der Vegetation ausgezeichnet ist. Das ganze Land vom Golf von Veracruz bis zum Hochgebirge zeigt vorzüglich vulkanische Gebilde, nirgends ist eine Spur von Granit oder Gneus, aber in weiter Erstreckung finden sich Conglomerate und Tuffe, Laven, Basalte und Porphyre. Ueberall sind Kegelberge mit eingesunkenen Kratern, alle nach Osten geöffnet, ein Beweiß welche furchtbare Umwandlungen das Land erlitten haben muß. An vielen Stellen ist ein krystallinisch-schieferiges Gestein, mit regelmäßigen Einfallswinkel von etwa 60°, bogenförmig aus der Tiefe gehoben, an andern treten Kalkgebirge mitten zwischen vulkanischen Gebilden hervor.

Aber unabhängig von der vulkanischen Einwirkung zeigt es sich deutlich, daß das ganze Land durch plutonische Hebung aus der Tiefe emporgestiegen ist. Die Wände der Schluchten, oft von 1000 bis 1500 Fuß senkrechter Höhe, bestehen an vielen Stellen aus einem Sandstein, mit groben Basaltstücken gemischt, massenhaft gelagert, nur durch Streifen runden Gerölles, manchmal von ein bis drei Fuß Mächtigkeit, aber fest mit Sand und Eisenhydrat zusammengebacken, in horizontale Stockwerke abgetheilt. Aus dem erhobenen Boden treiben die vulkanischen Feuerströme die viel höheren konischen Schlotte, theils bis in die Schneeregion, theils zu geringerer Erhebung. In bedeutender Höhe über dem Meere habe ich Versteinerungen von Seemuscheln gesehen, in grauem Kalke, unter welchen mir große Pectiniten auffielen.

Spätere Reisende werden uns geologische Bilder des Landes geben, ich erwähnte nur das Wenige, was ich zu beurtheilen vermochte, um jene stufenförmige Erhebungen deutlich zu machen, welche in diesem Lande den Wechsel der Klimate bedingen. An unzähligen Stellen befinden wir uns in dem schönsten Laubwalde, in der Fülle einer halbtropischen Vegetation; ein steiler Gebirgspfad führt uns 2000 Fuß höher, und wie durch einen Zauberschlag stehen wir im Tannenwald und hören das Sausen des Windes, wie in den Wäldern des Nordens. An andern Stellen ist der Uebergang ein allmähliger; überall aber tritt das Laubholz noch weithin in das Nadelholz hinein, namentlich Eichen, Erlen, Arbutus u. a. Im Allgemeinen ist die Höhe von 6500 bis 6800 Fuß die niedrigste Gränze der Nadelhölzer, und pinus leiophylla ist die Species, welche am tiefsten vorkommt. Die verschiedenen Formen der mexicanischen Coniferen sind in neuerer Zeit nicht nur beschrieben worden, sondern in den meisten Kunstgärten findet man einige Miniaturexemplare dieser Andesbewohner; aber man macht sich dabei keine Idee von dem Ernst und der Großartigkeit dieser Gebirgswaldungen. Die schlanken, geraden Stämme, oft 100 bis 120 Fuß hoch, die dichten Kronen mit abwärts gebogenem Astwerke, bald längeren, bald kürzeren

Nadelbüscheln, bald ganz kleinen, bald ungeheuren Samenzapfen, die düsteren Gruppen der abies religiosa, welche von unten bis oben hin beastet ist, die unendliche Stille der Einöde, welche nur selten von dem Geschrei des blauen Heher, des grünen Aras oder eines hungerigen Wolfes unterbrochen wird — das erregt in uns das Gefühl der Einsamkeit, wie es selbst die weite Steppe nicht hervorruft. Schluchten mit brausenden Bächen, steile Felsgruppen und grüne Wiesen ändern bisweilen die einförmige Scenerie, und hier finden wir alle Reize der Vegetation des Alpenlandes. Alles sind bekannte Formen, von den Gräsern poa, festuca, agrostis, triticum ꝛc. zu den Kleearten, Ranunkeln, Patentillen, Gentianen, Erdbeeren und Veilchen. Die Vaccinien und Einbeeren haben hier ihre Verbreitung wie im Norden, die Lupinen und Penstemen blühen noch auf Höhen von 11,000 Fuß, wo die Erle schon verschwindet, und nur noch die pinus montezumae, als höchst stehender Waldbaum, vorkommt. Die Wachholderarten (juni perus) erreichen diese Höhe nicht, überhaupt kommen nur wenige auf der Ostseite des Gebirges, desto mehr aber auf der Westseite vor. Auch die Agaven und Cactus finden sich nur spärlich zwischen Felsblöcken; sie lieben nicht das feuchte Klima der Ostseite, wiewohl sie ihre Repräsentanten auch in diesen Regionen aufzuweisen haben.

Da wo auf den höchsten, ödesten Theilen des Gebirges der Waldwuchs verschwindet*), endet die Vegetation noch nicht. Graswuchs deckt noch ganze Flächen, spiraea argentea und kleine strauchartige Stevien bezeichnen den Charakter der Gegend; veratrum frigidum, pedicularis, viola, alchemilla, arenaria, potentilla, auricula, castilleja und andere sind überall in den feinen Grasteppich eingewebt, an den höchsten Punkten aber finden wir senecio mit feinem silbergrauem Blatt, die Schneedistel ganz mit grauem Filz überkleidet, und Flechten und Moose die auch

*) Bei 13500 Fuß ist am Orizava die äußerste Gränze des Holzwuchses. Die Tannen, welche vorkommen sind: pinus leuophilla p. Monterumae, p. Ayacahuite p. magrophilla p. pseudo strobus, abies religiosa.

der hohe Norden beherbergt. Die weißen Gebirgsrücken reichen nicht mehr in diese Zone, wohl aber hat es der Forscher in seiner Gewalt die eigenthümlichen Wege der Natur noch in höhere Regionen zu verfolgen. Auf gebahntem Wege kann man an dem 17,800 Fuß hohen Vulkan von Orizava bis zur Gränze des ewigen Schnees emporsteigen, und alle Pflanzenformen von den Palmen bis zu den verkümmerten Erzeugnissen der Polargegenden in ihrem eigenthümlichen Leben beobachten. Bei 14,200 Fuß endet die mit dichtem Graswuchs bedeckte Region, und es folgt nun ein ziemlich steiler Kegel losen Sandes mit einzelnen Felsblöcken. Wiewohl diese Steilung auf den ersten Blick von aller Vegetation entblößt scheint, finden sich doch noch einzelne Phanerogamen, namentlich da, wo sie um das feste Gestein einen Halt finden. Man sieht hier eine kleine blaßgelbe und hochgelbe Draba, Sisymbrium und Mausohr, Arenarien, strauchartiges Senecio, Saussurea-Distel und mehrere Gräser, namentlich eine kleine Avena.

Mit 14,500 Fuß sind alle Phanerogamen verschwunden, und der einzige Pflanzenwuchs besteht noch in Moosen und Flechten, welche die einzelnen Felsblöcke bis 14,700 Fuß bekleiden. Man nimmt gewöhnlich an, daß lecidea geographica die höchste Erscheinung der Pflanzenwelt in dem warmen Amerika bilde; das ist aber am Orizava nicht der Fall. Unter den Moosen sind einige, z. B. Grimmien, welche so hoch als die Lichenen gehen, wenigstens so hoch als die Lecideen, bis zuletzt parmelio elegans alle überflügelt. Im ganzen haben die Botaniker, welche mit Sorgfalt diese Region durchforscht haben und die scandinavischen Alpen genau kannten, wie Dr. Friedrich Liebman aus Kopenhagen, die Bemerkung gemacht, daß in der Nähe der Schneegränze des hohen Nordens die Kryptogamen sowohl der Masse als der Verschiedenheit der Arten nach reichlicher repräsentirt seyen als unter ähnlichen Verhältnissen in der tropischen Zone. Namentlich sind die Jungermanien an dieser äußersten Gränze nicht mehr vertreten. Da wo noch Moose und Flechten gedeihen, liegt der Schnee in allen Vertiefungen und auf der Nordseite

der Felsen; der Boden ist das ganze Jahr hindurch gefroren. Wenige Schritte davon ist der Rand des ewigen Schnees oder Eises, denn es ist eine compacte Masse von 18 bis 20 Fuß Dicke, auf welcher loser Schnee aufliegt, der fortwährend schmilzt und wieder ersetzt wird.

Von dieser Gränze des organischen Lebens (Insecten findet man, vom Winde hingetrieben, noch hoch auf dem Schnee,) rieselt beständig der ewige Schnee wie kleine Quellen nach den Abhängen und vereinigt sich zu Wildbächen, welche den Ursprung einiger Flüßchen bilden.

Von diesem Standpunkt, höher als der Gipfel des Montblanc, wollen wir nochmals die Strecke, welche wir durchwandert überschauen, bevor wir nach Westen hin den Blick richten. Eine unendlich große Aussicht liegt vor uns, zu ausgedehnt als daß sich Einzelheiten hervorheben ließen. Deutlich unterscheiden wir die Spiegelfläche des Golfes, die dunklere Waldregion der Küste, die lichteren Flächen der Savannen (Grasebenen). Es folgen die ernsten Wellenlinien des Hügel- und Berglandes mit Wäldern bedeckt, nur hin und wieder vom Anbau unterbrochen. Deutlich unterscheidet man im tiefsten Schatten die eigenthümlichen Schluchten, welche den Lauf der Gewässer bezeichnen; einzelne weiße Punkte inmitten von Baumwuchs lassen uns Kirchen und Dörfer vermuthen. Von Stufe zu Stufe steigt das Gebirge an; wir erkennen die Linie, welche die Tannenwälder bezeichnet, welche sie in ihrer höchsten Entwickelung zeigt, und die Höhe wo der Baumwuchs ganz verschwindet. Von der Schwelle des starren Todes, wie vom Nordcap aus oder den Gletschern Islands, gleiten unsere Augen über die arctische Zone und Fichtenhaine des Nordens nach den Gärten der Hesperiden mit ihren Goldfrüchten, und von da zu der glühenden Zone, welche die Palme und die baumartigen Gräser entwickelt. Ein unermeßliches Panorama macht uns die Gestaltung des Landes klar, nämlich eine allmählige Erhebung des Bodens vom Meer an bis zum Rücken des Hochgebirges, von da eine geringe Absenkung nach dem weit ausgedehnten Hoch- oder Tafelland.

Nach dieser Seite hin lenken wir jetzt unsere Aufmerksamkeit: zum erstenmal beut sich uns die Fernsicht nach Westen, Nord- und Südwesten. Hatten wir nach Osten einen unbegränzten Horizont, der mit dem Meer sich einte, unterscheiden wir die Ebene nur in weiter Ferne, so liegt sie hier nahe vor uns, unmittelbar am Fuß einer steilen Höhe, auf dessen Gipfel wir uns befinden. Mäßig hohe Bergzüge umgränzen die Ebene, Gruppen von Bergen, meist spitzige oder abgestutzte Kegel unterbrechen die Fläche, weiterhin im Westen schließt eine hohe Cordillera mit Schneegipfel das Bild. Keine Wälder, keine saftigen Wiesen vermögen wir in dem Thalgrund zu erkennen, sondern überall Ackerland, viele Dörfer und Weiler, oder auch Sand und Moor, graue Lavamassen, kahles Gebirge oder nur spärlich mit Strauchwerk und niederem Baumwuchs bedeckte Abhänge. Der Contrast ist so groß, daß man sich in ein ganz anderes Land versetzt glaubt, von Süden nach dem Norden, von dem duftigen Wald auf die traurige Haide.

Genüge es für jetzt mit dieser Rundschau, und verweilen wir auf dem Gebiet zwischen Meer und Gebirge, um noch einige Details zu betrachten. Zuerst halten wir die Gestalt der ganzen Ostseite des Landes fest. Von dem Meer an erhebt sich das Land allmählig bis zur Höhe des Gebirges 10 bis 12,000 Fuß, fällt dann wieder 3 bis 4000 Fuß, und bildet nun die ausgedehnten Hochebenen, welche 6 bis 8000 Fuß höher liegen als das Meer.

Diese Gestaltung bedingt die Wärmeverhältnisse indem die Regel feststeht, daß bei der Erhebung über das Niveau des Meeres eine Verminderung der Wärme eintritt. Wenn nun, etwa unter dem 20 Grad nördlicher Breite, die durchschnittliche Temperatur der Luft am Meere 24 Grad Réaumur beträgt, so sehen wir, daß bei 14,700 Fuß Höhe im Sommer das Thermometer auf Null fällt. Die Schwankung der Schneegränze zwischen Sommer und Winter beträgt gegen 2000 Fuß; deßhalb kann man durchschnittlich dieselbe etwa auf 13,700 Fuß annehmen, wiewohl die Grenze des ewigen Eises höher liegt, was an

verschiedenen Schneekuppen dieser Linie durch barometrische Messung nachgewiesen ist. Die Vegetation nicht allein, sondern alles organische Leben findet in dieser Abstufung der Klimate eine Stelle, auf welcher die Bedingungen für eine vollkommene Entwickelung gegeben sind; deßhalb bietet uns auch dieses merkwürdige Land einen solchen Reichthum an Formen im Pflanzen- wie Thierreiche. Betrachtet man nur die Reihe der Culturpflanzen, welche in einer Strecke von 14 deutschen Meilen (was ungefähr die Entfernung vom Golf von Antigua oder der Mündung des Alvorado-Flusses bis zum Schnee des Pics von Orizava seyn mag) wirklich angebaut werden, oder dem Klima nach angebaut werden könnten. In den tieferen Gegenden, bis 1500 Fuß Höhe, gedeihen Cocos, Cacao, Vanille, Baumwolle, Nelken, Muskatnuß, Pfeffer und die übrigen Gewürze des Handels, nebst allen Früchten des heißen Ostens und Westens, bis zu 4000 Fuß Zucker und Kaffee, Indigo und Reis, Thee, Banane und Tabak, daneben aber die reichlich tragenden Wurzelgewächse des Manioc, Yam, Arun, Arrow-Root, Batate, Curcuma und Ingwer, sowie alle Früchte Amerika's, Mittelasiens und der Berberei. Von hier aufwärts beginnt der Bau der Cerealien der alten Welt, wie Gerste und Waizen, der Oelgewächse (Olive, Mohn, Reps, Lein), der Hülsenfrüchte und Gemüse, des Weins und aller übrigen Obstarten Europa's. Der Maulbeerbaum findet zwischen 3 bis 6000 F. sein Klima. Die geschmeidigste Pflanze ist der Mais, welche von der Küste bis zu 9000 Fuß mit Vortheil angebaut wird. Diese vortreffliche Grasart erträgt in der heißen Gegend drei bis vierhundertfach binnen 4 Monaten, während sie auf den kalten Höhen zehn Monate bis zur völligen Reife braucht, und nur achtzig bis hundertfach die Aussaat zurückgiebt. Die Gerste geht höher hinauf als der Mais, noch bei zehntausend Fuß wird sie angepflanzt, und diese Region ist auch die geeignete für den Anbau der Kartoffel. Von den unzähligen Solaneen, welche das Land hervorbringt, sind zwei knollentragende die Bewohner der höchsten Gebirge; eine mit blauer, die andre mit weißer Blüthe. Die blaublüthige

Art wird von Alters her angepflanzt, aber nur in den hohen Lagen, weil sie in tiefer liegenden Ländereien bloß Kraut und wenige Knollen erzeugt. Ich habe anderswo bemerkt, daß die eßbare Kartoffel in den höchsten Gebirgen Mexico's sich überall wild findet, aber man sieht auf den ersten Blick, daß die Cultur den ganzen Typus der Pflanze verändert hat, wie wir dieses bei den meisten Culturpflanzen finden; oder wir müssen annehmen, daß die zahme Kartoffel und ihre Cultur von außen eingeführt sey. Die aztekische Sprache hat keinen eigenen Namen für Kartoffel, man nennt sie Pápa, ohne daß man angeben könnte, welcher Sprache dieses Wort angehört. Man nennt sie auch Camotli, was wohl im allgemeinen eßbare Knolle bedeutet, aber doch vorzugsweise von der Convolvolus batatas angewandt wird. Soviel ist gewiß, daß der Anbau der Kartoffel nicht sehr ausgedehnt ist, und nur auf Höhen und Hochebenen von 8000 und mehr Fuß über dem Meere gefunden wird. Eine größere Verbreitung als die Kartoffel hat die Ferraria pavonia, von den Indianern Kakomitl oder Oseloschutschil (Tiegerblume) genannt; denn diese gedeiht gleichgut auf Höhen von 3000 wie von 8000 Fuß. Nur der Ureinwohner pflanzt dieses Liliengewächs und genießt die gebratene Wurzelknolle, welche der Kastanie sehr ähnlich schmeckt.

Auch die Jalapenwurzel (Convolvulus und Ipomea jalapa) kommt nur in den feuchten Schluchten des höheren Gebirges vor, ohne jedoch angebaut zu werden, dagegen sind die Smilax-Arten oder Sarsaparillen die Bewohner der Wälder von 3 bis 6000 Fuß Höhe.

In der alten Welt werden die Getraidearten in sehr heißen Klimaten angebaut, wie z. B. in Syrien, Aegypten und der Berberei; es ist deßhalb auffallend, daß in den gemäßigten Gegenden der Ostküste Mexico's auf Höhen von 4000 Fuß, wo die durchschnittliche Temperatur 18 Grad Réaum. nicht übersteigt, weder Waizen noch Gerste gezogen werden können. Die Pflanzen an und für sich vegetiren vortrefflich, jedes Korn treibt 20

bis 50 Halme, die Blätter werden breit und dunkelgrün, aber die Aehre bleibt leicht, alle Körner sind taub. Durch wiederholtes Abschneiden der Pflanze ehe sie in den Halm schießt, erlangt man keimfähige Körner, aber nicht genug um mit Vortheil den Anbau betreiben zu können. Nur der Hafer liefert guten Ertrag, verdient jedoch weniger Berücksichtigung, weil er nur zur Fütterung gebraucht wird, und für diesen Zweck der Mais in jeder Beziehung vorzuziehen ist.

Ehe ich dieses Kapitel schließe, erwähne ich noch ein Vorurtheil, von dem ich nicht begreife, wie es immer noch in Europa existiren kann. Man fragt mich oft ob denn wirklich alle Blumen Amerika's geruchlos seyen, und die Vögel ohne Gesang. Armes Land, welchem der Schöpfer die Schönheit der Form, die Pracht der Farben verlieh; und den ätherischen Duft versagte. So stiefmütterlich waltete die ewige Mutter nicht. Welche Fülle von Wohlgeruch findet sich in der großen Familie der Orchideen! Auf mehrere hundert Schritte verbreiten die Stanhopeen, epidendrum odoratum, und andere ihr feines Aroma durch den Wald. Mehrere Arten Cestrum erfüllen in der Dämmerung die Atmosphäre mit einem zauberhaften Geruch, nicht minder die Datura grandiflora, von welchem ein Baum bisweilen Hunderte weißer Glocken zählt. Die Akazien und Mimosen haben zum Theil den starken und feinen Geruch des Goldlack, nur daß große Bäume mit Blüthen überschüttet sind. Von vielen Geschlechtern stark duftender Pflanzen führe ich nur die Serbeyen und Tabernamontanen, Geisblatt, Jasmin, Pothos und Calla, Eugenien, Ocoteen, Nictagineen, Liliaceen ꝛc. an; unter den Syngenesisten sind viele sehr wohlriechende, und es ist ganz gewöhnlich, daß ein sanfter Wind vom Walde her ganze Wogen köstlicher Düfte dem Wanderer zuführt.

Aehnlich verhält es sich mit den Singvögeln, die Spottdrossel, die blaue Singdrossel, verschiedene Silvien, Finken, Tanagras und andere bleiben hinter den Sängern der alten Welt nicht zurück.

VI. Die Hochebenen.

Von der Kante des Gebirges warfen wir einen flüchtigen Blick auf das Tafelland; wir wollen es näher betrachten. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung in der tropischen und subtropischen Zone ein weit ausgedehntes Land zu sehen, dessen Klima dem des südlichen Europa's gleichkommt, weil seine Erhebung über dem Meere, auf einer Längenausdehnung von fast 300 deutschen Meilen, bei einer Breite von 100, durchschnittlich fünf bis achttausend Fuß beträgt. Entweder haben mächtige plutonische Kräfte das ganze Land aus der Tiefe gehoben, oder war es das höchste Gebirge des Erdballs, welches durch furchtbare vulkanische Revolutionen unterhöhlt und ausgebrannt, in sich zusammenstürzte, und im Laufe der Jahrtausende durch die Wirkung des Wassers in große Thalbecken abgeflacht wurde. Von der Gränze von Guatemala bis an den Gilafluß treten ähnliche Formen auf; unter dem 17° finden wir in der Provinz Chiapas Ebenen mit Landseen, siebentausend Fuß über dem Meere, von höheren Gebirgen umschlossen, auf welchen Nadelhölzer und Eichen grünen, und unter dem 33° N. B. kommen noch dieselben Erscheinungen vor. Das Hochland ist ein zusammenhängendes von Süd nach Nord, mit Abdachung nach dem atlantischen Meere wie nach der Südsee, vielfach von Gebirgszügen durchschnitten, welche aber nirgends die Verbindung der Ebenen unter sich völlig trennen, noch große Niveauverschiedenheiten erzeugen. Vom 18 bis 33° bestehen Fahrstraßen, und von Mexico bis Chihuahua könnte mit Leichtigkeit eine Eisenbahn angelegt werden. Und doch sind gewisse große Becken ganz gut zu unterscheiden durch ihre Umgränzung von Bergen, sowie durch die Thalsohle, welche durch stehende Gewässer gebildet scheint. Häufig bezeichnen noch Seen die tiefsten Stellen der Becken, oder wenigstens Lachen in der Regenzeit, oder Lager von Kochsalz, zusammengeführt durch die Strömung des tropischen Regens.

Der Charakter der Landschaft ist von dem Küstengebiete total verschieden. Nirgends hat die Vegetation das Ansehen einer



M. Rugendas delt. Joh. Poppel sculpt.

PLATEAU OF PUEBLA.

HOCHEBENE VON PUEBLA. (MEXICO.) LLANO DE PUEBLA.

Darmstadt G.G. Lange.

tropischen, nicht die Fülle der Formen, nicht die Masse und Größe. Die Gräser sind kurz und fein, der Baumwuchs niedrig, die Berge unbewaldet. Tuffe und andere Trümmergesteine bedecken die Abhänge der Höhen, Mangel an Wasser ist fast überall bemerkbar und die Ursache der armseligen Vegetation, zumal während der trocknen Jahreszeit. Und doch hat gerade hier die Natur die fleischigen, saftreichen Pflanzen in größter Verbreitung entstehen lassen, und dadurch wieder Menschen und Thieren eine Quelle des Lebens eröffnet. An den meisten Stellen, im Norden wie im Süden, sind es die Cactus, Agaven und Yuccas, welche den Charakter der Landschaft bestimmen, daneben Mimosen und steifblätterige Syngenesisten, namentlich Bacharis, Senecio u. a. Der Reisende, welcher am Morgen noch den üppigsten Pflanzenwuchs, z. B. in der Nähe von Jalapa bewunderte, wo unter dem Gewirre der Lianen und Laubhölzer die baumartigen Farren so schön vorkommen, wähnt sich am Abend in irgend einen fernen Welttheil versetzt, wenn er auf der Ebene von Perote die vegetabilen Schätze mustert. In einem 3 bis 4 Meilen breiten und unabsehbar langen Thalgrunde ist sorgfältiger Anbau von Weizen, Mais, Gerste, Hülsenfrüchten u. s. w., zwischen den Saaten erblickt man Dörfer oder große Meierhöfe, aber fast keinen Baumwuchs in der Ebene, einige traurige Cypressen, Sabinen oder schinus molle um Kirchen oder Kapellen abgerechnet. Die östlichen Cordilleren zeigen Nadelholzwald, die westlichen Hügel und Berge aber sind kahl, und lassen an ihren steilen Kegeln und Kratern nur einen niedern Pflanzenwuchs vermuthen. Nach allen Richtungen hin bilden die Agaven (agave americana) die Einfassungen der Wege und Felder und die Umgebungen der menschlichen Wohnungen.

Auf den Hochebenen ist der Anbau der Cerealien der alten Welt bedingt durch künstliche Bewässerung, des Weizens vorzüglich, dessen Aussaat in den Herbst fällt. In manchen sehr hoch liegenden Thälern muß selbst Gerste und Mais bewässert werden, weil die Regenzeit nicht lange genug ist für die Entwicklung und Reife. Das Land, welches für Anbau nicht taugt, ist gewöhn-

lich der Viehzucht überlassen, und selbst an den steilen Felsenhängen und auf den erstarrten Lava-Ergüssen klettern braune und weiße Ziegen umher. Alle diese Berge und Felsmassen starren von stachlichen Cactusgewächsen, welche in den wunderlichsten und mannigfachsten Formen auftreten. Kleine, sehr stachliche Mamillarien ragen kaum aus dem Boden hervor, Gruppen von größeren nisten in den Spalten der Felsen, Melocacten und Echinocacten stehen von allen Dimensionen umher, von der Größe einer Faust bis zur Manneshöhe und einen bis drei Fuß Durchmesser, bald mit kurzen, bald mit langen, geraden oder gekrümmten Stacheln besetzt. In geschlossenen Gruppen sind die Opuntien oder indischen Feigen zusammengedrängt, durch Gestalt, Größe und Farbe der Blätter oder Glieder, wie durch Blüthen und Früchte verschieden. Die Cereen kriegen als Gewürm auf dem Boden, klammern sich als Ranker an Baumstämmen und Felsblöcken an, oder erheben sich als freie Säulen über alle ihres Geschlechtes dreißig bis vierzig Fuß hoch. Eine Art derselben, welche man im Land organos (Orgeln) nennt, sind von fabelhaftem Aussehen. Ein dicker, unförmlicher Stamm, kaum 4—6 Fuß hoch, trägt viele hundert aufrechtstehende, vielkantige Säulen aller Größen, welche da sie in der Mitte am höchsten, nach außenhin niederer sind, das Ansehen einer großen Orgel haben. Berge, an welchen man häufig Tausende dieser Gewächse erblickt, sind Wänden säuligen Basaltes nicht unähnlich. Ueberhaupt stimmt diese starre, schattenlose Vegetation in vielen Gegenden zu dem Charakter der Landschaft, zu den grauen Felsmassen der vulkanischen Berge, oder den gelblichen Kalkgebirgen. Aber nicht allein auf den Bergen finden sich die Cacteen; große Ebenen sind mit denselben Pflanzen bewachsen, und dazwischen verschiedene Agaven, Yuccas als dicke Bäume, vielfach verastet, den grünen starren Blattbüschel am Ende des stammartigen Zweiges, aber auch zierliche Yuccas mit herunterhängendem, geschmeidigen Blatte, z. B. in den Ebenen, Masquital genannt, von Tula nach Queretaro, im Thal von Ixmiquilpan und Actopan. Die steifen Dasylirien in verschiedenen Species gehören ganz dieser krystall-

artigen Vegetation an, sowie im Kalkgebirge, und nur in diesem, die niederen Fächerpalmen (chamerops) und die schon erwähnten Syngenesisten. Dornige Mimosen bilden den unbedeutenden Baumwuchs dieser Gegenden, reich an hellem Gummi, welches im Frühling dem Baum das Ansehen gibt als sey er mit Thautropfen überdeckt. Je nach der Oertlichkeit treten bisweilen andere Baumformen hinzu, Tannen, Eichen, Arbutus, Wachholder, Cypressen, Taxodium (cupressus disticha), Erlen und Weiden; aber stets bleibt der angegebene der Hauptcharakter der Vegetation vom 16 bis 32° N. B. Ueberall ändert die Cultur das Ansehen des Landes, die fruchtbaren Ebenen von Anahuac *) sind seit vielen Jahrhunderten der Sitz einer gedrängten Bevölkerung, deßhalb wird man sich diese Gegenden nicht als eine mit Cactus bedeckte Wildniß denken. Die Ebenen von Tlascala und Huamantla, von Puebla, Mexico, Queretaro, Morelia und Guanajuato bieten Landschaften, den südeuropäischen ähnlich. Eine Masse von Städten, Dörfern und Landgütern, von Oliven- Feigen- Kirschen- Aepfel- Quitten- und andern Bäumen umgeben, Alleen von Pappeln und Eschen, Frucht- und Gemüsegärten aller Art würden uns vergessen lassen, daß wir auf dem Rücken der Andes wandeln, wenn nicht die Pflanzungen der Maguey (agave), die Gartenzäune von Cactus an das Reich Montezuma's erinnerten. Nähert man sich aber nur den Bergen oder einem Hügel, zu welchem die Wässerung nicht gelangen kann, so ist der Typus des Hochlandes wieder da.

Die Seen der Hochebenen erzeugen weißblühende Nymphären, Binsen und Schilf wie die europäischen; an den Wegen hin wachsen kleine Convolvulus (eine schöne strauchartige), Mirabilis in allen Farben, gelbe und weiße Argemonen, Stechäpfel, Kreuzblumen, Verbenen, Plantagineen, Chenopodien, Penstemon und andere bekannte Formen krautartiger Pflanzen, während das Strauchwerk vorzugsweise von Syngenesisten gebildet wird.

*) Das alte Anahuac begreift das Land zwischen dem 14 und 21° N. B. vorzugsweise das Hochland.

Man hat die Cactus die vegetabilen Quellen der Steppen genannt (siehe Humboldts Ansichten der Natur), und gewiß mit Recht, denn ohne sie und die Agaven würden die dürren, wasserarmen Gebirge der Hochebenen für Menschen und Thiere unbewohnbar seyn. Wenn in der trockenen Jahreszeit, vom November bis Junius, auf viele Meilen weit keine Spur von Wasser zu finden ist, wenn aller Graswuchs verschwindet, nähren sich die Rinder und Pferde von den Opuntien; ihr Instinct treibt sie mit den Hörnern oder Hufen, Stacheln und Wolle auf dem Kopf der dicken Echinocacten zu entfernen und das saftige Fleisch anzubeißen, so daß es eine Vertiefung, ein kleines Becken bildet. In diesem sammelt sich über Nacht klarer Saft, welcher am Morgen den Durst der Thiere löscht, und Wochen lang stets von neuem sich füllt. Wohl kennen die Thiere diese ihre Tränke und kehren jeden Morgen dahin zurück, vertheidigen sich auch gegen fremde Usurpatoren. In den großen waldlosen Ebenen des nördlichen Mexico's sind die mit Cactus bewachsenen Höhen dem Menschen von großem Werthe. Die jungen Blätter der Opuntien werden als beliebtes Gemüse genossen, die saftigen Früchte sind roh eine erquickende Speise; getrocknet und gepreßt sind sie den Feigen nicht unähnlich, und bilden einen Gegenstand des innern Verkehrs. Der Saft der Frucht wird bald zu Syrup eingedickt, bald in weiniger Gährung, unter dem Namen colonche, bei den Festen der Hirten und Bergleute gleich Bachus edler Gabe benutzt.

Als Quelle der Wüste dient nicht minder der Maguey oder die Agave. Wenn die Pflanze im zehnten oder fünfzehnten Jahr ihr Wachsthum vollendet hat und den Blüthenstengel treiben will, schneidet man das Herz aus und bildet in dem kolossalen Strunk eine kleine Vertiefung. Hier sammelt sich ein süßer Saft, welcher Morgens und Abends herausgenommen wird (mittelst eines Hebers von einer Kürbisart gebildet), leicht in Gährung geräth und so das beliebte Getränke Pulque ist. Die Benutzung des Agavesaftes für diesen Trank ist offenbar sehr alt, und es scheint, daß die Azteken, welche sich im zwölften Jahrhundert auf dem

Centralplateau festsetzten, die Cultur der Agave vorfanden. Wenigstens ist auf der hieroglyphischen Darstellung ihrer Einwanderung die Art und Weise den Saft aus der Pflanze zu ziehen abgebildet. Die Tolteken haben also wohl schon in der ersten Hälfte der christlichen Zeitrechnung die Agave angepflanzt, und auf dieselbe Weise behandelt wie wir es noch bei den Indianern sehen. Denn ihre ererbten Stammesgewohnheiten sind stereotyp, wie wir dieses bei der Schilderung ihrer Eigenthümlichkeiten darstellen werden.

In unsern Treibhäusern sieht man die Agavepflanze schon von beträchtlicher Größe, und doch ist sie zwerghaft gegen die ihres Vaterlandes. Eine große Pflanze gibt täglich gegen acht Flaschen Saft (kleinere vier bis sechs), und zwar vier bis fünf Monate lang. Die Höhlung wird täglich einmal mit einem flachen eisernen Löffel von allen Schleimtheilen gereinigt, wodurch das Becken stets größer wird. Im zweiten Monat ist der Saftertrag der stärkste. Die Flüssigkeit ist nicht klar, sondern weißlich, etwa wie Molken, und setzt Stärkmehlkügelchen ab. Der frischgegohrene Pulque ist weinig, brausend, erfrischend, und bekömmt den meisten Menschen sehr gut; der ältere, der länger auf den Hefen gestanden hat, bekommt einen eigenthümlichen säuerlich- käseartigen Geschmack, an den man gewöhnt seyn muß um ihn angenehm zu finden. Der Alkoholgehalt ist dem eines kräftigen Bieres gleich, würde aber bei einer zweckmäßigen Gährmethode stärker sein. Denn man schüttet den Saft gewöhnlich in Ochsenhäute, welche im ganzen Land als Kufen oder Bütten gebraucht werden, und da diese nicht wohl gereinigt werden können, ist es natürlich, daß ein Theil der zu vergährenden Flüssigkeit in Essig umgebildet und an Alkohol ärmer wird. Es mag befremdend erscheinen wie man Ochsenhäute als Kufen benutze, ich gebe deßhalb das Verfahren an. Von vier starken, runden Hölzern bildet man einen Rahmen von drei bis vier Fuß Weite, indem man sie an den Ecken mit dem Beil etwas übereinanderplättet und mit Riemen, die man aus den Abfällen einer Rindshaut schneidet, zusammenbindet. Diesen Rahmen legt

man auf vier in die Erde geschlagene, etwa fünf Fuß hohe Pfähle mit Gabeln, schneidet nun eine frische Ochsenhaut viereckig, und befestigt diese, die Fleischseite nach außen, die Haare nach innen mittelst Riemenwerk aus demselben Material das durch eingestochene Löcher gezogen wird, an den Rahmen, so zwar daß sie einen Sack bildet. Dieser wird nun mit trockenem Sand oder Steinen ganz angefüllt, damit sich die elastische Haut gleichmäßig ausdehne, und so beschwert läßt man sie trocknen. Nach einigen Tagen ist es ein ganz hartes Gefäß, das mehrere Jahre dauert und den großen Vortheil hat, daß jeder, der es bedarf, dasselbe selbst verfertigt, und es höchstens 15 bis 20 Groschen kostet. In den meisten Branntweinbrennereien sind noch solche Lederkufen zu sehen. Sehr reinlich sind sie natürlich nicht, schon weil die behaarte Oberfläche nicht das Ausspülen wie eine hölzerne Kufe gestattet, aber kein Indianer würde in seinem Pulque die gehörige Würze finden, wenn er nicht aus einem Felle geschöpft würde, und welche Quantitäten werden davon verzehrt, welche Massen kommen nach den größeren Städten! Es gibt Güter, welche zwanzig- bis vierzigtausend Pflanzen besitzen, und davon eine jährliche Einnahme von 25 bis 30,000 Piastern beziehen. Häufig begegnet man Zügen von einigen hundert Maulthieren, welche in Schläuchen von Bocksfell den indianischen Nektar nach den Städten bringen. Man muß die seligen Gesichter der Indianer sehen wenn sie in bunter Reihe, Männer und Weiber, im Kreise gelagert sind, und die gefüllte Schikale (große Kürbisschale) in die Runde geht, man muß sie taumelnd von ihren Festen heimziehen sehen, um zu begreifen, wie eine solche Menge Saft consumirt werden kann. Es gibt sehr wasserarme Gegenden in denen die Agave trefflich gedeiht, dort ist es in der Trockenzeit schwer ein Glas Wasser zu erhalten, während jeder Indianer gerne eine Schale Pulque anbietet.

Dieser Saft ist jedoch nicht der einzige Nutzen der Agaven: die starke Blattfaser ist ein vorzügliches Material, das einzige des Hochlandes für Stricke und starke Taue, Bindfaden und Gewebe für Säcke u. dgl., vorzüglich bilden die Fasern einer

schmalblätterigen Art, Ixtle, einen bedeutenden Handelsartikel größerer Districte. Der Strunk eben dieser kleineren Art wird gebraten und gegessen, auch daraus ein eignes indianisches Destillat bereitet, das man Mescal oder vino mescal nennt. In den Agavendistricten lebt der Ureinwohner fast ganz von dieser Pflanze. Von den hohen trocknen Blüthenstengel baut er seine Hütte, er deckt sie mit den Blättern, die er wie Ziegel legt und mit Dornen feststeckt; die dürren Blätter sind sein Brennmaterial; er trinkt, er ißt, er kleidet sich von der Pflanze, und wohl verdient sie deßhalb eine besondere Erwähnung.

Das Bild, welches ich im allgemeinen von den Hochebenen entwarf, erleidet verschiedenartige Modificationen, je nachdem geognostische Verhältnisse oder örtliche klimatische Erscheinungen ihren Einfluß üben. Ich erwähnte bereits, daß vulkanisches Gestein, Porphyre, Basalte und ihre Zersetzungen gewisse Pflanzengruppen, Kalkgebirge andere auftreten lassen. Eisenhaltiger Boden ist mehr den Eichen und Mimosen, quarzhaltiger den Nadelhölzern günstig. So finden wir in der durchaus kalkhaltigen Umgebung von Tehuacan viele Cactus und Palmen, und selbst die Dattelpalme in großer Menge, in den Kalkgebirgen von San Luis Potosi die seltensten und schönsten Melocacten, nördlicher in den Gebirgen von Mazapil die riesenmäßigen Mamillarien von schöner Purpurfarbe. Auch die Rebe gedeiht vorzugsweise auf Kalkboden im Norden wie im Süden des Hochlandes. Den reichsten Boden für Getreidebau findet man im Thale von Puebla, und in den Ebenen von Queretaro bis Guanajuato, wo der Weizen und die Gerste meist fünfzigfach, der Mais zweihundertfach das Saatkorn wieder gibt. Traurig dagegen sind die natronhaltigen Ebenen, auf welchen nur kurzes Gras vegetirt, das ausschließlich für Weiden von Pferden und Maulthieren benutzt wird. An vielen Stellen ist der Natrumgehalt so stark, daß nach der Regenzeit der ganze Boden davon inkrustirt wird. Für technische Zwecke (z. B. Seifensiederei) wird ein kleiner Theil benutzt. Das wasserreiche Thal von Toluca, obgleich über 8000 Fuß hoch, ist von bewaldeten Bergen umsäumt und liefert reich-

lichen Ertrag an Cerealien, während warmgelegene Thäler von gutem Boden nichts produciren, weil die Lage der Gebirge während der Regenzeit fast alle Gewitter abwendet. In solchen vegetationsarmen Gegenden werden die Sonnenstrahlen von den kahlen, oft weißen Gebirgsseiten stark reflectirt, die untere Luftschichte ungewöhnlich erwärmt und es entstehen dadurch jene sonderbaren Luftspiegelungen, welche nicht ein umgekehrtes Bild in die Wolken zaubern, sondern auf's täuschendste, durch ein Bild des blauen Himmels in der Nähe des Bodens, Seen vor uns erscheinen lassen, in welchen sich Bäume und weidende Thiere umgekehrt abspiegeln. Die Täuschung ist so groß, daß selbst die durstigen Reitpferde bei dem Anblicke wiehern, die Hunde hineilen um die Zunge zu erfrischen. Geschah es doch einst meinem Diener, der mich um Erlaubniß bat nach dem See reiten zu dürfen um zu trinken. Scherzend sagte ich ihm er möge es thun, jedoch nicht über Durst trinken. Er gallopirte nun eifrig dem Phantom nach, so daß er mir fast aus den Augen verschwand, und als er mißmuthig zurückkehrte, meinte er: es müsse nicht mit rechten Dingen zugehen, irgend ein Zauberer habe ihm den Streich gespielt.

In den Monaten März und Junius ist die Trockenheit und Hitze am stärksten auf den Hochebenen, die Bäume werden blätterlos auf den Höhen und überall wo Wässerung fehlt; grüner Baumwuchs dagegen bezeichnet den Lauf der Flüsse und Bäche. Ein blauer Heerrauch erfüllt dann meist den Dunstkreis, der die Sonne strahlenlos erscheinen läßt und von der starken Erhitzung der untern Luftschichten herrührt. Häufig findet man in dieser Zeit die verticalen Luftströmungen, welche Gras und dürres Laub oft in außerordentliche Höhe führen.

Mit der Regenzeit verschwinden alle diese Phänomene, die Luft selbst ist am reinsten, alles grünt neu auf. Die Wintermonate aber sind ziemlich rauh, auf den höheren Plateaux sind Nachtfröste keine Seltenheit, es fällt bisweilen Schnee, der sich aber selten mehr als einen Tag halten kann, und nur in den nördlichen Hochthälern bisweilen acht Tage ausdauert.

So wie die Oberfläche des Hochlandes einen von der östlichen Abdachung ganz verschiedenen Charakter hat, so ist auch das Aeußere und die Lebensweise des Menschen total verschieden, die Fauna eine ganz andere. Um die Gegenstände nicht zu trennen, werden wir den lebenden Wesen weiter unten einen besondern Abschnitt widmen.

VII. Die Abdachung nach der Südsee. Klima.

Ich bezeichnete im vorigen Abschnitt als eine Eigenthümlichkeit Mexico's das Massenhafte, Zusammenhängende seines Hochlandes. Auch das südliche Amerika hat Hochebenen, und die von Quito, Cusco, Cundinamarca und andere sind zum Theil höher als die mexicanischen. Aber sie sind durch tiefe Thaleinschnitte von einander getrennt, sie sind abgeschlossen durch jene ungeheuern Schluchten mit Aequatorialklima, aus welchen man mit unendlicher Anstrengung zu den kalten Paramos emporsteigt. Nicht so in Mexico, wo von Süd nach Nord Wagen ungehemmt Reisende und Güter bringen. Sind auch drei Hauptgebirgsketten vorhanden, wenigstens vom 20sten Grad an nordwärts, nämlich eine östliche, eine westliche und eine mittlere, so ist die letztere doch so beschaffen, daß durch breite Thäler überall die Verbindung auf dem Hochland vermittelt ist. Weniger günstig sind die Absenkungen nach dem Meere für den Verkehr der Menschen. Auf der Ostseite gibt es dennoch einige Fahrstraßen, und namentlich ist der nördliche Theil, auf dem rechten Ufer des Nordflusses, ohne Hinderniß für den Wagentransport. Im Süden freilich ist das Herabsteigen des Gebirges von Chiapas nach dem Golf hin so steil, daß selbst nicht Saumthiere zu gebrauchen sind, und Waaren und Reisende auf dem Rücken indianischer Lastträger transportirt werden.

Der westliche Abfall ist dem östlichen nicht in allem gleich, er ist im ganzen weniger schroff und dennoch theilweise schwieriger für Anlegung von Kunststraßen. Denn die Bildung des Landes ist mehr terrassenförmig, so zwar daß jede Abstufung wieder durch ein Gebirge getrennt ist. Wenn man die Querdurchschnitte des Landes von Humboldt, Burkhardt und andere betrachtet, sieht man von den Hochebenen nach der Südsee drei

Hauptabstufungen; man geht von den höheren nach den tieferen, hat aber jedesmal wieder einen Gebirgszug zu übersteigen, der uns aus dem Gebiet der Palmen zu dem Standort der Eichen und des Nadelholzes führt An vielen Stellen wechseln Gebirgszüge und tiefe Thäler so oft, daß man während einer Tagereise mehrmals die verschiedensten Klimate durchzieht, bald im Schatten der Bananen, bald der Eichen und Erdbeerbäume (arbutus) rastet. Auch hier haben wir wieder am Rande der Hochebenen verschiedene Schneeberge, den Popocatepetl, Toluca und Colima, welche uns alle Erscheinungen der Vegetation darbieten und zwar in sehr kurzen Entfernungen. Auch hier ist das vulkanische Gebirge das vorherrschende, bis nahe an dem Meere, wo die Ausläufer der Buchten, die Vorgebirge und Felsenriffe, aus Granit bestehen, der auf der Ostseite gar nicht zu Tage kommt. Auf der Westseite ist das vulcanische Feuer noch thätig im Jorullo und Colima und im höchsten aller mexicanischen Berge, dem Popocatepetl.

Der Charakter der Landschaft ist vielfach von dem östlichen verschieden, wenn auch die meisten Pflanzenformen analog sind. Es fehlt hier die Wirkung der Passatwinde, welche auf der Ostküste die regelmäßige Wolkenbildung und Feuchtigkeit bedingen; das Land ist trockener und heißer, es finden sich weniger die geschlossenen üppigen Wälder, mehr dagegen der Graswuchs mit lichtem Baumschlag von Mimosen und Terebinthen. Von diesen Harzbäumen sind vorzüglich die Copalarten vorherrschend, von niederem Wuchs und grauem Blatt, welche mit den Mimosen fast überall die Höhen bedecken. Das Meeresgestade ist mehr felsig als sandig; sichere Buchten fördern mehr die Schifffahrt als im Golf. Dichte Palmenwälder, von der dickstämmigen, fächerblätterigen Sabalpalme, umsäumen die Küstenlagunen, Felsenbecken, durch leichte Sanddämme nach dem Meer geschlossen, doch so, daß sie die Fluth überströmt. Die Flußthäler sind heiß, aber äußerst fruchtbar und mit reizenden Gruppen von Palmen (Oelpalme und eine Cocosart), Cäsalpinien und Feigen anmuthig geschmückt.

Die Eichen finden sich erst bei 3000 Fuß über dem Meer, und werden hier durch eigene Arten repräsentirt. Die am tief-

sten nach dem Meer zu vorkommende hat ein großes hartes Blatt, das wie ein Löffel gestaltet ist und den Eingebornen mehrfach zu häuslichem Gebrauch dient, z. B. als Salzfaß. Höher findet sich die olivenblätterige Eiche, welche der Ostküste fehlt. Dagegen kommen hier weder Liquidambar noch Platanen vor, wenigstens nicht unter dem 19ten bis 20ten Grad nördlicher Breite, und dafür sind die Ufer der Bäche und Flüßchen bei 3 bis 5000 Fuß Höhe mit cupressus disticha, Eschen und Weiden besetzt. Die großen Pfahlcactus (Cereen) haben eine weite Verbreitung, sowie die Bignonien, Bombax, baumartige Convolvolus und Crescentien, dagegen finden sich weniger Myrthen und Lorbeeren und durchschnittlich viel weniger Lianen, Tillandsien und Bromelien. Die Nadelhölzer und Erlen gehen am Fuße des Gebirges tiefer herab als östlich, die Juniperus und Cypressen sind stärker repräsentirt; sowie auch die Arbutus und Labiaten, namentlich baumartige Salvien, eine sehr große Verbreitung haben.

Die klimatischen Verhältnisse haben auf die Entwicklung der Vegetation hier einen großen Einfluß. Man kennt nur eine kurze Regenzeit und eine lange Dürre. Ueber sechs Monate lang ist in dem ganzen, sehr ausgedehnten Landestheil kein Grün sichtbar, außer da wo die Wurzeln der Gewächse unmittelbar mit Wasser in Berührung kommen, also wo natürliche oder künstliche Wässerung stattfindet. Es gibt Districte auf der Westseite, in welchen der Kunstfleiß der Menschen großartige Anlagen für künstliche Bewässerung gemacht hat. In den fruchtbaren Ebenen südlich von Mexico, westlich von dem Popocatepetl, die man die Ebenen von Cuautla, Cuernavaca und Tetecala nennt, von den Flüßchen durchströmt, welche dem Schnee dreier Riesenberge ihren Ursprung verdanken, sind durch höchst kostspielige Wasserleitungen, über vierzig große Zucker- und Kaffeepflanzungen geschaffen worden, wovon jede einzelne den bedeutendsten Westindiens gleichkommt. Auch weiterhin in den Ebenen von Mechoacan, sieht man hin und wieder umfangreiche Anlagen; im Ganzen aber sind es kleine Oasen in der unbebauten Wüste. Dem Lauf der Flüsse und größeren Bäche nach, dem Gebirge näher, gibt es indianische Dörfer, welche in künstlich bewässerten Feldern Gemüse und Früchte pflanzen.

Man findet oft Schöpfräder angelegt (deren Bauart die Uranfänge der Mechanik darthut), um in der Winterzeit einen Melonengarten zu wässern. Im allgemeinen bestellt man aber die Saaten erst mit dem Beginn der Regenzeit und begnügt sich mit dem Anbau von Mais, Bohnen und spanischem Pfeffer. Man kennt Ländereien dort, welche ein unglaubliches Product liefern, wie z. B. die Ebene von Iguala, auf der man von Mais 600fache Ernten erhält.

Die Baumwollen-Ernten der Küste sind ergiebig, die Qualität ist gut, aber es fehlt an Händen zum Anbau, und der Bewohner der Hochebenen scheut die Küste mehr als die Hölle. Das Land ist sehr dünn bevölkert, und würde es noch viel mehr sein, wenn nicht das ganze Gebirge nach der Südsee hin metallreich wäre. Der Bergbau hat die meisten Dörfer und Städte gegründet, und nur ihm verdankt man noch bisweilen die Anlegung einer neuen Colonie. Der Bergbau ist in diesen Gebirgen uralt; schon ehe die Europäer Amerika entdeckten, beuteten die Azteken die Gruben von Tlaschko aus, wo jetzt noch in der Bergwerksstadt Tasco auf Silber gebaut wird. Von Tehuantepec bis Arispe und weiter nördlich ist das Gebirge zwischen Meer und Hochebene metallreich. Im nördlichen Sonora sind ausgedehnte Goldlager, vielleicht reicher als die von Californien. Silber, Kupfer, Blei und Eisen hat man überall gefunden, aber nur der kleinste Theil der edlen Gänge ist erschürft, weil es an Kräften fehlt, das schon Entdeckte zu benutzen. Erst wenn im Lauf der Zeiten die germanische Bevölkerung von Norden nach Süden vordringt, wenn die hispano-indianische Race durch eine thatkräftige und thätige ersetzt ist, werden die außerordentlichen Reichthümer dieses Bodens nutzbar gemacht werden.

Bemerkenswerth sind auch die vielen Salzquellen, welche dieses Gebirge aufzuweisen hat. Heiße Salzquellen sprudeln mit starker Gasentwicklung aus dem Boden bei Istatlala, Istapan und an anderen Punkten. In einem westlichen Reviere sind die Soolen so reichhaltig, daß die Indianer das Wasser nur auf flache Steine schütten, um welche sie einen Rand von Harz ziehen und der Sonne den Verdunstungsproceß überlassen. Bei dem starken Verbrauche des Salzes für die Amalgamation der Silbererze würde eine Handpumpe und einige kupferne Pfannen eine Quelle reichlichen Gewinnes sein; aber soweit ist die Industrie in diesen Ländern noch nicht vorgeschritten!

Als einen Anhang der Betrachtungen über die Oberfläche des Landes mögen hier einige Bemerkungen über das Klima ihre Stelle finden, und über den Wechsel der Jahreszeiten, welcher verschiedene meteorologische Erscheinungen bedingt.

Innerhalb der Wendekreise bleiben sich Tage und Nächte das ganze Jahr hindurch ziemlich gleich, der Unterschied ist natürlich, je nach der Entfernung vom Aequator, größer oder geringer. In dem mittleren Mexico ist der längste Tag von 13, der kürzeste von 11 Stunden. Zweimal im Jahr (im Mai und Julius) steht die Sonne im Zenith, und im Mai culminirt das schöne Sternbild des Kreuzes, welches sechs Monate lang den südlichen Himmel schmückt. In den Tropenländern gibt es nur zwei Jahreszeiten: die der Regen und die der Trockenzeit. Von Junius bis November ist die Zeit tropischer Regen; es ist die schönste Zeit, die Zeit der kräftigsten Vegetation, des Grünens und Blühens, des Säens und Erntens. Wenn im Mai bis zur Mitte Junius die stärkste Hitze alles ausgetrocknet hat, wenn die Atmosphäre dunstig und dick, aber wolkenlos ist, die Quellen vertrocknet, die Bäume blätterlos sind, dann verkündet Donner von den Gebirgen her, daß die Wasser des Himmels erschlossen werden sollen. Die Regenzeit beginnt mit starken elektrischen Entladungen, Blitz folgt auf Blitz, und die Donnerschläge hallen furchtbar, zumal in den Gebirgen. Heftige Platzregen entstürzen den Wolken; man unterscheidet keine Tropfen, sondern nur Wasserstrahlen; aber in einer halben Stunde ist alles vorüber. Gewöhnlich sind diese Gewitter gegen Abend, oder je nach der Oertlichkeit auch vor Mitternacht oder gegen die Morgendämmerung. Denn stets sammeln sich die Wolken um die höchsten Gebirgskuppen, verdichten sich dort und senken sich nach den Thälern und Ebenen herab. Die bildliche Sprache der Völker verwebte diese Naturerscheinung mit der Mythologie, der Grieche erblickte auf dem Olympos Zeus, der die Wolken sammelt; der Azteke auf dem Citlaltepetl (Pic von Orizava) die Atlanchana, die Mutter der Gewässer. Andere Berge, um welche sich die Wolken sammeln, bezeichnen sie mit Namen, welche ein Netz des Wassers bedeuten, z. B. Matlacury, Matlaquiahuatl u. a.

Die ersten Regengüsse saugt der durstige Boden gierig auf und weckt damit die schlummernden Keime der Pflanzen. Nach wenigen Tagen ist die Erde mit zartem Grün bedeckt, die Bäume treiben mit unglaublicher Schnelligkeit, der Landmann kann den erweichten Boden pflügen und die Sommersaat bestellen. In den ersten 14 Tagen der Regenzeit sind die Regengüsse regelmäßig von elektrischen Erscheinungen begleitet, nachher regnet es zwar immer zur bestimmten Stunde, aber es vergehen öfter mehrere Tage, ohne daß man den Donner hört. Die Luft ist in dieser Zeit äußerst rein und weich, der Himmel an den Morgen tief blau, der Horizont scharf begränzt. Die unterirdischen Wasserbehälter füllen sich nun, überall brechen Quellen hervor; die früher trockenen Flußbette wälzen gewaltige Wassermassen dahin, in den Ebenen entstehen Seen, und die vielen künstlichen Wasserbehälter füllen sich. Man hat nämlich an vielen wasserarmen Stellen der Hochebenen mäßig breite

Thäler mit geringem Fall durch große Erddämme abgedeicht, und dadurch künstliche Seen gebildet, theils für Wässerung ausgedehnter Ländereien, theils für die Tränken der Heerden. Kleinere Teiche hat man überall in dem Hochlande, welche sich in der Regenzeit füllen und in der Trockenzeit als Tränken dienen.

Während der Hundstage verliert die Regenzeit ihre Regelmäßigkeit, kurze Regenschauer treten oft plötzlich und zu jeder Tageszeit ein, oder es vergehen mehrere Tage, ohne daß ein Tropfen fiele. Diese Zeit fürchtet der Landmann; er sagt, es regne leicht Würmer in den Mais oder Mehlthau in die Bohnen; natürlich rascher Temperaturwechsel erzeugt leicht Krankheiten bei Pflanzen wie bei Thieren. Mit dem Ende der Hundstage brechen wieder heftige Donnerwetter los, folgen sich regelmäßig und erreichen ihre größte Stärke gegen Mitte Septembers oder das Herbst-Aequinoctium. Von da an vermindern sie sich allmählig, setzen öfter aus und verschwinden gegen Ende Octobers völlig. Dieses ist die schönste Zeit des Jahres: die Luft ist frisch und klar und Tag und Nacht völlig wolkenlos, die Vegetation ist noch in kräftigem Wuchs, die Weiden sind grün, die Heerden wohl genährt und überall strömt noch reichlich das belebende Element des Wassers.

Das Ende der Regenzeit wird gewöhnlich durch die Zugvögel verkündet, welche von nördlicheren Regionen herabkommen. Wenn man eine Kiebitzart (grau und weiß mit schwarzem Halsband) in den Nächten pfeifend vorüberziehen hört, und Strandläufer an den Rändern der Lachen und Seen sich einfinden, dann ist es vorbei mit dem Regen. In dichten Schaaren kommen nun auf den Seen der Hochebenen die Wasservögel an, Enten aller Art, und zwar dieselben Species, welche auch in Nordamerika vorkommen, Wasserhühner, Reiher, Tantalus und Strandläufer. Gänse und Kraniche halten sich höher nördlich, jedoch überschreiten sie den Wendekreis. Die Wanderfalken sind schon Ende Septembers angelangt, die Schwalben dagegen im October abgezogen, obgleich ihnen die Nahrung nicht fehlte.

Eine frische klare Luft bezeichnet den November; selbst in den Küstengegenden ist die Hitze erträglich; die bösartigen Klimafieber der Niederungen verschwinden, der Verkehr durch das Land hin beginnt wieder. Denn während der Regenzeit sind manche Gegenden ganz unzugänglich, theils weil die angeschwollenen Flüsse, ohne Brücken und Fähren, nicht zu passiren sind, theils weil die engen Wald- und Gebirgspfade grundlos werden. Auf den Hochebenen sowohl, wie auf der ganzen Westküste regnet es nun nicht mehr, auf der Ostseite dagegen beginnt die Zeit der Nortes (Nordstürme). In größeren oder kleineren Zwischenräumen (von 8, 14 bis 20 Tagen) kommen plötzlich auf der See heftige Stürme von Norden, welche den Golf bis zur Tiefe aufrühren, oft nur 24 Stunden, oft aber auch acht bis zehn Tage währen. Der des Wetters kundige Landmann oder Hirte weiß es in der Regel vorher, wenn ein Norte im Anzug ist. Die Spinnen befestigen dann ihre Netze, die kleinen rothen Ameisen tragen ihre Larven in's Trockene, die Wanderameisen ziehen aus dem Thal auf die Höhen, der Vaquero (eine rostbraune Weihe) schreit, und die Rinder vereinigen sich in der Nacht auf der Weide und brüllen unruhig. Sichere Anzeige ist, wenn nach großer Hitze plötzlich

Windstille eintritt und gleich darauf Südwind folgt, denn alsdann ist der Nordwind in einigen Stunden da. Auch eine weißblühende wohlriechende Comelina, welche Wochen lang stehen kann, ohne ihre Knospen zu öffnen, zeigt den Nordwind durch Entfaltung ihrer Blüthen an. Aber es ist nicht der Wind, welcher auf diese Pflanze einwirkt, sondern die Feuchtigkeit. Denn der Nordwind, welcher auf der See tobt, treibt dichte Wolken gegen das Gebirge, welche sich condensiren und als Nebel mit Staubregen die Höhen von 2500 Fuß bis zum Kamm bedecken. Der Temperaturwechsel ist binnen wenigen Stunden ungewöhnlich stark, das Thermometer fällt häufig in Veracruz von 24 auf 12 Grad; wer im Freien zu thun hat, hüllt sich in einen Mantel, und kaum ist es möglich gegen den Wind voranzukommen. Landeinwärts empfindet man nichts von dem Sturm, wohl aber die Abkühlung der Luft, und bei 2500 Fuß Höhe lagern die Wolken auf dem Boden. Von hier an bis auf den Gipfel der Gebirge tränkt ein feiner Regen den Boden, so lange der Sturm auf der See tobt, und gerade dieser Umstand macht die mittleren Höhen der Ostküste so fruchtbar und für Anbau so geeignet, weil hier durch die Natur gegeben ist, was in allen andern Theilen des Landes durch die Kunst geschaffen werden muß, nämlich Bewässerung.

Bis auf die Hochebenen erstreckt sich die Wirkung der Nortes nicht; scharf abgeschnitten reichen die Wolken nur bis auf die Wasserscheide des Gebirges, und der Reisende tritt aus klarer, sonnenbeleuchteter Landschaft in den dichten grauen Vorhang der Nebel. Wenn der Sturm aufgehört hat, bleibt das Gewölk oft noch einige Tage am Gebirge und verschwindet gewöhnlich in der Nacht; eine außerordentliche Reinheit und Frische in der Luft ist die Folge, und stets erblickt man alsdann das ganze Gebirge bis zu 8000′ herab mit Schnee bedeckt.

Gegen die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche hören die Nordwinde auf, aber alsdann treten in der Regel einige starke Gewitter ein, welche bis in den April währen und nicht selten von Hagel begleitet sind. Auch diese höchstfruchtbare Phänomene sind nur am Gebirge anzutreffen; und kommen unter 2000 Fuß nicht mehr vor.

Nur die gegen das atlantische Meer hin gerichtete Seite des Landes genießt des Privilegiums der Winterregen, alle übrigen Theile haben zu derselben Zeit Trockenheit, wie wir oben ausführten. Die eigentlichen Wintermonate, vom December bis März, sind auf den Hochebenen recht frisch und in den nördlichen Strecken kalt. Reif und Nachtfröste sind nicht ungewöhnlich, die Bäume verlieren ihre Blätter, Gras und Kräuter vertrocknen. Die Morgenluft ist in dieser Zeit sehr durchdringend und scharf, und der Reisende thut wohl sich gut einzuhüllen und den Mund zu verbinden, theils damit ihm die Lippen nicht aufspringen, was sehr schmerzhaft ist, theils um das Einathmen der kalten Luft zu vermeiden. Sobald aber die Sonne höher kommt, erwärmt sich die untere Luftschicht, so daß gegen Mittag eine drückende Hitze belästigen kann, namentlich da, wo staubige Wege und weißes, aller Vegetation beraubtes Gestein den Reflex der Sonnenstrahlen vermehren.

Auf dem westlichen Abfall des Gebirges ist die Hitze in der ganzen Trockenzeit sehr gesteigert, der Boden trocknet aus und bekommt tiefe Risse, die Bäume

verlieren das Laub, die Savannen werden grau, und nur hin und wieder bezeichnen grüne Bänder durch die Thalgründe den Lauf der Gewässer. In den letzten drei Monaten steigert sich Dürre und Wärme mit jedem Tage: in den Küstengegenden der Südsee sowie in den entfernteren Ebenen und Thälern ist die Mittagshitze fast unerträglich, die Nächte sind schwül und drückend. Auf den höheren Gebirgszügen wie auf den Hochebenen sind wenigstens die Nächte frisch, und auch die Tageswärme ist kaum der Sommerwärme in Deutschland gleich. Aber Menschen und Thiere hoffen auf die nahende Regenzeit, und die ersten Donner werden wie eine liebliche Musik begrüßt. Sonderbar ist der Instinct des Rindviehes bei nahender Regenzeit. Wenn nämlich Kühe auf andere Weiden versetzt worden sind, so erwacht um diese Zeit ein Heimweh nach der früheren Heimath, und sie gelangen häufig auf den größten Umwegen, nach Märschen von mehreren Tagen, zu den Wiesen, auf welchen sie geboren wurden.

Betrachten wir nun das Klima des Landes im allgemeinen, so ergibt sich, daß der geographischen Lage nach dasselbe ein heißes sein müßte, weil sein ganzer Umfang der tropischen und subtropischen Zone angehört; aber die Gestaltung der Oberfläche, die Erhebung über dem Meere bringt uns in kältere Luftschichten, und wir finden unter einem und demselben Breitegrade eine allmählige Abstufung der Temperatur. Der gewöhnliche Sprachgebrauch der Bewohner des Landes bezeichnet es so: auf den Hochebenen und höheren Gebirgen ist das Klima kalt, an beiden Küsten heiß und dazwischen liegt das gemäßigte. So unbestimmt diese Bezeichnung auch ist, so findet man sie doch überall in die Beschreibungen Mexico's eingeführt. Man wird sich richtiger ausdrücken, wenn man sagt: vom Meeresufer bis zu dritthalbtausend Fuß Höhe ist das Klima ein heißes, tropisches; alle tropischen Gewächse kommen innerhalb dieser Gränzen fort, die durchschnittliche Temperatur der Luft ist 24 Grad Reaumur. Dieser Landstrich hat alle Vortheile und alle Unannehmlichkeiten der heißen Regionen: rasche, üppige Vegetation, große Fruchtbarkeit, aber auch die Plage der Muskitos, Sandfliegen und Sandflöhe, sowie die Neigung zu klimatischen Fiebern, Wechsel-, Gallen- und Faulfiebern; auf der Ostküste noch das gelbe Fieber, welches nur dem Becken des atlantischen Meeres angehört.

Von 2500 bis 4500 Fuß über dem Meere ist ein subtropisches Klima zu suchen, mit einer durchschnittlichen Wärme von 18 Grad Reaumur. In diesem Revier gedeihen noch viele tropische Gewächse, aber lange nicht alle, die Luft ist frischer, die Disposition zu den Fiebern findet sich nicht, wenn nicht rein örtliche Ursachen vorhanden sind, z. B. Sümpfe; die lästigen Insecten finden sich nur noch im dichten Walde und an den Gewässern, wie auch in Deutschland in der Sommerzeit.

Auf den Höhen bis zu 6000′ ist die durchschnittliche Temperatur 15—16° Reaumur, Frühlingsklima Europa's; durchaus gesund, geeignet für die Cultur der Cerealien und aller Früchte des südlichen Europa's. Alle Ebenen und Höhen, welche von 6—8000′ über dem Meere liegen, haben eine Wärme, welche durchschnittlich 14° nicht übersteigt. Sie erzeugen die Producte des mittleren Europa's, haben eine reine, gesunde Luft und ein so gleichmäßiges Klima, daß die Bewohner aller Zonen hier ohne Sorge sich ansiedeln mögen.

Es wird kaum der Erwähnung bedürfen, daß ich hier nur eine mittlere Schätzung geben kann. Vom 16 bis 34sten Grad nördlicher Breite können die isothermen Linien nicht dieselben sein, sie senken sich nach Norden hin, sie steigen nach Süden, und um genau zu verfahren, müßte man von verschiedenen Querdurchschnitten von einem Meeer zum andern jahrelange meteorologische Beobachtungen besitzen, welche uns in dieser Ausdehnung noch fehlen. Das Resultat steht aber fest: daß wir in Mexico alle Klimate finden, für jeden Culturzweig die geeignete Höhe auswählen können, daß also dieses Land alle vegetabilischen Producte des Erdbodens liefern kann, und somit von keinem andern abhängig zu sein braucht.

VIII. Die Vulkane.

Was die Natur in ihren tiefsten Werkstätten schafft, es ist uns verborgen; wir sehen nur die Folgen großartiger Kräfte, welche hier Gebirge aus der Tiefe heben, dort in Trümmer zermalmen und oft in wenigen Stunden die Oberfläche ganzer Gegenden umgestalten. In Mexico haben die vulkanischen Kräfte große Revolutionen hervorgerufen, in den meisten Gegenden sind die Essen der Cyklopen erkaltet, aber noch brennt in einer weiten Ausdehnung das Feuer der Tiefe, bricht bald hier, bald dort zerstörend hervor, oder schüttelt die Erde in furchtbaren Krämpfen.

Im Süden des Landes hängt eine Linie von Vulkanen von Oajaca aus durch Chiapas mit den thätigen Feuerbergen in Guatemala zusammen. Cempoaltepec, einer der höchsten Berge der Cordilleren von Oajaca, ist ein vulkanischer Kegel, die häufigen Erderschütterungen auf den Hochebenen von Oajaca äußern sich stets mit denen von Guatemala, so daß hier ein eigener Herd vulkanischer Einflüsse zu existiren scheint.

Die Hauptlinie der mexicanischen Vulkane liegt zwischen dem 19. und 20° nördlicher Breite, und läßt sich vom atlantischen Meere quer durch das Land bis zur Südsee verfolgen. Dicht an der Küste des Golfes, etwa 12 Meilen südlich von Veracruz, erhebt sich aus der Ebene ganz isolirt das Gebirge von Tuxtla oder San Martin. Der ganzen Lage nach wurde ein Berg blasenartig emporgehoben und durch wiederholte Ausbrüche und Einstürzungen später zerklüftet. Die höchste Spitze ist gegen 3000 Fuß über dem Meer, verschiedene Krater sind sichtbar, sowie auch ein runder, sehr tiefer Süßwassersee auf einem kleinen Plateau an der Südwestseite, der eine eingesunkene Höhlung anzudeuten scheint. Im Jahr 1789 war der letzte

Ausbruch dieses Vulkans, welcher durch Erdbeben und heftige unterirdische Donner sich ankündigte. Eine große Masse Asche wurde zu unglaublicher Höhe emporgeschleudert und durch die ostwestliche Strömung des Windes fortgeführt. In den 20 Meilen westwärts gelegenen Städten war damals die Asche einige Zoll hoch auf den Straßen und Dächern zu sehen, und selbst jenseits des Gebirges, 8 Meilen von da, in dem Dorfe Perote, war noch alles mit Asche bedeckt. Seitdem ruht der Vulkan, aber oftmals hört man in der Tiefe ein Tönen wie das ferne Rollen des Donners (ich selbst habe es oft gehört, zumal gegen den Herbst hin). Von den westlichen Höhen vernimmt man es deutlich gegen den Tustla hin, und sagt: der Tustla brummt; dagegen glauben es die Anwohner des Tustlagebirges gegen den Pic von Orizava hin zu hören und nennen es das Donnern des Orizava. Offenbar besteht zwischen beiden Bergen eine unterirdische Verbindung, da in dieser Linie nicht nur mehrere vulkanische Kuppen liegen, sondern auch die Erdbeben in dieser Richtung am stärksten fühlbar sind.

Der Orizava, der höchste Berg der östlichen Kette, zeigt auf den ersten Blick, daß er eine vulcanische Erhebung ist; er bildet einen majestätischen Kegel, der auf der prächtigen Schneespitze, etwas östlich vom höchsten Rande, den großen Krater deutlich zeigt. Fünfzig Jahre nach Ankunft der Spanier in Mexico, 1569, hatte er seinen letzten Ausbruch, der jedoch nicht mit einem Lava-Erguß verbunden gewesen zu sein scheint. Damals währte die Eruption fast ohne Unterbrechung zwanzig Jahre lang, und dieser Thatsache ist es vielleicht zuzuschreiben, daß sich in den folgenden Jahrhunderten die Ansicht bildete, der Berg könne nicht bestiegen werden. Im Jahr 1848 sollten einige nordamerikanische Offiziere den Gipfel erreicht haben, aber Niemand im Lande glaubte daran. Drei Jahre später, am 26. März 1851 unternahm es eine Gesellschaft von 18 jungen Männern, den Gipfel zu besteigen. Sie übernachteten an der Grenze der Vegetation, erreichten mit Sonnenaufgang (6 Uhr) den Fuß der Eismasse und begannen die gefahrvolle Expedition. Nur ein kleiner Theil der Gesellschaft (welche aus zwei Franzosen, einem Engländer, einem Amerikaner, einem Belgier und 13 Mexicanern bestand) erreichten den Rand des Kraters, die

Hälfte kehrte schon nach einem kurzen Versuche erschöpft zurück. Sechs der Ausdauernden gelangten zu einem Felsenriff, welches etwa auf der Hälfte des Schneekegels, auf der nördlichen Seite, von wo aus die Besteigung stattfand, selbst vom Meere aus erblickt wird. Dort rasteten sie, erfreuten sich der großartigen Aussicht und kehrten von da zurück. Der Franzose Alexander Doignon gelangte nach anstrengendem Marsche von fünf und einer halben Stunde zur höchsten Spitze. Der Tag war vollkommen klar, die Luft transparent und rein und nicht der mindeste Nebel verschleierte das Tiefland. Deutlich erblickte man nach Osten hin die blaue Meeresfläche und Veracruz, das ganze Küstenland und die lichten Prairien; die Städte Orizava und Cordova, St. Juan, Huatusco und Jalapa, die zerrissene Gebirgskette nach Norden und Süden, die Hochebenen mit ihren vielen Dörfern und Seen, begrenzt von den Schneegebirgen des Popocatepetl, die ganze unendlich große Landschaft lag wie eine riesige Planzeichnung vor den Blicken des Staunenden. Der Krater liegt etwas südöstlich von der höchsten Spitze und sein oberster Rand einige hundert Fuß tiefer als diese. An dem Rande des Kraters fand Doignon eine sechs Fuß lange Fahnenstange mit der Jahreszahl 1848 und einem Stücke nordamerikanischer Fahne, wodurch der Beweis geliefert wurde, daß den Amerikanern der Ruhm der ersten Besteigung gebührt. Nur zwei Gefährten Doignons, Majorus, ein Belgier, nnd Contreras, Mexicaner, gelangten an den Rand des Kraters, wiewohl äußerst erschöpft; der geringe Luftdruck erschwerte den Athmungsprozeß, Blut drang aus dem Munde, so daß sie alsbald umkehren mußten. Eine Messung mit dem Thermometer und kochendem Wasser ergab eine Höhe von 18178 Fuß (?). Heftiges Kopfweh und eine höchst schmerzhafte Augenentzündung war die Folge dieser Besteigung.

Die Bewohner des Städtchens St. Andres, auf der Westseite des Vulkans, zweifelten an der Wahrheit von Doignons Erzählung und dieses stachelte seine Ehrbegierde zu einer zweiten Besteigung acht Tage nach der ersten, am 4. April 1851. Er war von einer Anzahl Mexicaner begleitet, welche ihn jedoch schon nach einem kurzen Versuche auf der Schneefläche verließen. Das Aufstei-

gen war diesmal mit großen Gefahren verbunden. Es war Schnee gefallen und hatte die frühere Spur verschneit, die Felsenspalten und Risse waren überdeckt, bei jedem Schritte sank er in den lockeren Schnee und dabei trug er eine 18 Fuß lange Fahnenstange (2¹/₃ Zoll stark) und eine große Fahne, die er als Schärpe umgebunden hatte. Glücklich gelangte er zu dem oben erwähnten hohen Felsen, von da aber verfehlte er den Weg und kam mehr östlich (links) als das erstemal. Ein ungeheurer Spalt, welcher sich gegen eine halbe Stunde lang halbzirkelförmig ausdehnte, gegen 25 Fuß breit und 400 Fuß tief, im Innern von stufenförmigen Eismassen gebildet, versperrte den Weg, nur einige dünne Eisbrücken bildeten Uebergäng. Er wagte sie zu überschreiten, fand und überschritt noch verschiedene Spalten, gerieth in die größten Gefahren, aus denen er durch seine geistige und körperliche Elasticität, wie durch ein Wunder, gerettet wurde. Nahe dem Gipfel stellte sich ihm eine steile Eiswand entgegen, deren Uebersteigung seine letzte Kraft hinnahm, ermattet, zitternd, jeden Augenblick in Gefahr in die Tiefe zu rollen, überwand er das letzte Hinderniß und konnte nun einige Zeit ruhen. Ein dichter Nebel umhüllte ihn auf kurze Zeit, sank aber dann wieder unter den Schneekegel herab. Nach Nordosten erblickte er eine Reihe vereinzelter einige hundert Fuß hoher Felsen, welche sich wie Mauerruinen erhoben. Die Schneedecke reicht bis zum Rande des Kraters; im Innern desselben zeigten sich auf der Nordseite tiefe Spalten, die bis zum Rande gehen. Ein gegen 15 Fuß dicker Fels auf dem Kraterrande fühlte sich glühend heiß an, so war auch die Erde um denselben und der Boden zitterte schwach an dieser Stelle. Kein Schnee liegt in dieser Gegend, nur Sand und vulkanische Asche. Ein starker Schwefelgeruch beweist das Ausströmen schwefeliger Gase und die Feuerthätigkeit im Innern. Sowohl im Innern des Kraters als bis zu dem westlich gelegenen höchsten Punkte des Berges ist alles mit gediegenem Schwefel bedeckt, und bis zu dieser Stelle ist der Boden erhitzt. Einzelne Felsblöcke sind auf der Oberfläche völlig verglast, im Innern aber wie gebrannter Kalk, weißlich. Der Krater selbst hat eine ovale Gestalt mit zwei Einbuchtungen nach Süden und Osten. Der obere Durchmesser mag etwa 2000 Metres betragen, der Umfang 6500 Metres. Er bildet einen furchtbaren Abgrund, mit fast senkrechten Wänden, durch schwarz

verbrannte Spalten zerrissen. Man blickt in einen schauerlichen Schlund, der auf der Ostseite etwa 550 Fuß tief sein mag. In diesem Schlunde sieht man ungeheuer schwarze Felsen in Pyramidengestalt, die ihn in drei Mündungen theilen, zwei kleinere nach Süden, die größere östlich. Auf der Nordseite erhebt sich vom Fuße der Kraterwand, etwa 150 Fuß davon entfernt, eine riesige, schwarze, zerklüftete Felsenpyramide über 400 Fuß hoch. Aus dem östlichen großen Spalt strömen, wie aus Kaminen, fortwährend Dampfwirbel mit starkem Schwefelgeruch. Ein dumpfes Brausen vernimmt man aus der Tiefe, was in der leblosen Einöde einen ängstlichen Eindruck macht. Die weniger steilen westlichen und südwestlichen Wände des Kraters sind mit Schnee bedeckt.

Doignon hatte auf dem höchsten Culm seine Fahne aufgerichtet, er hatte, weil ein scharfer Eissturm ihn fürchten ließ, daß sie umgestürzt sei, den Weg nochmals nach dem Gipfel gemacht und glaubte schon an dem Fuße des heißen Felsens die Nacht zubringen zu müssen: als sich der Wind legte und er um 4 Uhr Nachmittags den Rückweg antreten konnte. Unter fabelhafter Gefahr kletterte er abwärts, mußte einen großen Theil des Weges tastend suchen und erreichte um 8 Uhr seine Gefährten am Fuße des Gletschers. Der großen Anstrengung auf der Schneefläche folgte eine Nacht voll Schmerzen, zumal durch die Augenentzündung, welche sich heftiger als das erstemal einstellte. Es ging nach einigen Tagen vorüber und der muthige Jüngling wurde von den Bewohnern von St. Andres Chalchicomula, welche durch das Banner auf dem Pik von ihrem Unglauben geheilt waren, durch ein glänzendes Fest und werthvolle Gastgeschenke geehrt.

Die Besteigung des Orizava lieferte den Beweis, daß das Feuer der Tiefe noch nicht erloschen ist, und daß der unheimliche Gast, wie der Aetna, auch nach drei Jahrhunderten noch seine Anwohner in Schrecken setzen kann. Nach der Messung von Doignon wäre die Höhe 18,178 englische Fuß; Ferrar fand sie 17,885 Fuß und die nordamerikanischen Ingenieurs 17,819. Nehmen wir auch nur das Minimum dieser drei Angaben, so ergibt sich, daß der Orizava die h ö c h s t e S p i t z e der m e x i c a n i s c h e n Andes sei.

In einem großen Umkreis ist der Fuß des Riesen mit kleineren Vulkanen umstellt; nordöstlich und östlich tritt eine ganze Gruppe

abgestutzter Kegel zwischen steilem Kalkgebirge hervor, wovon einige Lava, andere Schlamm und Asche ausgeworfen haben, wenigstens scheint Letzteres in der Schichtung der geneigten Ebene, welche sich vom Fuße des vulkanischen Berges Acatepec östlich zieht, deutlich angezeigt. Auf der Südost- und Südseite sind verschiedene Krater, heiße Schwefelquellen und Quellen, welche als starke Bäche aus Felsenhöhlen brechen. Ueberhaupt dürfte der Lauf der Gewässer vielfach durch die vulkanischeu Bewegungen geändert worden sein. Zwei Flüsse, welche auf der Ostseite des Orizava entspringen, bieten die Erscheinung dar, daß sie plötzlich verschwinden. Der größere, Jamapa, stürzt in einer tiefen Schlucht in einen Spalt des rechten Ufers, und kommt erst 3 Meilen weiter, auf der andern Seite eines Kalkgebirgszuges, aus einer Höhle hervor, nicht in der Schlucht, welche von da an, wo sich der Fluß verliert, als trockenes Bett weiter fortsetzt, sondern mehr südlich. Der andere, Tliapa genannt, der als wildes Gebirgswasser über Felsen dahinbraust, versiegt in der Nähe von Cordova am westlichen Fuß eines Gebirgszuges; zwei Meilen davon auf der Ostseite tritt in einer steilen Felsenbucht die Wassermasse als tiefer Strudel wieder hervor in die Nähe des Gebirgspasses Chiquihuite. Dieses Flüßchen hat außerdem die Eigenheit, daß der Hauptquell, der hoch in den Tannenwäldern des Orizava hervorsprudelt, in der Winterzeit milchweises und lauwarmes, in der Regenzeit klares, sehr kaltes Wasser hat.

Auf der Westseite des Piks, nach den Hochebenen, finden sich ebenso verschiedene vulkanische Erscheinungen. An einer ganz pflanzenlosen Halde steigt Schwefeldampf aus dem Boden. Die Indianer benutzten diese warmen Solfataren zu Schwitzbädern, indem sie Gruben von 3 Fuß tief und ebenso weit ausgraben, sich hineinsetzen und dann oben bedecken, so daß der Kopf außerhalb bleibt. In der Nähe liegt auch eine Berggruppe, los derrumbatos genannt, wovon ein Berg gespalten ist. Aus dem tiefen Riß brechen oft Flammen hervor.

In der Ebene am Fuß des Orizava nach Westen sieht man bei dem Dorf Aljojuca einen Krater mit Wasser gefüllt, welches etwas salzig schmeckt, aber doch zum Trinken benutzt wird. Dieser ganze runde Teich oder See hat ungefähr $1/8$ Meile Durchmesser mit senkrechten gegen 600 Fuß hohen Fels-

wänden von der Thalsohle bis zur Wasserfläche. Ein von den ältern Indianern künstlich gehauener Weg führt in das Becken herab.

Weiterhin ragen die steilen Kegel Pizarro und Tepeyacualco aus der Ebene, welche auf ihrer Nordostseite einen erstarrten Lavastrom zum Fußgestelle haben.

Der Rival des Orizava war in der Hauptkette der Naucampatepetl oder Koffer von Perote vielleicht der Vorgänger, nach dessen Zerstörung jener hervorbrach.

Auf der nordöstlichen Seite des Berges bezeugt das sogenannte mal pais, ein breiter, gegen 10 Meilen langer Lavastrom, dessen verglaste schlackenartige Masse alle Zeichen des geschmolzenen Zustandes tragen (Blasenbildung im Großen, Gasexplosionen 2c.), sowie der weithin zerstreute Bimsstein, daß nach dieser Seite hin ein Erguß stattfand. Am zerrissensten ist der Berg auf der Südostseite, wo er das Ansehen hat, als ob eine Explosion von der Spitze nach der Tiefe eine ganze Wand des Kraters nach Osten geschleudert habe. Je nach dem Stand der Sonne erkennt man durch Beleuchtung und Schatten die ganze Gestalt des Kraters und die Zerstörung des Berges. An seinem Fuß aber ward durch diesen Einbruch, durch Lavaströmung sowie Asche und Schlamm-Ergüsse eine schöne Ebene gebildet, welche sich durch große Fruchtbarkeit auszeichnet. Die Oberfläche des Bodens ist hier sehr steinig, so daß der Pflug kaum durch das Gerölle dringt, aber die fortwährende Verwitterung dieses Gesteins ersetzt die für die Pflanzen nöthigen Salze und Erden, so daß seit mehr als einem Jahrhundert in demselben Grunde ohne Düngung alljährlich Mais mit dem besten Erfolge gepflanzt wird. An vielen Stellen ist die obere Dammerde kaum 3 bis 4 Fuß tief, oft weniger, und ihr folgt eine Schicht poröser Lava; dennoch vegetiren mächtige Bäume äußerst kräftig. Eine zufällige Ausgrabung löste mir dieses Räthsel: die Lavaschicht ist nämlich nur 2 bis 3 Fuß dick und vielfach zerklüftet, unter ihr liegt eine fette zarte schwarzgraue Dammerde mit Thon, welcher eine zweite Lavaschicht und dieser wieder lose Erde folgt. Die Baumwurzeln durchdringen die Spalten der Lavaschichten und holen sich aus der Tiefe die Nahrung.

Die tiefen Schluchten, welche auf viele Meilen hin den vulkanischen Boden zerreißen, gestatten an senkrechten Felswänden

von 1 bis 2000 Fuß Höhe die Gewalt vulkanischer Zerstörungen zu beobachten. Es sind compacte Massen fester Conglomerate mit größeren und kleineren Basalttrümmern, Mengwerk vulkanischer Tuffe, stellenweise mit vorherrschendem Feldspath. Die Damm-Erde bilden Thonerden von allen Farben, meist eisenschüssig, und überall wird, wo das Wasser einwirkt, Titansand in großer Menge ausgewaschen. Die Zertrümmerung dieser Gebirgsmassen muß einer viel älteren Periode angehören, denn es ist horizontale Schichtung bemerklich, Abtheilungen in einzelne Stockwerke, wo sich denn häufig an den Absätzen tiefe Höhlen und Grotten finden, aber weder Versteinerungen noch Mischung von Kalk.

Weiter unten werde ich auf die Schluchten zurückkommen, und folge vorerst die Linie thätiger Vulkane.

Von dem Rücken des Orizava aus übersieht man die Richtung vulkanischer Haupterhebungen gegen Westen. In schöner Form zeigt sich uns der Malinche oder Matlacury, dem Vesuv nicht unähnlich, die Ebenen von San Juan von denen von Tlascala und Puebla trennend. Ferner liegen die mit Schnee gekrönten Vulkane Popocatepetl und Iztac-cihuatl, und am äußersten Horizont der Schneegipfel des Vulkans von Toluca.

Der Popocatepetl (aztekisch von popoca, rauchen, und tepl, Berg) galt seit Humboldts Messung für die höchste Spitze des Landes, 17,773 englische Fuß hoch. Schon in den Jahren 1824 und 1825 hatte ich wiederholt und für mich überzeugend Rauch aus dem Krater steigen sehen, ohne jedoch Glauben zu finden, am wenigsten bei den Eingeborenen. Im April 1834 bestieg Herr Friedrich v. Gerolt, jetzt preußischer Minister in Washington, den Gipfel des Berges, und theilte mir kurz nachher das Resultat der höchst mühseligen Expedition mit. Nach seiner Schätzung hat der ungeheure Krater ungefähr einen Umkreis von einer Stunde und steile fast senkrechte Wände von etwa 800 Fuß. Auf dem Boden sind zwei Schwefelquellen, deren Dämpfe sich in dem untern Theil des Kraters niederschlagen. Im obern Theil strömen aus vielen Klüften Wässerdämpfe hervor, welche ebenfalls schwefelhaltig sind, und in größerer oder geringerer Menge aus dem Krater treten, folglich weiter gesehen

werden können. Der Krater selbst ist unzugänglich. Die Kälte ist sehr intensiv auf dieser Höhe, beschwerlicher aber ist der verminderte Luftdruck, welcher ein beengendes und beängstigendes Gefühl erzeugt. Auch an diesem Berge folgt dem Schnee eine Sandwüste wie auf dem Orizava, welche die Stelle zwischen dem Schnee und der Grasregion einnimmt.

Nach dieser ersten Expedition wurde der Popocatepetl mehrmals von Europäern erstiegen. Eine Gesellschaft langte auf dem Gipfel an, als die Eingeweide des Berges in Brand waren; stoßweise trat Rauch aus dem Krater, und große Steinmassen wurden in die Höhe getrieben, ohne den Rand zu erreichen, sondern sie fielen stets wieder in die Tiefe zurück. Nur feiner Sand wurde hoch in die Luft geschleudert.

Es ist bekannt, daß Cortes den Berg ersteigen ließ, und daß die ersten Besucher geschmolzene Massen in dem Krater erblickten, welche sie für Gold hielten und herauszuschöpfen bemüht waren. Ebenso bekannt ist, daß aus diesem Krater der Schwefel mit vielen Gefahren geholt wurde, welcher den Spaniern für die Fabrikation des ersten Pulvers in Mexico diente. Seit drei Jahrhunderten ist also der Vulkan thätig, ohne einen gewaltsamen Ausbruch gezeigt zu haben.

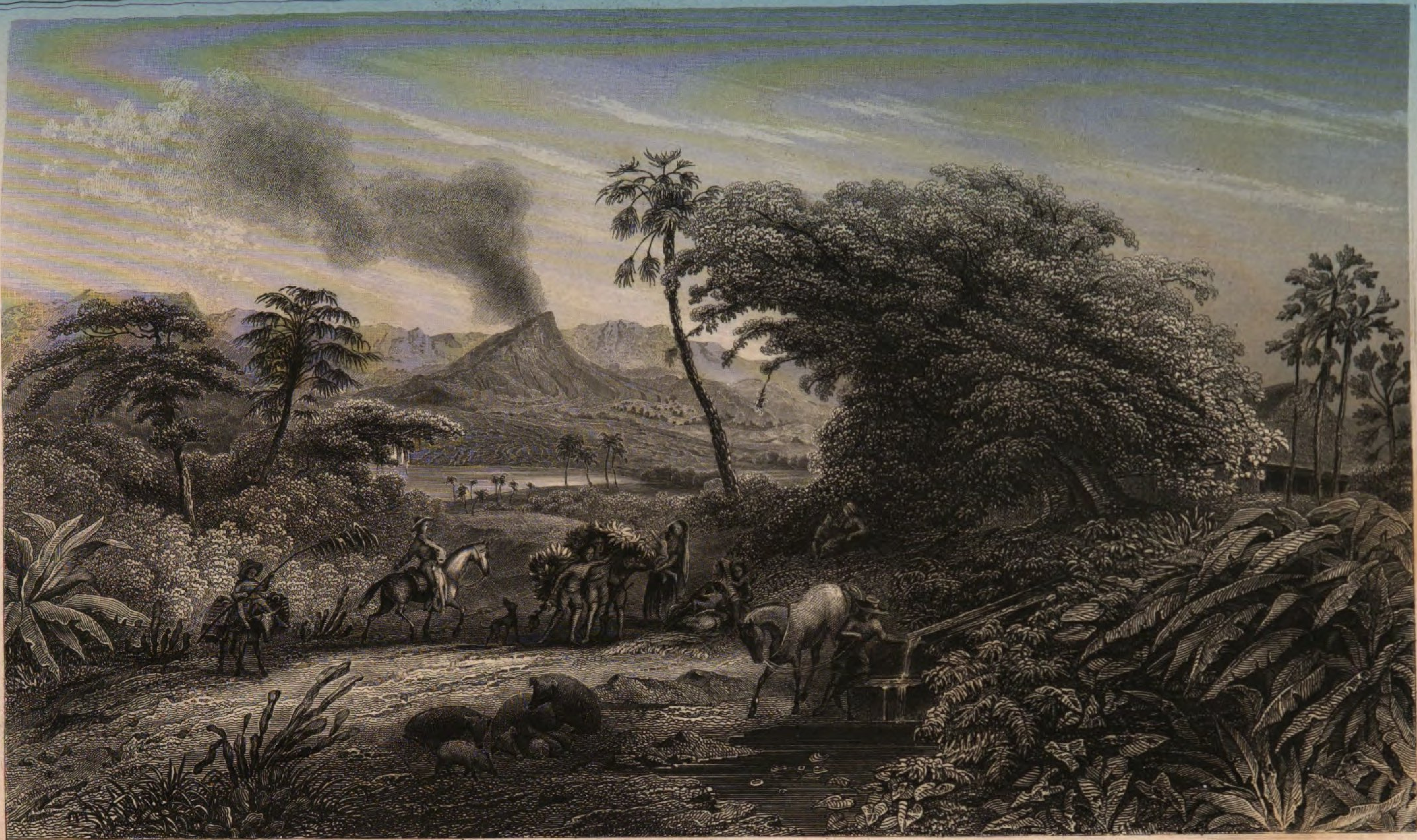
Der benachbarte Schneeberg Iztaccihuatl (von izlac weiß nud cihuatl Frau) steht zu dem Popocatepetl in demselben Verhältniß, wie der Koffer von Perote zu dem Orizava; er ist ein zerstörter Rauchfang desselben Herdes. Im weiten Umkreis um diesen Gebirgsstock, in den Ebenen von Puebla östlich, wie in dem Thal von Mexico westlich, sind heiße Schwefelquellen in Menge und ganze Reihen kleiner vulkanischer Kegel, z. B. in letzterem Thal fünf nahe bei einander, deren sichtbare Krater und Lavaergüsse keinen Zweifel über ihren Ursprung lassen.

In großer Breite setzt dieses vulkanische Gebirge seine Erscheinungen westnordwestlich fort, erhebt sich im Nevado von Toluca abermals über die Schneegränze, und fällt von da in vielen Stufen nach dem Meer hin ab. An dem Toluca ist keine

Thätigkeit mehr wahrzunehmen, wohl aber zeigen die großartigen Zerklüftungen die Spur zerborstener Krater, und auf zwei der höchsten Gipfel sind die Becher alter Krater mit krystallhellen Seen gefüllt.

Von dem Toluca bis zur Südsee sind noch zwei Vulkane in Thätigkeit, der Jorullo und Colima, letzterer von früher Zeit her, ersterer ein neues Erzeugniß der unterirdischen Feuergewalt, welches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine große Landschaft in Schreck und Verwirrung versetzte. Ich erlaube mir hier die Geschichte der Entstehung dieses Vulkans nach Humboldts Bericht wieder zu geben: „Die große Katastrophe, welche den Vulkan von Jorullo hervorrief und die Oberfläche einer großen Landstrecke völlig verwandelte, ist eine der außerordentlichsten physischen Erscheinungen, welche die Jahrbücher der Naturgeschichte unseres Planeten aufbewahren. Die Geologie hat die Punkte des Oceans bezeichnet, an welchen in der neueren Zeit, d. h. seit 2000 Jahren, vulkanische Inseln aus der Tiefe des Meeres hervorgehoben wurden, bald in der Nähe der Azoren, bald im ägaischen Meer oder an den Küsten von Island; aber sie bietet uns kein Beispiel dar, daß sich im Innern eines Continents, 36 Stunden von der Küste und 42 vom nächsten thätigen Vulkan, plötzlich mitten unter tausend kleinen brennenden Kegeln ein Gebirge von Lava und Asche gebildet habe, dessen Gipfel sich über 1200 Fuß über das Niveau der umliegenden Ebene erhebt.

Von den Hügeln von Aguascarco bis nahe zu den Dörfern Teipan und Petatlan, beide bekannt durch ihre gute Baumwollenzucht, erstreckt sich eine weite Ebene, welche gegen 2200 bis 2500 Fuß über dem Meer erhaben ist. Einige Basaltketten erheben sich mitten aus einer Landschaft, in welcher Grünsteinporphyr das vorherrschende Gestein bildet. Ihre Gipfel sind mit immergrünen oliven- und weidenblätterigen Eichen, mit zierlichen Palmen gemischt, bedeckt — eine schöne Vegetation, welche sonderbar contrastirt mit der dürren, durch vulkanisches Feuer verbrannten Ebene.



M. Rugendas del.　　*G. M. Kurz sculp.*

VOLCAN JORULLO.

Darmstadt G. G. Lange.

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts befanden sich zwischen den Flüßchen Cuitimba und San Pedro große Felder von Zuckerrohr und Indigo; sie waren von Basaltbergen umgeben, deren Structur anzuzeigen scheint, daß diese Gegend in der Urzeit vielfach von Vulkanen umgekehrt wurde. Jene Felder gehörten zu der Hacienda San Pedro Jorullo, einer der größten und reichsten des Landes. Im Monat Junius 1759 hörte man ein unterirdisches Getöse: schreckenerregende Donner waren von häufigen Erdstößen begleitet, welche während fünfzig bis sechzig Tagen die Einwohner der Gegend in Angst und Schrecken versetzten.

Im Anfang des Septembers schien alles eine völlige Ruhe zu verkünden, als plötzlich in der Nacht vom 28. auf den 29. ein furchtbares unterirdisches Getöse ausbrach. Die erschreckten Indianer flohen auf das Gebirge von Aguascarco, und bald darauf erhob sich eine Strecke Landes von einigen Quadratmeilen, welches man Malpais nennt, wie eine Blase. Noch erkennt man heute an der Schichtung des Erdreichs die Gränze des Phänomens. Die erhobene Masse hat an ihrem Rande nur 12 Meter Erhebung über das alte Niveau der Ebene von Jorullo. Aber gegen die Mitte dieser Auftreibung vermehrt sich die Höhe allmählig und erreicht 160 Meter.

Die Augenzeugen jener großartigen Naturerscheinung, welche sie von den Bergen von Aguascarco her beobachten, versichern, daß sie aus einem Raum von mehr als einer halben Geviertstunde Flammen hervorbrechen sahen, daß große glühende Felsblöcke zu einer ungeheuren Höhe geschleudert wurden, und daß sie durch eine dichte Wolke von Asche, im Widerschein des vulkanischen Feuers, die erweichte Erdrinde gleich einer wogenden See emporschwellen sahen. Damals verloren sich die Flüßchen Cuitimba und San Pedro in den glühenden Schlacken. Die Zersetzung des Wassers entflammte die Gluth noch höher, so daß man das Feuer in Pascuaro sah, einer Stadt neunzehn Stunden von Jorullo gelegen, auf einer Hochebene, 1400 Meter höher als der Vulkan.

Tausende von kleinen Kegeln, 6 bis 10 Fuß hoch, von den Eingebornen hornitos (Oefchen) genannt, deckten das erhobene Gewölbe des Malpais. Mitten zwischen diesen kleinen Kegeln, auf einer Spalte von Südsüdwest nach Nornordost, erhoben sich sechs Berge, jeder von 400 bis 500 Meter, über den alten Boden der Ebene. Der höchste derselben ist der Vulkan von Jorullo, er ist noch thätig, und hat auf der Nordseite eine unendliche Masse verschlackter basaltischer Lava ausgeworfen, welche Trümmer von Urgestein enthält.

Die Hauptausbrüche währten bis 1760, darauf wurden sie seltener. Die Indianer, welche im Beginn voll Schrecken über das furchtbare Donnergetön des neuen Vulkans ihre Dörfer im Umkreis von sechs bis acht Stunden verlassen hatten, gewöhnten sich allmählig an das ängstliche Schauspiel. Sie kehrten zu ihren Hütten zurück und wagten sich herab zu den Bergen von Aguascarco und Santa Inés, um die prachtvollen Feuerfontainen zu bewundern, welche durch eine Menge größerer und kleinerer Mündungen emporgeschleudert wurden. Damals deckte die Asche die Dächer von Queretaro, 48 Stunden vom Vulkan in gerader Linie entfernt."

Vierundvierzig Jahre später als Humboldt die Vulkane besuchte, war das unterirdische Feuer wenig thätig, und überall zeigte sich Vegetation; dennoch stieg das Thermometer im Schatten noch auf 43 Grad C. Nach Versicherung von Augenzeugen war mehrere Jahre nach dem Ausbruch die Hitze unerträglich, und deßhalb die große Ebene unbewohnbar. Noch jetzt zeigt man dem Reisenden die Betten der Bäche Cuitimba und San Pedro, deren krystallhelle Wasser einst die Felder der Besitzung des Don Andres Pimentel befruchteten. In der verhängnißvollen Nacht vom 29. auf den 30. September versiegten die Quellen, aber 3000 Schritte westlich, in dem erhobenen Bezirk, brechen jetzt zwei Bäche aus den lehmigen Kegeln der hornitos als heiße Quellen, von einer Wärme von 50° C. hervor. Auch hört man in der Tiefe weithin unter dem Boden das Getöse von großen Massen fließenden Wassers von Ost nach West,



M. Rugendas delt. J. Poppel sculpt.

THE VOLCANO OF COLIMA.

EL VOLCAN DE COLIMA. (MEXICO.) *DER VULCAN VON COLIMA.*

und nahe bei der Hacienda „Presentacion" fließt ein 14 bis 18 Fuß breiter Bach, welcher außerordentlich viel Schwefel-Wasserstoffgas entwickelt.

Nach den neusten Messungen ist die absolute Höhe dieses Vulkans 4004 Fuß, die Erhebung über die Ebene 1223 Fuß. Der Kegel ist sehr steil, mit einer Böschung von 45 Grad. Der Hauptkrater sitzt auf einem großen Spalt, und hat mehrere Nebenkrater; die Temperatur der Dünste ist jetzt 45 bis 55° C., die der Wände und Spalten viel höher. In dem Krater ist überall gediegener Schwefel angeschossen, und zwar in allen Farbenabstufungen von Hochroth bis Blaßgelb. Die Temperatur der Luft in der erhobenen Ebene, welche Humboldt noch 43 Grad fand, ist jetzt nur 24 Grad im Schatten.

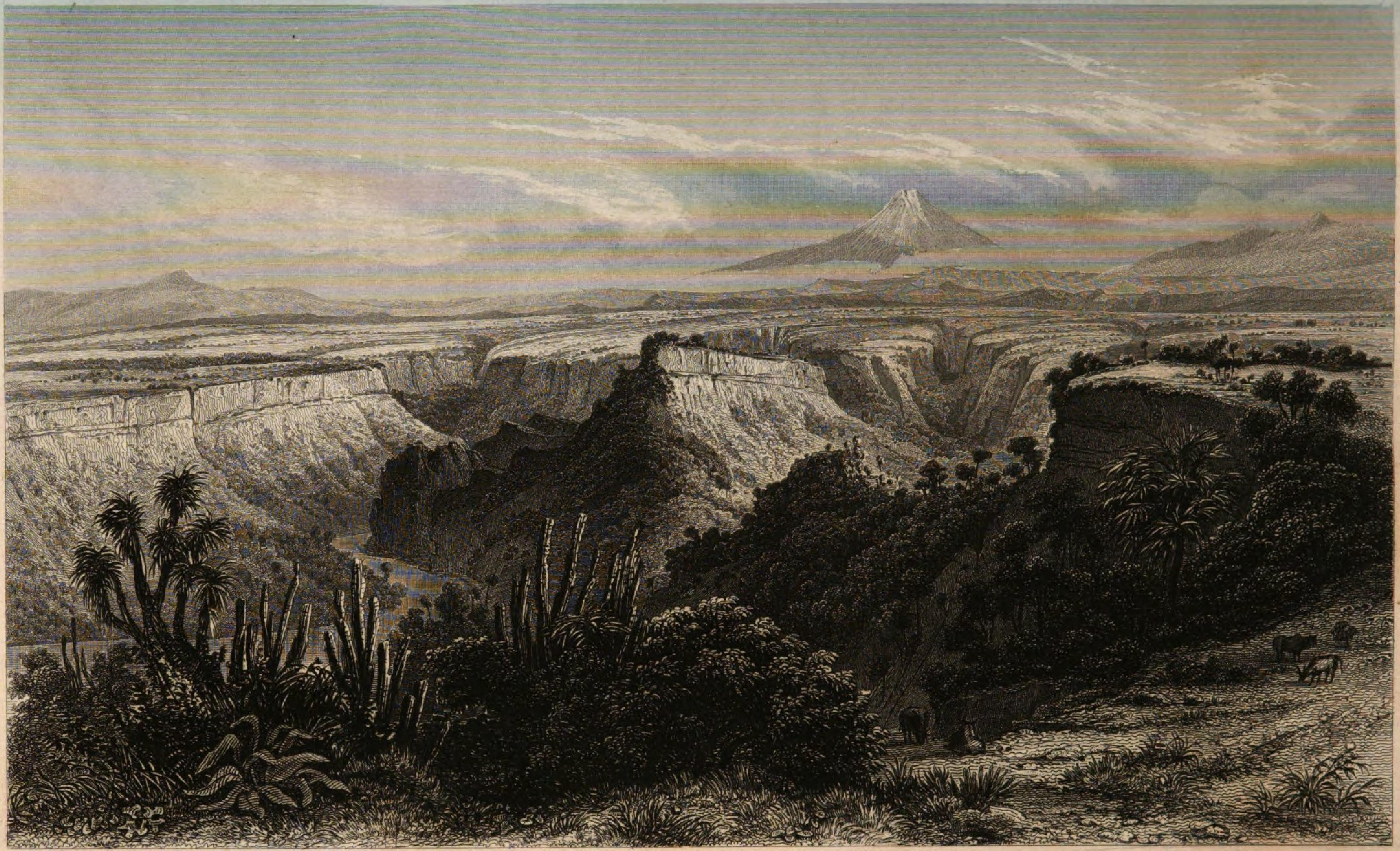
Die Reihe der thätigen Vulkane endet bei dem Colima, den man früher für ausgebrannt hielt, der aber in den letzten Jahren noch mehrfache Ausbrüche zeigte, jedoch nur mit Aschenauswürfen und Schlammergüssen.

Die ganze Linie der vulkanischen Berge in Mexico, vom Tustla am Golf bis zum Colima, durschneidet die Richtung der Gebirge rechtwinkelig, und alle scheinen auf einem großen Riß oder Spalt der festen Erdkruste zu stehen, wie denn auch der neueste, der Jorullo, in der Tiefe seines Kraters einen Spalt rechtwinkelig mit dem Gebirge zeigt. Eine Reihe von Beobachtungen hat gezeigt, daß die Erdbeben in den letzten zwanzig Jahren stets in der vulkanischen Linie am stärksten gefühlt wurden, und daß die Schwankungen mehr von Ost nach West gingen, oder umgekehrt. Auch fanden sie, mit wenigen Minuten Unterschied, auf der ganzen Linie von der Südsee bis zum atlantischen Meere statt, und verloren nach Norden wie Süden an Stärke, so zwar, daß, während sie auf der Hauptlinie Gebäude umstürzten oder den Boden barsten, wenige Meilen nach einer oder der andern Seite kaum empfunden wurden.

Von vielen Erdbeben die ich dort erlebt habe, ist mir eines besonders im Gedächtniß geblieben, welches ich zwischen den Vulkanen von Toluca und Popocatepetl beobachtete. Es war an

einem heißen Sommernachmittag; ich saß mit meinem Freunde St. vor der Hütte eines Bergmanns auf einer Anhöhe, welche die freie Aussicht über die Ebene nach dem Toluca bot. Die Luft war schwül und die windstille Atmosphäre mit einem eigenthümlichen grau violetten Dunst erfüllt. Plötzlich tönte ein dumpfer Donner wie aus den Tiefen des Toluca, welcher sich wellenförmig näher wälzte. Wir waren aufgesprungen und starrten nach der Richtung, wir sahen wie die Bäume in der Ebene, auf den Bergen vor uns schwankten, als ob sie entwurzelt werden sollten; unsere Pferde, die in der Nähe angebunden waren, schnaubten und bäumten sich; der Boden bebte, das Gebälke der Häuser knarrte, und die Schindeln der Dächer rasselten wie ein Mühlwerk. Die Menschen stürzten aus den Häusern auf die Knie und sangen: Santo Dios, santo fuerte, santo imortal, libra nos Sennor de todo mal. Dieses war die Erscheinung weniger Momente, der unterirdische Donner war östlich verschwunden, ehe wir recht begriffen was vorgefallen war, und nur an dem starren Blick der Menschen, dem Zittern der Pferde erkannten wir, daß der mächtige Erdgeist die Tiefen seines Hauses erschüttert hatte.

Unvergeßlich wird mir der Eindruck bleiben, welchen das Erlebniß eines Erdbebens in den unterirdischen Grüften eines Bergwerkes auf mich machte. Der unheimlich tremulirende Donner schien von allen Seiten aus dem Felsen hervorzutönen, die Vesten des Berges wankten, hin und wieder fielen Steine herab, und dazwischen tönte der Betgesang der Knappen aus den Strecken und Gesenken hervor. Die Erschütterung währte gegen 10 Secunden, und wiederholte sich nach einer kleinen Pause, aber ungleich kürzer. In den beiden erwähnten Fällen kam kein Unglück vor. Aber nicht immer ist Mexico frei von Schaden geblieben, und noch in dem letzten Jahr wurden in der Hauptstadt mehrere Gebäude zerstört, viele beschädigt und auf der ganzen vulkanischen Linie der Erdstoß sehr heftig empfunden, und zwar beinahe gleichzeitig von einem Meer zum andern.



M. Rugendas del.

J. Poppel sculp.

BARRANCA (RAVINE) OF SANTA MARIA WITH THE HEIGHTS OF MIRADOR AND THE VOLCANO OF ORIZAVA.

LA BARRANCA DE SANTA MARIA CON LOS ALTOS DEL MIRADOR Y EL VOLCAN DE ORIZAVA.

(MEXICO.)

BARRANCA (SCHLUCHT) VON SANTA MARIA MIT DEN HÖHEN DER HACIENDA MIRADOR UND DEM ORIZAVA.

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.

IX. Die Schluchten (barrancas), Höhlen, Wasserfälle.

Zu den Eigenthümlichkeiten Mexico's gehören die tiefen, fast senkrechten Einschnitte, diese wunderbaren Schluchten, welche man in unzähliger Menge in allen Theilen des Landes antrifft. Die Mehrzahl findet sich von den Gebirgen nach dem Meere hin, aber auch auf den Hochebenen sind sie keine Seltenheit. Ein großer Theil der Ostküste ist von Schluchten, welche meist von West nach Ost ziehen, so zerrissen, daß man kaum eine Meile weit von Süd nach Nord gehen kann ohne die Bahn durch senkrechte Abgründe gehemmt zu sehen. Viele dieser Klüfte mögen sich gebildet haben bei der Emporhebung des Landes durch plutonische Kräfte, und es sprechen dafür die horizontalen Schichtungen der Conglomerate, andere dagegen sind offenbar Einbrüche vulkanischer Höhlungen, während noch andere als Wirkungen reißender Bergströme angesehen werden müssen.

Bei der außerordentlichen Anzahl der Barrancas ist es natürlich, daß ihre Gestalt und Größe sehr verschieden sein muß. Oft sind es enge Spalten, kaum 100 Fuß weit, mit nackten senkrechten Felswänden von mehr als 1000 Fuß Höhe; oft sind sie weit geöffnet, und terrassenförmig nach der Sohle verengt, doch so, daß letztere einen ausgedehnten Thalboden bildet; immer aber haben sie die Eigenthümlichkeit der senkrechten Felswände, auch wo diese durch allmähligen Einsturz verschiedene Stockwerke bilden. Häufig vereinigen sich mehre Schluchten, und wo diese unter spitzem Winkel zusammentreten, erscheinen groteske, höchst malerische Felsmassen. Fast immer brausen reißende Bergwasser in dem Thalgrunde, stürzen sich von Fels zu Fels, und bilden bald schäumende Cascaden, bald tobende Wasserstürze. Die Feuchtigkeit ruft die glänzendste Vegetation hervor: hoher und dichter Waldwuchs deckt den Boden der Schluchten, nur in den größeren durch Anbau verdrängt; aus jeder Felsspalte treiben Sträucher und Schlingpflanzen hervor, auf den höheren Ab-

sätzen und Vorsprüngen starren Cactus, Agaven und Cycas, oder im Kalkgebirge verschiedene Arten Fächerpalmen, Cereus und andere Fleischgewächse. In der Regenzeit wird das nackte Gestein ganz mit Flechten und Mosen bekleidet, und bietet das schönste Farbenspiel von Schwarz und Silberfarbe, Dunkelgrün, Gelb und Hochroth mit den dazwischen liegenden Farbenstufen.

Gerade in der Regenzeit ist es, wenn nach den schweren tropischen Gewittern die Gewässer der Schluchten wie Donner brausen; man hört das Rollen fortgerissener Steinblöcke, mit furchtbarem Krachen lösen sich häufig Felswände los und stürzen in die Tiefe, den Urwald wie Grashalmen zerknickend; Staubbäche erblickt man auf allen Seiten wie Silberfäden oder Nebelstreifen, in welchen sich Regenbogen bilden. Der Landschaftsmaler findet dort reichen Stoff für die glänzendsten Darstellungen, mag er das Wildromantische oder das Idyllische aufsuchen. Aber er findet selten die Pfade gebahnt, er muß sich durch tausend Schwierigkeiten zu den schönen Punkten hinarbeiten, denn kein Reise-Handbuch, kein Cicerone gibt ihm Kunde. Vielleicht wandert einmal einer der Leser in jene Regionen, und wünscht vom Wege nicht fern einige der Wasserfälle zu sehen, die in unglaublicher Menge im Lande vorkommen: der kann bei Jalapa die Staubbäche von Maulinco und Jilotepec, die Cascaden bei Teocelo und in der Barranca de la Junta sehen. Bei Huatusco sind einige schöne Wasserfälle, sowie bei Orizava die Stürze des Rio Blanco in Rincon Grande, und Tuspango. Der Wasserfall von Regla, nördlich von Mexico, ist vielfach beschrieben und gezeichnet und sicher auch durch das prachtvolle Becken von Doleritsäulen vor vielen bemerkenswerth; aber wer da suchen will findet imposantere, von schöner Vegetation umgebene in fast allen Flüssen, welche vom Gebirge dem Meere zueilen. Denn fast alle Flüsse, welche auf dem Hochgebirge entspringen, und das ist die Mehrzahl, haben in der Entfernung von wenigen Meilen einige tausend Fuß herabzusteigen, und nur in der tieferen Ebene, der Küste nahe, ist eine ruhige Strömung möglich. Es ist das Verhältniß jedes Gebirgslandes: in den Alpen stürzt

sich Aar und Reuß in tausend Cascaden zur Ebene, sowie in Mexico der Panuco oder Zacatula.

Für den Verkehr im Innern des Landes sind die Schluchten ein außerordentliches Hemmniß, aber nur auf den Abfällen nach beiden Meeren hin und der mit der Küste parallelen Richtung. Vom Gebirge bis zum Meer kann man z. B. Fahrweg haben, während es rein unmöglich ist, auch nur eine halbe Meile in gerader Richtung von Nord nach Süd zu gelangen. Häufig sind diese Schluchten auf Entfernungen von vielen Stunden durchaus unzugänglich, und gelangt man auf großen Umwegen zu einem Paß, so gehört lange Gewohnheit und das Vertrauen in die Sicherheit der Maulthiere und Pferde dazu, um diese halsbrechenden, gewundenen Felsenpfade, die oft nur 2 bis 3 Fuß breit an schauderhaften Abgründen hinziehen, ohne Schwindel herabzureiten.

Es ist mir mehrmals vorgekommen, daß mich neue Ankömmlinge aus Europa auf solchen Wegen begleiteten, und weil ich nicht daran dachte, daß eine Gefahr dabei sey, vorausritt, ohne sie zum Absteigen zu veranlassen. Bleich und stumm, in ihr Schicksal ergeben, ließen sie dem Thiere den Zügel, bis irgend eine breitere Terasse einen Anhalt gestattete. Nun mußte ich mich folgendermaßen interpelliren lassen: „Mensch, was haben sie gedacht, ein Exemplar ihres Gleichen (oder vielleicht hundertmal mehr werth) auf solche gewissenlose Weise an den Rand des Verderbens zu führen! Bedenken Sie nicht, daß ich Frau und Kinder habe, daß mir mein Leben mehr werth ist als Ihnen das Ihrige zu seyn scheint; wenn das meine Frau oder meine Mutter wüßte!“ ꝛc. Wie von dem Minister in der Kammer folgt darauf die Antwort: Freund, die Sache ist so schlimm gar nicht als sie Ihnen zu seyn scheint; nur ein wenig Gewohnheit und man denkt an keine Gefahr mehr; nur auf der Bahn der Möglichkeit kühn vorangeschritten, so gelangt man wieder auf die ebene breite Straße der Alltäglichkeit, wenn man vorher nicht den Hals gebrochen hat ꝛc. Zehn gegen eins läßt sich verwetten, daß derselbe Interpellant vier Wochen später versichert; er begreife gar nicht wie er noch vor kurzem so ängstlich habe seyn können.

Sie werden fragen: warum schlägt man keine Brücken über diese Schluchten? Nicht mit dem Kapital der ganzen englischen Staatsschuld wäre das möglich; es würde schon viel gewonnen seyn, wenn nur einige Hauptstraßen halbweg gangbar gemacht würden. An manchen Stellen hat die Natur Brücken geschlagen von ganz eigener Architektur. So ist in der Nähe des Dorfes Moliajaque über den Fluß Atoyac, der das Thal von Puebla durchströmt, und hier in eine tiefe Schlucht eingeengt ist, eine natürliche Brücke, puente de Dios (Gottesbrücke) genannt. Die beiden Ufer bestehen aus Kalkfels, der sich in großen Platten ablöst. Wahrscheinlich erschütterte ein Erdbeben beide Ufer: es lösten sich von beiden Seiten ungeheure Steintafeln, welche sich schief gegen einander senkten und in der Luft einen stumpfen Winkel bildend beide Ufer zu Strebepfeilern haben. Das sonderbare ist, daß dasselbe Phänomen zweimal an derselben Stelle statt fand, und zwar senkrecht übereinander, so daß ein Spitzbogen gegen 30 Fuß über dem andern liegt. Diese Brücke liegt etwa drei Meilen südöstlich von Puebla, und ist nicht die einzige im Lande, wenigstens habe ich zwei andere gesehen und von mehreren Kunde erhalten.

Manche tiefe und schmale Schluchten überbrückt man; indem man einen großen Baum am Rande so fällt, daß er beide Ufer vereinigt. Natürlich kann man solche Stege nur zu Fuß passiren, und wer Schwindel hat nur rittlings. Luftiger noch sind die sogenannten Maromas, die man die Hängebrücken der Indianer nennen kann. Man findet sie nur bei Schluchten die nicht über 30 bis 50 Fuß breit sind, und wo auf viele Stunden weit kein Durchgang zu finden ist. Ein Baum auf jedem Ufer dient als Pfeiler, um diese schlingt man starke Leinen, so daß sie zwei parallel gespannte Taue vorstellen, umflicht und verstärkt diese mit ähnlichen Schlingpflanzen, bindet darauf quer kurze Holzstücke oder Bambusstibe dicht neben einander, um darauf wandeln zu können und bringt dann einige Fuß höher als dieser schwankende Steg ein anderes Tau an um sich beim Uebergange festhalten zu können. Natürlich können nur Fußgänger

den Uebergang wagen. Man hat sie aber auch breiter um Gepäck überzusetzen, gewöhnlich da wo ein Pfad bis zum Wasser führt, dieses aber zu tief oder reißend ist, als daß beladene Maulthiere passiren könnten. Man trägt dann Gepäck und Sättel über die Brücke und läßt die Thiere durch den Fluß schwimmen.

Ein sonderbares Vehikel über Schluchten die steil und eng sind, aber doch bis zu gewisser Tiefe einen Pfad gewähren, ist ein langes Seil, an einem höher stehenden, weit überhängenden Baum angebunden. Man setzt sich auf einen Knebel am Ende des Seils und zieht sich an einer quergespannten Schlingpflanze auf das andere Ufer, also wahrhaft eine fliegende Brücke. Auf der Westküste hat man an einigen Flüssen hoch über der Wasserfläche ein starkes Thau gespannt, woran ein großer Korb hängt, in welchen sich der Reisende setzt oder legt. Vermittelst eines Seiles wird der Korb auf die andere Seite gezogen. Für Viele ist es eine ängstliche Situation über dem brausenden Wildwasser hinzugleiten, wo das Leben blos von der Stärke der Faser eines Seiles abhängt.

In vielen Barrancas ist der Fluß zu breit und tief, als daß die angeführten Uebergänge bewerkstelligt werden könnten; man bedient sich alsdann einer Fähre, und da diese auch an den Flüssen der Ebenen fast überall angewandt wird, gebe ich eine Schilderung. Kähne sind nur an wenigen Orten und ihre Anwendung die gewöhnliche. Dagegen sind die Balsas, Flöße, die eigentlichen Fähren der Indianer, deren sich alle Reisende bedienen müssen. Im Staat von Veracruz hat man zweierlei; entweder sind es kleine Flöße eines sehr leichten Holzes, welche mittelst eines über den Fluß gespannten Taues von einem Ufer zum andern gezogen werden. Oder an das Floß wird ein langes Seil gebunden, einige nackte Indianer springen in das Wasser, wovon einer, das Ende des Seiles im Mund, erst an das andere Ufer schwimmt und nun zieht, während der andere dem Floß nachschwimmend schiebt und als Steuer dient. Diese Flöße sind so klein, daß höchstens zwei Personen darauf Raum

haben; das Gepäck wird gesondert übergesetzt, und zuletzt müssen die Pferde durchschwimmen, wobei ein Pferd an der Leine, den Kopf dicht am Floß, gezogen wird, damit die übrigen nachfolgen. Sind die Flüsse angeschwollen, so ist das Uebersetzen nicht ohne Gefahr, und häufig nimmt der Strom die Pferde mit.

Auf der Westküste sind die Balsas von Bambusstäben, höchstens zehn Fuß im Geviert, eine förmliche Hürde, unter welche einige Dutzend Flaschenkürbisse gebunden sind. Der Reisende setzt sich darauf und vier schwimmende Indianer schieben das Fuhrwerk über den Fluß. Bei größeren Karavanen und viel Gepäck ist diese Weise der Ueberfahrt sehr langwierig und oft mit Verlust verbunden.

In einigen Gegenden sah ich bei den Indianern eine possierliche Art über den Fluß zu setzen. Sie hatten ihre Felder ihrem Dorf gegenüber; Männer und Frauen kamen an das Ufer mit einem vier Fuß langen, sechs Zoll dicken Klotz eines korkleichten Holzes, entkleideten sich, machten von den Kleidern, dem Mundvorrath und der Hacke ein kleines Bündel, welches sie mit der linken Hand über dem Wasser hielten, während sie mit der linken Seite auf dem Klotz, der mit einer Schnur um den Hals hing, ruhten und mit dem rechten Arm ruderten. Alt und Jung verrichten diese Operation mit großer Behendigkeit und so geschickt, daß man sie kaum in dem adamitischen Gewand erblickt.

In den furchtbarsten Schluchten findet man häufig die kleinen Pflanzungen der Indianer, ihre Bananen und Gemüsegärten, mitten im dichten Waldwuchse, und an Stellen, welche ganz unzugänglich scheinen. Wie die Gemsen klettern diese Menschen, beladen mit Früchten, oder die Frauen, einen Säugling an der Brust, ein größeres Kind auf den Rücken, den steilsten, kaum einen Fuß breiten Pfad hinan, häufg dienen ihnen die Wurzeln der Seiba (ficus mexicana), welde sich wie Riesenschlangen in die Felsenspalten drängen, zur Leter, oder hervorstehende Basaltknauern dienen zu Stufen an thurmhohen Felswänden hin. Der Indianer liebt die Gefahren und die Einsamkeit der Schluchten, eine Höhle dient ihm zum Obdach, und er fürchtet nicht den Jaguar

der in der Nacht brüllend vorüberzieht, noch die Schaaren der Affen die ihm seine Früchte plündern. Weiter unten werde ich von dieser Menschenklasse besonders zu reden haben, und erwähne hier nur, daß sie die Einsamkeit der Schluchten benutzen um insgeheim noch manche Reste ihres heidnischen Cultus zu üben, wozu ihnen vorzugsweise einige der unzähligen Höhlen dienen, welche man überall in den Schluchten findet.

Ich versuche nicht hier Schilderungen merkwürdiger Höhlen und Grotten zu geben; ich habe viele gesehen, aber doch nur einen sehr kleinen Theil der existirenden, ja nicht einmal alle auf eignem Grund und Boden. Einen besonderen Ruf haben die Höhlen von Cacahuamilpa im Staat von Mexico, südwestlich von Toluca. Ein ziemlich starker Gebirgsstrom, der in einer tiefen Schlucht fließt, ist plötzlich durch einen Gebirgszug secundären Kalks abgedämmt, und hat sich unter diesem Gebirge durch, drei Stunden weit, seinen Weg gesucht. Auf der entgegengesetzten Seite tritt er aus einem großen Höhlenthor hervor, aber niemand gibt Kunde wie das Innere beschaffen sey. Da wo der Fluß in den Berg tritt, einige hundert Fuß über dem Wasserspiegel, ist der Eingang zu einer zweiten mächtigen Höhle, welche in der Urzeit dem Fluß als Bett gedient haben mag. Man findet darin alle Schönheiten der Stalaktitenformen, hohe Dome, Säulen, Orgeln und andere Spiele der Natur, unzählige Seitengänge und Verschlingungen, so daß noch keiner der Besuchenden zu einem Ende des Labyrinths gelangt wäre. Vorweltliche Thierreste enthält die Höhle nicht.

Im Bezirk von Cuernavaca sind tiefe Höhlen im Kalkgebirg, auf welchem die schönen indianischen Ruinen von Sotschicalco stehen, wovon ich bei Gelegenheit dieser Denkmale reden werde. Bei Tasco ist eine Höhle in vulcanischem Gebirg, aus welcher früher ein starker Bach strömte, welcher nach einem Erdbeben plötzlich versiechte und sechs Stunden davon als Sprudelquell hervorbrach. In jenem District des Gebirges finden sich viele Höhlen, namentlich sind die Schluchten außerordentlich reich daran, und an vielen Stellen dienen sie in der Regenzeit als

Gehöfte für das Vieh und als Melkstatten der Hirten. Auf den Hochebenen dagegen sind die Schluchten sowohl wie die Höhlen seltener, das große Tafelland ist wenig unterbrochen und dem Verkehr der Bewohner stehen höchstens flache Höhenzüge oder kleinere Erdspalten entgegen, welche die Kunst mit geringer Mühe durch Wege zugänglich gemacht hat.

Wer die Gebirgsländer Mexico's besucht, wird unendlich viel Interessantes und Schönes in den Barrancas finden, möge er als Künstler, möge er als Naturforscher das Land durchstreifen. Aber sey er vorsichtig bei dem Niedersteigen in diese Klüfte; oft glaubt man sich in dichtem Buschwerke dem Thalgrunde nahe, wenn plötzlich ein herabrollender Stein uns belehrt, daß wir am Rande einer senkrechten Felswand stehen, und ein Fehltritt unrettbar Verderben brächte. Mehr als einmal verlockte mich eine unbekannte Pflanze oder die Hoffnung auf eine schöne Ansicht zu Felsspitzen, von welchen kein Vorwärts möglich, das Rückwärts halsbrechend war, und einmal verdankte ich nur der Zähigkeit einer dünnen Schlingpflanze mein Leben, an welcher ich frei in der Luft, in schwindelnder Höhe hing. Man wähle sich indianische Jäger zu Führern; sie kennen jeden Pfad und durchschlüpfen das Dickicht mit der Behendigkeit des Wildes. Auch hüte man sich gegen Abend in eine unbekannte Schlucht hinabzusteigen; die Sonne verschwindet dort ohnehin früher, und die tropische Dämmerung ist so kurz, daß eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang völlige Dunkelheit eintritt. In der Regenzeit besonders sind die rasch wachsenden Gebirgswasser zu fürchten; kleine Gerinne werden nach einem Gewitter tosende Wildbäche, welche Roß und Reiter mit sich fortzureißen im Stande sind.

Viele Schluchten enthalten in der Trockenzeit keine Spur von Wasser, welche in der Regenzeit mit zerstörender Kraft die Fluthen dahinwälzen. Das empfand wohl eine englische Bergwerkscompagnie, welche in eine ziemlich breite Schlucht ein Grubengebäude gestellt hatte mit Magazinen für ihren Betrieb. In einer tropischen Gewitternacht verschwanden Gebäude und Vor-

räthe, und noch einige Monate nachher sah ich in den Zweigen der Bäume des trockenen Flußbettes die Spuren weggeschwemmter Gruben-Utensilien.

X. Die Bewohner des Landes.

In den vorhergehenden Skizzen habe ich einzelne Schilderungen der Oberfläche des Landes zu geben versucht, welche vielleicht das allgemeine Interesse weniger in Anspruch nahmen als das der Freunde der Naturwissenschaft. Meine Absicht war: ein Bild des Bodens zu geben, auf welchem sich die verschiedenen Gruppen der Bevölkerung bewegen, damit der Leser bei der Darstellung socialer Verhältnisse die landschaftlichen Umgebungen naturgetreu hinzudenken könne. Wenn von den Hochebenen die Rede ist, weiß man, daß dort keine tropischen Wälder und Zuckerpflanzungen zu suchen sind; wenn von dem Küstengebiet, daß ihm die Getreidefelder und Nadelhölzer fehlen.

Es wäre hier die geeignete Stelle auch die Haupterscheinungen der Thierwelt zu erwähnen, ich muß es jedoch für eine gesonderte Darstellung versparen, und erlaube mir nur die Bemerkung, daß man sich hüten muß, das was die neueren Werke über Mexico von den zoologischen Verhältnissen sagen, als baare Münze anzunehmen. Das im Ganzen fleißig zusammengestellte Werk von Mühlenpfordt z. B. ist in dem zoologischen Theil höchst incorrect; das Buch von Tümmel (Mexico und die Mexicaner) erzählt Mährchen von ungeheuren Affen, welche offenbar das Erzeugniß des wüsten Traumes eines Yankee sind, der seiner Rumflasche zu stark zugesprochen hatte u. s. w. Der alte Doctor Hernandez, welcher im 16. Jahrhundert die Thiere Mexico's beschreibt, ist eine zuverlässigere Quelle als viele Neuere, und wenn auch der gelehrte Geheimerath Lichtenstein in Berlin, in einer akademischen Abhandlung, manche von Hernandez beschriebene Thiere für fabelhaft hält, so hatte der Alte doch Recht, und diese Thiere existiren.

Nach diesem kurzen Seitensprung komme ich auf die zweibeinigen Geschöpfe Mexico's, welche man unter dem Gattungsnamen Mensch zu verstehen pflegt. Nach mexicanischer Terminologie werden diese in zwei Arten getheilt, in vernünftige und unvernünftige (gente de razon y gente sin razon), und wiewohl diese beiden Species in allen Erdtheilen und unter allen Klimaten zu finden sind, letztere prädominirend, so hat der Spanier doch einen besondern Begriff mit dieser Bezeichnung verbunden, und nennt Menschen seiner Race vernunftbegabte, alle Rothhäute dagegen vernunftlose. Aber nicht auf alle Braunfarbigen wird der Begriff ausgedehnt, sondern nur speciell auf die Vollblut-Indianer, indem die Mischlinge, wenn sie auch nur eine entfernte Descendenz von Weißen glauben ansprechen zu können, auch ihr Theilchen Vernunft mitvindiciren und sich dem Indianer vielleicht schroffer gegenüber stellen als der weißeste der Weißen.

Das Gesetz des Landes kennt keinen Unterschied der Art, die Verfassung hat alle Bürger des Landes, sey ihre Farbe, welche sie wolle, gleichgestellt, alle Standesvorrechte sind aufgehoben, sowie auch die Sklaverei seit lange weggetilgt ist. Was aber in des Volkes Sitte eingewurzelt ist und in seiner Sprache lebt, löscht der Buchstabe des Gesetzes nicht so leicht weg; so besteht denn auch im Leben und Weben der Menge jene Aristokratie der Farbe, so gut wie der Geburtsadel in den europäischen Republiken und Nichtrepubliken. So oder so, die Sache ist an und für sich gleich. Dort wie hier spricht man von einem Blute, von edlem Stamme; Mißheirathen gehören im Osten wie im Westen zu den Verdrießlichkeiten der Familien, und es darf uns nicht wundern, wenn ein weißgeborner mexicanischer Proletarier, rein adligen Stammes, dessen Tochter ihre brennende Liebe zu einem bräunlichen Jüngling gemischter Abkunft bekennt und um Einwilligung zur Ehe bittet, im höchsten Zorne also losbricht: „Verfluchtes Satanskind! wie kannst du deine Eltern so entehren und das edle Geschlecht mit einer Farbe besudeln wollen, die ihm zur ewigen Schmach gereichen würde! Lieber wollte ich dich auf der Bahre sehen, als in

deinen Armen einen braunen Barstard" u. s. w. Es ist traurig solchen Unsinn des Vorurtheiles zu hören, aber für den Beobachter der Volkssitten sind auch solche Auswüchse von Interesse.

Wollen wir die verschiedenen Bestandtheile des Volkes mit einem Blick übersehen, so mischen wir uns in das bunte Gewühl des Marktes, oder in das Gedränge eines Volksfestes, wo sich alle Elemente vereinigt finden. Geleite mich, lieber Leser nach der Hauptstadt des Landes, und mustre mit mir die verschiedenen Gestalten, welche auf dem Markte an uns vorüberziehen. Ein großes Gebäude umgibt im Viereck den geräumigen Platz; nach zwei Seiten hin mit unzähligen Buden versehen, worin vorzugsweise der Europäer und Creole kaukasischer Race seine Waaren auslegt. Unverkennbar tritt uns in diesen Gestalten der spanische Typus entgegen, denn von den Europäern in Mexico beschäftigt sich der Spanier fast ausschließlich mit dem Detailhandel. In dem Creolen erkennt man die Grundzüge des Südspaniers, weil die Eroberer und ersten Colonen meist Andalusier waren; es sind arabische Physiognomien, nicht sehr voll, mit dunklen Augen, schwarzem dichtem Bart und Haupthaar. Auch der Mann dort im schwarzen, enganschließenden Talar mit dem breitrandigen, auf beiden Seiten aufgekrämpten Hut gehört dem Creolenstamm an; er ist ein Canonicus oder Pfarrherr, welcher sich, hie und da grüßend, den Victualienmarkt für gastronomische Zwecke betrachtet. Nicht minder jene Mönche, welche mit braunhäutigen Laienbrüdern das Beste was der Markt bietet für ihr Refectorium auswählen, und nebenhin glühende Blicke nach den Küchenmädchen schießen, die jenen dachsbeinigen Haushofmeister eines reichen Mannes begleiten. Denn die Mitte des Platzes oder der Raum, welchen die vier Flügel des großen Marktgebäudes einschließen, ist in langen Reihen von den Verkäufern der Gemüse, Früchte, Blumen, des Federviehes u. s. w. eingenommen, und jeden Morgen treibt sich viel Volks aller Stände durch die Gassen dieses Kaufhauses. Der Officier und der Angestellte, der wohlhabende Handwerker wie der Kaufmann en gros und seine Handlungsdiener,

der Advocat und der Gutsbesitzer sind meist Leute weißer Farbe, welche sich schon durch ihre Tracht und Haltung vor den übrigen Bestandtheilen der Bevölkerung auszeichnen.

Den größten Contrast bietet der Neger; nur hie und da erblickt man einen solchen, oder einen fahlen Mulatten, vielleicht Köche eines Havanesen oder Küstenbewohners; denn in den Städten der Hochebenen leben nur wenige Menschen afrikanischer Race, es ist ihnen da zu kalt, weil sie die Natur für ein brennend heißes Klima organisirt hat. Die Masse der Marktbevölkerung bilden die rothbraunen Menschen in allen Abstufungen der Farbe, vom kupferfarbenen Indianer bis zum Mestizen, der sich wenig vom Weißen unterscheidet. Wunderliche Gestalten zeigen sich in der sogenannten farbigen Bevölkerung. Auf dem Boden sitzen der Indianer und die Indianerin neben ihren Früchten und Gemüsen, welche sie auf einer Matte aufgeschichtet haben, und rufen mit gellender Stimme ihre Waaren aus. Atole und Tortillas (Maisbrei und Maisbrod) preist die weiche Sprache der Indianerinnen an, und um sie sammelt sich der ganz in Leder gekleidete Maulthiertreiber, der Soldat der nahen Caserne und der Taglöhner, alle der Mestizenclasse angehörig, um ihr Frühstück zu nehmen. Gebratene wilde Enten werden hier angepriesen, dort Ragout von Schweinefleische mit spanischem Pfeffer, während der Indianer seinen Pulque rühmt, oder von einem zierlich mit Blumen geschmückten Tisch Limonaden, Chiawasser und andere Erfrischungen in farbigen Gläsern zum erquickenden Genusse laden. Hier findet sich der sonngebräunte Ranchero, der Bauer und Hirte mit seiner Frau und Tochter oder Geliebten ein; Er bespornt, die Reitpeitsche in der Hand, den bunten Sarape malerisch wie eine Toga umgeschlagen, Sie mit breitrandigem Filzhut oder mit dem blauen Umschlagetuch gegen die Sonne geschützt. Ein brauner Barfüßer trägt auf einem Brette kleine Wachsfigürchen feil, wahre Genrebildchen aus dem Volksleben, während ein anderer Lotteriezettel anpreist und das Glück verspricht für die Ziehung am Abend, und ein dritter eine politische Flugschrift als das Neueste und Wichtigste



M. Rugendas del.^t G. M. Kurz sculp.^t

CITIZENS AND MARKET-FOLKS.

PLACĒROS Y RANCHEROS. (MEXICO.) BÜRGER UND MARKTLEUTE.

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.

empfiehlt. Ständige Figuren bilden an allen öffentlichen Orten die Leperos oder die Lazaroni der mexicanischen Städte. Sie gehören der Mehrzahl nach zu den Halbblütigen; nur wenige zu den Indianern weniger vielleicht zu den Weißen. An allen Ecken findet man sie mit Strick und Tragband, als Lastträger ihre Dienste anbietend, sie fungiren als Taglöhner, Straßenkehrer, Colporteurs, zu ihnen gehören die ambulirenden Schuster, Hahnenwärter, Kartenkünstler, vor allen aber die sehr ehrsame Zunft der Gauner, Schwindler, Taschenarbeiter. Die Bursche sind zu originell in ihrer Frivolität, als daß ich ihnen nicht später ein eigenes Capitel widmen sollte.

Zu den Marktfiguren gehören auch unter den Arcaden die sogenannten Evangelisten, sonderbare dürre alte Knaben, meist in dunkle Beinkleider und schwarze runde Jacken gekleidet. Sie sitzen auf einem Schemel oder den Stufen einer Treppe, ein Brett auf den Knieen und schreiben. Dort flüstern ihm einige Dienstmädchen eine Beichte in's Ohr, vertraulich die Hand auf seine Schulter legend, während er die buschigen Brauen hoch zieht und das lederfarbige Antlitz in die Breite dehnt, und die Brille, einen der alten Nasenklemmer auf dem Höcker der krummen Nase bewegt. Jetzt nickt er und schreibt und die Beichtkinder warten ruhig oder fügen schnell noch ein Herzensanliegen zu. Bei einem andern steht ein Arriero (Eselstreiber), kratzt sich hinter den Ohren, und macht seinem strengen Examinator, der ihn mit lauernden Augen anblitzt, nur fragmentarische Geständnisse. Die Evangelisten sind die öffentlichen Schreiber, welche Liebesbriefe in Prosa oder Versen, Geburtstaggratulationen, Gevatterbriefe, Condolenzschreiben u. dgl. in bester Form abfassen. Je nach dem Begehr sind die Schriftwerke einfach, oder kalligraphische Prachtstücke mit Randzeichnungen, als da sind: schnäbelnde Täubchen in Blattwerk, einem brennenden oder einem angeschossenen Herzen, Rosen oder Trauerweiden. Man versäume nicht bisweilen hinzuhören; man erfährt da erbauliche Geschichten. Uebrigens treibt der Evangelist auch einen kleinen Handel mit Tinte, geschnittenen Federn und schönrandigem Billet-

doux-Papier; böse Zungen behaupten sogar er treibe auch Mäklergeschäfte; jedoch ist das wohl Brodneid, und es ist nicht anzunehmen, daß die evangelische Würde dieser Leute sich also vergesse. *)

Die mexicanische Bevölkerung zeigt uns überall die auffallendsten Contraste, wie sie keine Stadt des nordwestlichen Europa's darbietet. Auf der einen Seite Glanz und Luxus, elegante Carossen und Pariser Toilette, auf der andern Schmutz und Blöße, ein abgeschlossenes Leben mit gesondertem nationalem Typus in der äußern Erscheinung, Sprache und Sitte. Die verschiedenen Gestalten, wie sie uns der Markt vorführt, enthalten ein Blatt aus der Geschichte des Landes, ein trauriges, wie das so vieler Nationen. Der braune Indianer herrschte hier und hatte ein mächtiges Reich; die höhere Intelligenz des Europäers eroberte es, und machte die Freien zu Sklaven. Um diese, welche zu Tausenden in der schweren Arbeit hinstarben, von der Vertilgung zu retten, wurde der schwarze Afrikaner eingeführt. Drei Jahrhunderte gingen hin, in welchen der Indianer ausdauerte, weil er Landbauer war und blieb, ohne in eine neue Lebensart hineingezwängt zu werden, die ihm die Existenz verkümmert hätte, wie dem nordamerikanischen Jäger, der in festen Wohnstätten hinsiechte und unterging wie der Löwe im Käfig.

Als Cortez mit seiner verwegenen Schaar Mexico eroberte, war der herrschende Stamm der der Azteken, welcher als Eindringling vom Norden her, als Eroberer, die friedlichen Nationen der Ackerbauer unterworfen und mit großer Beute bereichert die Sitten der Besiegten adoptirt hatte. In dem Kampfe mit den Spaniern fielen die Edelsten der Azteken, ihre Güter kamen in die Hände der Sieger, mit ihnen die Familien der Gefallenen; der rauhe Krieger gefiel sich in dem Besitze und vermählte sich

*) Man verwechsele nicht diese Art öffentlicher Schreiber, welche man auch in Rom und Constantinopel findet, mit den escribanos publicos, oder öffentlichen Notaren, welchen die sogenannte freiwillige Gerichtsbarkeit obliegt.

mit der braunen Tochter des Landes, welche durch die Taufe ihm ebenbürtig gemacht wurde. Cortez selbst verheirathete sich mit der schönen Marina oder Malintzin. Darf es uns also wundern wenn seine Kampfgenossen, sowie die vielen Abenteurer, welche der Ruf von Mexico's Schätzen nach der Eroberung aus Europa herüberzog, mit der Hand einer edlen Aztekin ein Eigenthum, ein opulentes Besitzthum zu erwerben trachteten. Damals hielt dieß niemand für eine Mißheirath, man kannte in den ersten Jahrzehnten den Ausdruck Mestizen nicht, und die edlen Geschlechter der Azteken wurden selbst als Edle Spaniens angesehen. Die Söhne von Montezuma, welche in Spanien erzogen wurden, erhielten den Grafentitel, und viele ursprünglich indianische Familien in Mexico, die heute noch existiren, wie z. B. Schikotenkal, Chimalpopoca, Ixtlisutschil u. a. wurden von je her den Spaniern gleich geachtet. Man muß also annehmen, daß die indianische Aristokratie entweder im Kampfe mit den Spaniern unterging, oder es für gerathen hielt zu den Spaniern überzugehen und dadurch ihre materiellen Interessen sicher zu stellen. Sie nahmen das Christenthum an und gingen auf in der neuen Bevölkerung.

Nicht so die arme Classe, welche schon von Alters her in einem Hörigkeitsverhältniß zur indianischen Aristokratie stand, also durch die Eroberung nur den Herrn wechselte. Sie sah der Spanier nicht als ebenbürtig an, und wenn sie auch nicht Sklaven waren, so wurden sie doch als Minderjährige, selbst vom Gesetze, qualificirt als die Parias der Gesellschaft. Das hinderte jedoch nicht die Erzeugung unzähliger Blendlinge, theils in förmlicher Ehe, theils per nefas; und der Priester und Mönch, der Soldat und der junge Creole unterließen im Laufe von drei Jahrhunderten nicht, das kaukasische Reiß auf den indianischen Wildstamm zu pfropfen. Dadurch bildete sich die starke Mestizenbevölkerung, welche theilweise die braune Farbe der Mutter ererbt hat, aber auch die größere Energie und den lebhafteren Geist des Vaters. Die Abstufungen, der Farbe nach, richten sich natürlich nach dem Grade der Verwandtschaft, die

Verbindung von Mestizen mit Weißen bringt eine hellere, die mit Indianern wieder eine dunklere Farbe hervor.

Die afrikanische Race, welche in Mexico nur sehr gering repräsentirt ist, hat solche markirte Kennzeichen, daß man sie aus allen Kreuzungen herauserkennt, an dem wolligen Haare, den dicken Lippen und der breiten aufgestülpten Nase. Aus der Verbindung des Negers mit einer Indianerin, oder eines Mulatten mit einer Negerin, entspringen jene dunkelbraune Mestizen, die man an der Westküste Zambos nennt; im allgemeinen unterscheidet man aber die verschiedenen Grade der Farbeverwandschaft nicht mehr, wie es wohl der Fall war als noch die Sklaverei existirte, und in Westindien und in Nordamerika noch der Fall ist. Mexico hatte überhaupt nie viele Sklaven, und diese nur in den heißen Küstengegenden. In den höher liegenden Gegenden, und wo es an Händen nicht fehlte, war man längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Arbeit durch freie Taglöhner billiger komme als die durch Sklaven. Noch zur Zeit der spanischen Herrschaft hatte ein Gutsbesitzer Namens Yermo, ein Biscayer von Geburt, der einige große Zuckerpflanzungen durch Sklaven betrieb, sich ausgerechnet, daß ihn die freie Arbeit weniger koste; er versammelte also seine Neger und bot ihnen die Freiheit an, unter der Verpflichtung auf dem Gute zu verbleiben und als freie Taglöhner in seinen Diensten thätig zu seyn. Mit großem Jubel nahmen die Schwarzen das Anerbieten an, aber sie fanden bald aus, daß sie mehr arbeiten mußten als früher, daß sie nun für Wohnung, Kleidung und Unterhalt selbst zu sorgen hatten, und baten nach einigen Wochen ihren Herrn sie wieder als Sklaven anzunehmen! Er that es natürlich nicht, denn er hatte ihnen ihren gerichtlichen Freibrief ausgestellt, und sie blieben freie Arbeiter. Noch jetzt kann man auf diesen Gütern den Typus der afrikanischen Race erkennen, der jedoch durch Mischung immer mehr verschwindet.

Als sich im Jahr 1810 die Creolenbevölkerung gegen die spanische Herrschaft erhob, wurde Aufhebung der Sklaverey unter den ersten Satzungen proclamirt, und nach völliger Erlangung

der Unabhängigkeit durch die Constitution bestimmt, daß die Sklaverey im Bereiche der Republik nicht geduldet sey, daß jeder Sklave frei werde, sobald er den mexicanischen Boden betrete.

Die schwarze Race wird mit der Zeit ganz verschwinden, und würde fast schon verwischt seyn, wenn nicht von Cuba und andern westindischen Inseln freie Neger eingewandert wären, meist Handwerker, welche sich in den Seehäfen angesiedelt haben. Ist ihre Zahl auch gering, so ist sie doch hinreichend diesen Bestandtheil der Bevölkerung zu erhalten. Sie sind übrigens in bürgerlicher Hinsicht allen andern Staatsbürgern gleich.

Die bunten Gruppen der mexicanischen Bevölkerung haben sehr viel Originelles, und bilden eine vortreffliche Staffage der Landschaft. Namentlich ist es der Creole auf dem Lande und der Mestize, welche als vortreffliche Reiter, dem Araber gleich, auf den ausgedehnten Hochebenen ihre Rosse tummeln. Sattel und Saumzeug haben etwas Alterthümliches, als ob das Reitzeug aus Cortez Zeitalter herstamme. Aber es sieht gut aus und ist durchaus praktisch für das Land, bequem für Roß und Reiter. Letzterer paßt darauf wie gegossen und bewegt sich so leicht und sicher als ob er im Circus Vorstellungen geben wollte. Ein breitrandiger Hut mit bunter Schnur um den niedern Kopf beschattet das braune bärtige Gesicht; der Hemdkragen ist weit umgeschlagen und von einem nachlässig geschlungenen, buntseidenen Tuch zusammengehalten. Eine kurze Jacke deckt den Oberkörper, oft von braunem oder schwarzem Hirschleder, mit vielen silbernen Knöpfen verziert. Die Beinkleider von Hirschleder oder Tuch mit Leder besetzt, sind um die Hüften mit buntseidenem Gürtel (banda), der drei- bis viermal umgeschlungen wird, festgehalten; an den Seiten herab sitzen viele Knöpfe, welche nur bis zu dem Knie zugeknöpft sind, nach unten offen stehen um über die eigenthümlichen Stiefel zu fallen, welche unterm Knie festgebunden sind, und aus großen Stücken gepreßten Hirschleders bestehen, die zweifach um den Unterschenkel geschlungen werden. Der Fuß ist von ledernen Halbstiefeln bedeckt, an welche durch breite Riemen der große klirrende Sporn

befestigt ist, dessen sternförmig gezacktes Rad oft zwei Zoll im Durchmesser hat.

Nie fehlt dem Reiter der Mantel, bei Regen oder Sonnenschein, sey es nun der buntgewirkte Sarape oder die einfarbige Manga. Beide sind Stücke Wollenzeug, zwei Klafter lang und eine Klafter breit, in der Mitte mit einer Oeffnung der Länge nach versehen (dieser Schlitz, der zwei Schuh lang ist, wird gewöhnlich einige Spannen breit mit Sammet besetzt, mit seidenen oder Gold- und Silberfranzen eingefaßt), durch welche bei Regen der Kopf gesteckt wird, wodurch die Decke nun den ganzen Körper bedeckt. Bei gutem Wetter ist der Mantel nur leicht über die Schulter geworfen; aber ohne ihn verläßt kein Mexicaner sein Haus, sey er zu Roß, sey er zu Fuß, er ist das Anstandskleid, die Toga, welche ihn auf den Markt wie in die Kirche begleitet, und welche er nur bei der Arbeit und im Hause ablegt.

In den Städten ist der jüngere Creole, welcher sich dem gebildeten Stande zuzählt, europäisch gekleidet; der Hang zu modischem Stutzerthum ist bei der Jugend unverkennbar, während der alte Creole, wie der Spanier, sein Haus nicht ohne den dunkelfarbigen, langen Tuchmantel (capa) verläßt, auch wenn die Sonne im Zenith steht.

Der Indianer legt sein Nationalkleid nicht ab, das so einfach ist wie die ganze Lebensweise dieser Naturkinder. Der Mann trägt kurze, weite Beinkleider von großem Baumwollenzeug oder braunem Hirschleder, welche gewöhnlich nicht bis an die Knie reichen, und eine Art Kittel von grobem Wollengewebe, um die Hüften mit einem Gürtel gehalten. Ein kleiner Strohhut und Sandalen vollenden den Anzug, der aller Zierde entbehrt. Die Frauen hüllen sich in ein Stück wollenes Zeug, das zweimal um den Körper reicht, aber nicht durch eine Naht geschlossen ist, gürten es um die Hüften mit breitem bunten Gürtel, so daß es eine Art Rock bildet, und bis auf die unbeschuhten Füße reicht. Den Oberkörper bekleidet das Huipile, ein weites, rings geschlossenes Oberkleid, das bis zum Knie

herabgeht, aber zwei Oeffnungen für die Arme hat. Das Haar ist entweder in dickem Zopf mit buntem Band umschlungen um den Kopf gelegt, oder hängt in zwei Flechten herab. Große Ohrringe und Halsbänder von Glasperlen vollenden die Toilette. Die Indianer unterscheiden ihre Stämme durch die Farbe und den Schnitt der einfachen Kleidung, wie die Schotten des Gebirges, und Schuhe zu tragen gilt ihnen für Abfall von der guten alten Sitte.

Soviel über die äußeren Erscheinungen der Volksgruppen, wie sie der erste Anblick vorführt. Die Schilderung des Lebens und der Sitten der einzelnen Classen der Bevölkerung wird den flüchtigen Lineamenten erst Färbung und Schattirung geben.

XI. Die Creolen.

Das Wort Creole (criollo) bedeutet im allgemeinen „Eingeborne", und so gebraucht man es auch in Mexico; im engern Sinne verbindet man damit den Begriff: Eingeborner weißer oder europäischer Abkunft. Wir wollen hier die Creolen in letzter Bedeutung kennen lernen.

Der weiße Mexicaner repräsentirt die Intelligenz des Landes, und bildet demnach thatsächlich den Adel der Bevölkerung. Der Zahl nach rechnet man ein Siebentheil der Einwohner unter die Creolen, etwa 1,200,000. Die äußere Erscheinung nähert sich der des Spaniers, doch ist ein eigener Typus unverkennbar. Männer und Frauen haben selten mehr als Mittelgröße, schlanken Wuchs, dunkles Haar, lebhaft dunkle Augen, kleine Hände und Füße. Man findet viele Gesichter nach orientalischem Schnitt, mit gebogener Nase und feinem Mund. Die Gesichtsfarbe ist gewöhnlich nicht sehr frisch, zumal in den wärmeren Gegenden; in den kälteren dagegen sieht man rosige Wangen und selbst blonde Köpfe nicht selten. Beide Geschlechter reifen früh, der Jüngling ist im siebenzehnten, die Jungfrau im vierzehnten Jahre völlig entwickelt. Eine große Lebhaftigkeit ist dem Creolen eigen; er lernt mit Leichtigkeit, ist körperlich

gewandt, ein flinker Tänzer, ein geübter Reiter, aber nicht sehr musculös, nicht ausdauernd in schwerer Arbeit. Seine Sprache ist rasch und von sehr lebhaftem Gebärdenspiel begleitet. Ist dieses auch eine Eigenthümlichkeit aller südlichen Nationen, so hat sie doch der Mexicaner besonders ausgebildet, und der Nordländer, der seine Rede kaum mit leichter Bewegung der Hand ergänzt, bewundert die tausend Bewegungen die als Zeichensprache bald die Rede verstärken, bald commentiren.

Will ich z. B. die Höhe eines Gegenstandes mit der Hand bezeichnen, so gebrauche ich bei der leblosen Sache die horizontale Lage der ganzen Hand, bei dem Thier die stehende Lage der ganzen Hand, bei einem menschlichen Wesen den aufgerichteten Zeigefinger. Winke ich jemand zu mir, so bewege ich die Handfläche nach meinem Körper zu, von oben nach unten; mache ich die umgekehrte Bewegung von mir weg, so heißt dieses: gehe nur fort; fahre ich aber mit der Hand senkrecht herab, so bedeutet dieses: bleibe stehen. Man versteht die Sprache eines Volks nicht hinlänglich, wenn man nicht den Ausdruck durch Mienen und Gesten kennt, aber es gehört lange Uebung dazu diese Zeichensprache zu verstehen, zumal wenn sie von der Umgebung nicht verstanden werden soll, wie bei den telegraphischen Mittheilungen der Verliebten der Fall zu seyn pflegt.

Im allgemeinen ist der Creole leicht zu elektrisiren und leidenschaftlich, aber er weiß seine Affecte zu beherrschen. Oft läuft das heiße Blut mit dem Kopfe davon, Zorn, Liebe oder Eifersucht verleiten zu unüberlegter That; doch bald kehrt das Gleichgewicht zurück. Heimtücke ist seinem Charakter fremd, man kennt nicht die Rache durch gedungene Banditen wie in Italien oder Portugal. Wenn auch die Schilderungen mancher Touristen berichten, daß der Beleidigte seinem Gegner das Messer in die Brust stoße, und wenn dieses auch bei der niederen Volksklasse öfter vorfällt, so ist es nie Folge langer Ueberlegung, sondern ein Act der höchsten Leidenschaft, und in der Regel eine Art Duell mit kurzer Waffe. Bei den Creolen fällt dieses sel-

ten vor, sondern mehr bei den Mestizen, und ich werde davon später reden.

Der Creole, selbst der Ungebildete, hat im Umgange einen natürlichen Anstand, eine gewisse Urbanität und Unbefangenheit; er ist ehrgeizig und eitel, und wenn die Grundlage einer soliden Bildung fehlt, die eben nicht sehr häufig anzutreffen ist, so schimmern die Blößen der Oberflächlichkeit leicht durch. Die Eitelkeit führt oft zur Ueberschätzung des eignen Werthes, nicht allein des persönlichen, sondern auch des nationalen. Der Krieg mit Nordamerika hat in dieser Beziehung harte Lectionen gegeben, und den Mexicanern gezeigt, daß beherzte Redensarten gegen einen muthigen Angriff nicht Stich halten.

Leichtsinn und Genußsucht charakterisiren den Südländer, und der mexicanische Creole macht darin keine Ausnahme. Zwar ist er im Genusse geistiger Getränke äußerst mäßig, Trinker gehören zu den seltensten Ausnahmen, und auch die Gastronomie pflegt er nicht wie der Nordländer, aber er liebt Süßigkeiten und Naschereien. Vor allen sind es Festlichkeiten und Vergnügungen, die Freuden der Liebe und des Spiels, denen er mit Leidenschaft nachhängt. Der Hang zum Hazardspiel ist allen Classen des Volks, die Indianer ausgenommen, gemein, und der Krebsschaden, welcher das Glück und den Wohlstand der Familien zerstört. In Städten und Dörfern sind Spielhänser zu finden, in welchen Monte, eine Art Pharo, gespielt wird, und zu welchen sich alles hindrängt. Keine Gesetze, keine polizeiliche Verfolgung konnten bis jetzt diese Höllen vertilgen, weil der Hehler zu viele sind. Bei jeder Festlichkeit ist es das Spiel, welches sogleich in den Vordergrund tritt: bei dem Hahnengefecht und bei dem Pferderennen wird hazardirt, selbst auf dem Billard und in dem Kaffeehaus wird gewettet und gewagt. So leidenschaftlich sich der Mexicaner dem Spiel hingibt, so kalt erträgt er den Verlust. Er verliert große Summen, seine Uhr, seine Kleider, schießt sich darum aber doch nicht todt, sondern hofft es am nächsten Spielabend wieder zu gewinnen. Der Ruin vieler Familien ist die unausbleibliche Folge dieser ver-

doux-Papier; böse Zungen behaupten sogar er treibe auch Mäkler-geschäfte; jedoch ist das wohl Brodneid, und es ist nicht anzu-nehmen, daß die evangelische Würde dieser Leute sich also vergesse. *)

Die mexicanische Bevölkerung zeigt uns überall die auf-fallendsten Contraste, wie sie keine Stadt des nordwestlichen Europa's darbietet. Auf der einen Seite Glanz und Luxus, elegante Carossen und Pariser Toilette, auf der andern Schmutz und Blöße, ein abgeschlossenes Leben mit gesondertem nationalem Typus in der äußern Erscheinung, Sprache und Sitte. Die verschiedenen Gestalten, wie sie uns der Markt vorführt, ent-halten ein Blatt aus der Geschichte des Landes, ein trauriges, wie das so vieler Nationen. Der braune Indianer herrschte hier und hatte ein mächtiges Reich; die höhere Intelligenz des Europäers eroberte es, und machte die Freien zu Sklaven. Um diese, welche zu Tausenden in der schweren Arbeit hinstarben, von der Vertilgung zu retten, wurde der schwarze Afrikaner ein-geführt. Drei Jahrhunderte gingen hin, in welchen der In-dianer ausdauerte, weil er Landbauer war und blieb, ohne in eine neue Lebensart hineingezwängt zu werden, die ihm die Exi-stenz verkümmert hätte, wie dem nordamerikanischen Jäger, der in festen Wohnstätten hinsiechte und unterging wie der Löwe im Käfig.

Als Cortez mit seiner verwegenen Schaar Mexico eroberte, war der herrschende Stamm der der Azteken, welcher als Ein-dringling vom Norden her, als Eroberer, die friedlichen Natio-nen der Ackerbauer unterworfen und mit großer Beute bereichert die Sitten der Besiegten adoptirt hatte. In dem Kampfe mit den Spaniern fielen die Edelsten der Azteken, ihre Güter kamen in die Hände der Sieger, mit ihnen die Familien der Gefallenen; der rauhe Krieger gefiel sich in dem Besitze und vermählte sich

*) Man verwechsele nicht diese Art öffentlicher Schreiber, welche man auch in Rom und Constantinopel findet, mit den escribanos publicos, oder öffentlichen Notaren, welchen die sogenannte frei-willige Gerichtsbarkeit obliegt.

mit der braunen Tochter des Landes, welche durch die Taufe ihm ebenbürtig gemacht wurde. Cortez selbst verheirathete sich mit der schönen Marina oder Malintzin. Darf es uns also wundern wenn seine Kampfgenossen, sowie die vielen Abenteurer, welche der Ruf von Mexico's Schätzen nach der Eroberung aus Europa herüberzog, mit der Hand einer edlen Aztekin ein Eigenthum, ein opulentes Besitzthum zu erwerben trachteten. Damals hielt dieß niemand für eine Mißheirath, man kannte in den ersten Jahrzehnten den Ausdruck Mestizen nicht, und die edlen Geschlechter der Azteken wurden selbst als Edle Spaniens angesehen. Die Söhne von Montezuma, welche in Spanien erzogen wurden, erhielten den Grafentitel, und viele ursprünglich indianische Familien in Mexico, die heute noch existiren, wie z. B. Schikotenkal, Chimalpopoca, Jxtlisutschil u. a. wurden von je her den Spaniern gleich geachtet. Man muß also annehmen, daß die indianische Aristokratie entweder im Kampfe mit den Spaniern unterging, oder es für gerathen hielt zu den Spaniern überzugehen und dadurch ihre materiellen Interessen sicher zu stellen. Sie nahmen das Christenthum an und gingen auf in der neuen Bevölkerung.

Nicht so die arme Classe, welche schon von Alters her in einem Hörigkeitsverhältniß zur indianischen Aristokratie stand, also durch die Eroberung nur den Herrn wechselte. Sie sah der Spanier nicht als ebenbürtig an, und wenn sie auch nicht Sklaven waren, so wurden sie doch als Minderjährige, selbst vom Gesetze, qualificirt als die Parias der Gesellschaft. Das hinderte jedoch nicht die Erzeugung unzähliger Blendlinge, theils in förmlicher Ehe, theils per nefas; und der Priester und Mönch, der Soldat und der junge Creole unterließen im Laufe von drei Jahrhunderten nicht, das kaukasische Reiß auf den indianischen Wildstamm zu pfropfen. Dadurch bildete sich die starke Mestizenbevölkerung, welche theilweise die braune Farbe der Mutter ererbt hat, aber auch die größere Energie und den lebhafteren Geist des Vaters. Die Abstufungen, der Farbe nach, richten sich natürlich nach dem Grade der Verwandtschaft, die

kehrten Leidenschaft: sie zerstört nicht allein den Wohlstand, sondern auch die Sittlichkeit der Familie. Während der Mann am grünen Tisch die Nächte hinbringt, zieht die Prostitution in sein Haus, und mit der Habe zieht die Ruhe und das häusliche Glück von dannen.

Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß dieses Laster ohne Ausnahme herrsche; es gibt viele Männer, die sich allen Spiels enthalten, viele die nur zuweilen und mit Mäßigung theilnehmen; aber sie sind die Minderzahl in der Nation. Merkwürdige Glückwechsel sind dadurch häufiger als in andern Ländern. Häuser aus der alten spanischen Aristokratie, welche noch in den zwanziger Jahren kolossale Vermögen besaßen, sind durch das Spiel ruinirt; die Enkel der Grafen von Regla, Valle und andere sind Bettler, während ihre prachtvollen Landgüter im Besitze junger Emporkömmlinge sind, die kaufmännische Speculation dem thörichten Wagniß am grünen Tisch vorzogen.

Nicht minder als das Spiel beherrscht den Creolen den Hang zu den Weibern. Dem Bewohner südlicher Länder ist die sentimentale Liebe des Nordländers eine unbekannte Sache; er nennt es eine poetische Schwärmerei und lacht darüber. Seine Liebe ist glühend heiß, will besitzen und genießen, achtet weder Schranken noch Schwierigkeiten. Zündet der elektrische Funken, wird die Neigung erwidert, so bedarf es nur der Gelegenheit zum Genusse. Kühnheit, List und Bestechung muß zu diesem Ziele führen, und selten bleiben die Bemühungen fruchtlos. In England und Deutschland ist die öffentliche Moral, das allgemeine Sittlichkeitsgefühl die Schutzwache der Frauen und Mädchen, und auch diese schläft oft ein; in Mexiko fehlt bei der weiblichen Erziehung ein tüchtiger Unterricht in der Sittenlehre, man beschränkt sich auf den Katechismus, der gelernt aber nicht gefühlt wird, und die Mahnungen der Mütter sind meist tauben Ohren gepredigt, da das Beispiel mehr wirkt als die Lehre, und die Leidenschaft mehr als das Gesetz. Nach der Moralität der Männer richtet sich überall die der Frauen. Darf es uns also wundern, daß die weibliche Jugend strauchle, wenn es der

Mann für erlaubt hält die verbotene Frucht zu genießen sobald er die Pforte zum Paradiesesgarten unbewacht findet? Keine Mutter hält ihre Töchter für sicher wenn sie sie nicht unter den Augen hat, ohne sie geht sie nicht in die Kirche, nicht in Gesellschaft, und wenn diese Sorge einer Verwandten oder geprüften Dienerin übertragen werden muß, geschieht es mit Mißtrauen; ganz natürlich, denn die Mutter weiß wie sie in ihrer Jugend dem Argus Mohnkörner auf's Haupt streute.

Diese Andeutungen sind natürlich nur sehr allgemein; das Spiel der Intrigue dringt nicht in jede Familie; es findet sich häufiger in der üppigen Hauptstadt als auf dem Lande; aber im Ganzen sind die Sitten laxer als selbst in Spanien, und doch weniger verderbt als in den großen Städten Europa's.

Die Creolen bilden den Hauptheil der Bevölkerung der Städte; sie sind Beamte, Aerzte und Advocaten, Kaufleute, Fabricanten, Bergwerksbesitzer und Handwerker. Auch gehören die großen Gutsbesitzer und Kaufleute auf dem Lande, sowie die höhere Geistlichkeit, der Classe der Creolen an.

Eine Nationalkleidung zeichnet sie nicht aus, man gebraucht jetzt fast durchgehends die Trachten der Europäer, wie sie das Machtgebot der Pariser Kleiderkünstler vorschreibt. Nur auf dem Lande bedient man sich noch der runden Jacke im Hause, über welche bei Ausgängen, namentlich in die Kirche, der spanische, mit Sammet verbrämte Tuchmantel geworfen wird. Auch zu Pferd trägt man die kurze Jacke. Bei Arm und Reich hält man auf feines und reines Leinenzeug. Die Frauen folgen in ihrer Toilette fast mehr als die Männer der Vorschrift des Pariser Modejournals. Die neuesten Muster der Kleiderstoffe in Seide, Wolle und Baumwolle wird man früher in Mexico als in Moskowa sehen, und die Tochter des Beamten im fernen Gebirgsdorf behängt sich mit dem Flitter von Lyon und Manchester, den Stickereien von St. Gallen und Spangen von Paris so gut wie die Spaziergängerinnen in Baden-Baden. Nur hält die Creolin noch fest an ihrem Morgenanzug für die

Kirche, der immer schwarz ist, mit der zierlichen Mantille mit breiter Spitze garnirt, welche vom Haargeflechte über die Schultern herabfällt. In den Landstädtchen und Dörfern geht man auch in bunter Tracht zur Kirche, man legt aber das seidene Umschlagtuch stets über den Kopf. Auch kann man sich da noch weniger in den unbequemen Panzer des Corsets fügen als in den größeren Städten. Seidene Strümpfe und leichte seidene Schühchen begleiten den kleinen Fuß, die Hände sind mit dem Fächer bewaffnet, der immer in Bewegung ist und oft dazu dient über die Straße hin eine interessante Botschaft zu signalisiren.

Der reiche Creole liebt den Luxus, hat glänzende Equipagen, schöne Reitpferde, viele Dienerschaft, aber er kennt nicht den Comfort im Hause. Um das Hauswesen zu schildern, muß ich das Haus selbst beschreiben. Die Grundform des Hauses ist die altrömische, welche durch die Spanier über den Ocean verpflanzt wurde, und dem Clima ganz angemessen ist. Von der Straße aus tritt man durch ein großes Thor ein, unter dessen Bogen das Gemach des Portiers oder ein Geschäftszimmer des Mannes den Eingang hat. Man tritt in einen viereckigen Hof, von allen Seiten mit einer Säulenhalle umschlossen, in der Mitte gewöhnlich ein Springbrunnen, von Blumenvasen umgeben. Auch das breite Geländer des Säulenganges ist gewöhnlich mit Blumen verziert. In diese Vorhalle gehen die Thüren aller Zimmer aus. Nach der Straße hin ist das Hauptgemach, der Saal, der auch auf dem Dorfe nicht fehlt, aufgeputzt mit dem besten Hausrath, einem Spiegel, Ecktischen mit Blumenvasen einem Heiligenbilde in silberner Nische oder dergleichen. Ein Ende des Saales, dessen Wand weder Thüre noch Fenster hat, bildet den Sitz der Frauen (estrado), ist oft einige Zoll erhöht, mit Teppichen oder Matten belegt und niederen Sophas bestellt. Viele Stühle stehen an den übrigen Wänden hin. Der Saal communicirt entweder unmittelbar oder durch den Corridor (Säulengang) mit den übrigen Zimmern, nämlich den Schlafzimmern (recameras), dem Speisezimmer, der Küche u. s. w. Dem Eingangsthor gegenüber führt ein

kleineres Thor gewöhnlich in den zweiten, von Gebäuden umschlossenen Hof, welcher die Stallung, Remisen, Wohnung der männlichen Diener und andere Wirthschaftsräume enthält. Dieses ist die Einrichtung der einstöckigen Häuser; in den großen Städten haben sie aber in der Regel zwei Stockwerke und oft noch ein Entresol. In diesem Fall ist das Erdgeschoß für Magazine, Waarenlager oder Wohnungen der Diener benutzt, und die Wohnung der Familie in dem ersten Stock; aber der Säulengang geht durch die verschiedenen Stockwerke durch, und die Disposition der Zimmer bleibt im Wesentlichen dieselbe.

Meine schönen Landsmänninnen, welche Gefallen an diesen Schilderungen finden, werden nun von mir verlangen, daß ich sie ein wenig hinter die Gardinen sehen lasse, aber ich weiß nicht ob ich es darf, ohne indiscret zu seyn. Man hat da vieles zu bedenken, das Zimmer ist nicht aufgeräumt, das Bett nicht frisch gedeckt u. s. w. und Damen kritisiren schärfer ihr eigenes Geschlecht als das männliche. Einen flüchtigen Blick darf ich wohl gestatten, doch nicht zu frühe am Morgen, denn die mexicanischen Damen lieben nicht das frühe Aufstehen. Ich führe Sie in die Wohnung eines Mannes, der sein gutes Auskommen hat; es gibt viel schönere, aber auch schlechtere, ich wähle deßhalb den Mittelweg. Der Fußboden des ganzen Hauses ist mit großen Platten belegt, die wohl verkittet sind. Im Saale und einigen Zimmern haben die Fliesen einen gefirnißten, farbigen Anstrich, so daß der Boden einem Parquetbelege gleicht. Die Wände sind ohne Tapeten, gegypst und mit Arabesken bemalt, ebenso die Decke. Das Arbeitszimmer des Hausherrn, unter dem Thorweg rechts, sieht ziemlich rauchig aus, ist voller Actenfascikel (ich glaube er ist Advocat), und einige Schreiber, mit höchst subalternen Gesichtern und wichtigen Amtsfalten, bearbeiten das Papier. Das Meublement ist höchst einfach, wie natürlich, und nur das anstoßende Kabinet, worin der Licentiat (hier zu Lande Doctor, gewöhnlicher Titel des Advocaten) selbst arbeitet, hat einen schönen Schreibtisch, einen Glasschrank mit Büchern und einige Sessel.

Wir gehen links in den Säulengang, die Flügelthüre des Saales steht offen, es ist aber Niemand darin, also rasch gemustert. Der Ehrensitz ist mit feinen Matten belegt, und darüber ein Teppich, etwa vier Schuh breit vor der Polsterbank, welcher an der ganzen Wand der kurzen Seite des Oblongums hinläuft. Ecktischchen von lackirtem Tannenholz sind mit Blumenvasen geziert, hinter welchen hier eine mater dolorosa, dort ein Christkind von Wachs in Glasnischen thronen. Ein modernes Sopha steht dem Estrado gegenüber, einige Tischchen und einige Dutzend Stühle füllen die übrigen Wände aus. Die Fenster gehen bis auf den Boden herab, sind aber außen mit eisernem Gitter verwahrt, dessen Stäbe nach außen gebogen sind, so daß man sich ungehindert nach der Straße umsehen kann.

In einem anstoßenden Kabinet liegt eine Stickerei, ein Gebetbuch und ein Roman von Eugen Sue; ein silbernes Kohlenbecken mit Feuer und ein Päckchen Papiercigarren daneben zeigen, daß die Damen des Hauses gerne ihr Cigarrito rauchen. Eine halb geöffnete Thüre läßt uns das Innere eines Schlafzimmers sehen, ein großes Bett steht an der Wand, zu Kopf und zu Füßen ist die Bettstelle bogenförmig, und zeigt in ovalem Rahmen Adam und Eva und die Landung der Arche Noä in Oel gemalt. Das Lager sieht ganz appetitlich aus, mit wollendamastener Ueberdecke und Kissen von gesticktem Mussselin. Eine ziemlich fette Señora sitzt auf einem mit Fransen besetzten Tigerfell auf türkische Weise (mit untergeschlagenen Beinen) auf dem Bette, und nimmt eine Tasse Chocolade, während vor ihr auf dem Boden eine Dienerin sitzt, einen silbernen Teller haltend, mit einem Glas Wasser darauf. Die gute Dame hat ein Tuch über Kopf und Schulter geworfen, ich fürchte aber die kritisirenden Neugierigen bemerkten doch, daß keine Haube zu sehen war (denn die Creolinnen tragen nie Hauben), sondern daß der Zopf den Rücken herabhing. Auch war das Kleid nicht zugekrämpt, und hing ziemlich sackartig um den Körper.

Ein munteres Gelächter aus einem anderen Zimmer läßt vermuthen, daß da junges Volk haust. Ja das sind die Töchter;

aber sonderbar, nicht eine hat das Kleid zugemacht, eine hat sogar die Arme aus den Aermeln, welche um die Hüften wie ein Gürtel geschlungen sind. Die Haarflechten hängen über den Rücken, die Füße sind mit seidenen Pantoffeln bekleidet, aber von Strümpfen ist nichts zu sehen. Wozu auch? Das Klima ist ja milde. Die baumwollenen, blau und weißgestreiften Umschlagtücher fehlen nicht, sie verhüllen aber nicht viel. Das junge Volk dampft lustig seine Cigarre, während eine davon auf einer Matte auf dem Boden sitzt, eine Dienerin hinter sich, welche das lange, glänzende Haar auskämmt. Sehr ordentlich sieht es gerade nicht im Zimmer aus; die Strümpfe liegen auf dem Boden, auf dem Bette seidene Kleider, welche offenbar nach dem Besuche der Messe ausgezogen wurden, auf den Stühlen hängen Krepptücher und Kleider. Commoden sind keine sichtbar, wohl aber einige Koffer, welche auf hölzernen Gestellen an den Wänden stehen, als Ersatz für die mancherlei Schreine, welche das luxuriöse Europa als unentbehrliche Stücke für ein Frauengemach verlangt. Auf dem Toilettentische liegt es gerade nicht sehr voll von Bürsten, Seifen, Essenzen u. dgl. wohl aber eine ganze Musterkarte von Finger- Arm- und Ohrringen, Brochen, Kettchen und Nädelchen: — tout comme chez nous.

Belauschen wir ein wenig die Mädchen, von was mögen ste reden? „O wüßten Sie, Doña Jesusita, sagte die Dienerin leise, was der schöne junge Herr mit dem schwarzen Barte heute zu mir gesagt hat, als ich Cigarren für Ihre Frau Mutter holte; o er ist ganz weg aus Liebe zu ihnen.“ Schweige Felipa von diesem Undankbaren, Falschen! Glaubt er, daß ich es nicht bemerkt habe wie er glühende Blicke nach der Carmelita schoß, und wie sich ihre Augen begegneten? „Zufall, Fräulein; ich schwöre er hat nur Augen für Sie.“ Schweige, sage ich Dir! Auch sollst Du nicht auf der Straße ihn anhören, hörst Du, er muß es fühlen, daß ich ihm zürne. Aber was hat er Dir denn zu sagen gehabt? „Was? Gott stehe mir bei! wenn ich das nur so prächtig sagen könnte wie er es gesagt hat, daß er nur selig werden könne wenn ihm die Heilige die er

Verbindung von Mestizen mit Weißen bringt eine hellere, die mit Indianern wieder eine dunklere Farbe hervor.

Die afrikanische Race, welche in Mexico nur sehr gering repräsentirt ist, hat solche markirte Kennzeichen, daß man sie aus allen Kreuzungen herauserkennt, an dem wolligen Haare, den dicken Lippen und der breiten aufgestülpten Nase. Aus der Verbindung des Negers mit einer Indianerin, oder eines Mulatten mit einer Negerin, entspringen jene dunkelbraune Mestizen, die man an der Westküste Zambos nennt; im allgemeinen unterscheidet man aber die verschiedenen Grade der Farbeverwandschaft nicht mehr, wie es wohl der Fall war als noch die Sklaverei existirte, und in Westindien und in Nordamerika noch der Fall ist. Mexico hatte überhaupt nie viele Sklaven, und diese nur in den heißen Küstengegenden. In den höher liegenden Gegenden, und wo es an Händen nicht fehlte, war man längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Arbeit durch freie Taglöhner billiger komme als die durch Sklaven. Noch zur Zeit der spanischen Herrschaft hatte ein Gutsbesitzer Namens Yermo, ein Biscayer von Geburt, der einige große Zuckerpflanzungen durch Sklaven betrieb, sich ausgerechnet, daß ihn die freie Arbeit weniger koste; er versammelte also seine Neger und bot ihnen die Freiheit an, unter der Verpflichtung auf dem Gute zu verbleiben und als freie Taglöhner in seinen Diensten thätig zu seyn. Mit großem Jubel nahmen die Schwarzen das Anerbieten an, aber sie fanden bald aus, daß sie mehr arbeiten mußten als früher, daß sie nun für Wohnung, Kleidung und Unterhalt selbst zu sorgen hatten, und baten nach einigen Wochen ihren Herrn sie wieder als Sklaven anzunehmen! Er that es natürlich nicht, denn er hatte ihnen ihren gerichtlichen Freibrief ausgestellt, und sie blieben freie Arbeiter. Noch jetzt kann man auf diesen Gütern den Typus der afrikanischen Race erkennen, der jedoch durch Mischung immer mehr verschwindet.

Als sich im Jahr 1810 die Creolenbevölkerung gegen die spanische Herrschaft erhob, wurde Aufhebung der Sklaverey unter den ersten Satzungen proclamirt, und nach völliger Erlangung

der Unabhängigkeit durch die Constitution bestimmt, daß die Sklaverey im Bereiche der Republik nicht geduldet sey, daß jeder Sklave frei werde, sobald er den mexicanischen Boden betrete.

Die schwarze Race wird mit der Zeit ganz verschwinden, und würde fast schon verwischt seyn, wenn nicht von Cuba und andern westindischen Inseln freie Neger eingewandert wären, meist Handwerker, welche sich in den Seehäfen angesiedelt haben. Ist ihre Zahl auch gering, so ist sie doch hinreichend diesen Bestandtheil der Bevölkerung zu erhalten. Sie sind übrigens in bürgerlicher Hinsicht allen andern Staatsbürgern gleich.

Die bunten Gruppen der mexicanischen Bevölkerung haben sehr viel Originelles, und bilden eine vortreffliche Staffage der Landschaft. Namentlich ist es der Creole auf dem Lande und der Mestize, welche als vortreffliche Reiter, dem Araber gleich, auf den ausgedehnten Hochebenen ihre Rosse tummeln. Sattel und Saumzeug haben etwas Alterthümliches, als ob das Reitzeug aus Cortez Zeitalter herstamme. Aber es sieht gut aus und ist durchaus praktisch für das Land, bequem für Roß und Reiter. Letzterer paßt darauf wie gegossen und bewegt sich so leicht und sicher als ob er im Circus Vorstellungen geben wollte. Ein breitrandiger Hut mit bunter Schnur um den niedern Kopf beschattet das braune bärtige Gesicht; der Hemdkragen ist weit umgeschlagen und von einem nachlässig geschlungenen, buntseidenen Tuch zusammengehalten. Eine kurze Jacke deckt den Oberkörper, oft von braunem oder schwarzem Hirschleder, mit vielen silbernen Knöpfen verziert. Die Beinkleider von Hirschleder oder Tuch mit Leder besetzt, sind um die Hüften mit buntseidenem Gürtel (banda), der drei- bis viermal umgeschlungen wird, festgehalten; an den Seiten herab sitzen viele Knöpfe, welche nur bis zu dem Knie zugeknöpft sind, nach unten offen stehen um über die eigenthümlichen Stiefel zu fallen, welche unterm Knie festgebunden sind, und aus großen Stücken gepreßten Hirschleders bestehen, die zweifach um den Unterschenkel geschlungen werden. Der Fuß ist von ledernen Halbstiefeln bedeckt, an welche durch breite Riemen der große klirrende Sporn

befestigt ist, dessen sternförmig gezacktes Rad oft zwei Zoll im Durchmesser hat.

Nie fehlt dem Reiter der Mantel, bei Regen oder Sonnenschein, sey es nun der buntgewirkte Sarape oder die einfarbige Manga. Beide sind Stücke Wollenzeug, zwei Klafter lang und eine Klafter breit, in der Mitte mit einer Oeffnung der Länge nach versehen (dieser Schlitz, der zwei Schuh lang ist, wird gewöhnlich einige Spannen breit mit Sammet besetzt, mit seidenen oder Gold- und Silberfranzen eingefaßt), durch welche bei Regen der Kopf gesteckt wird, wodurch die Decke nun den ganzen Körper bedeckt. Bei gutem Wetter ist der Mantel nur leicht über die Schulter geworfen; aber ohne ihn verläßt kein Mexicaner sein Haus, sey er zu Roß, sey er zu Fuß, er ist das Anstandskleid, die Toga, welche ihn auf den Markt wie in die Kirche begleitet, und welche er nur bei der Arbeit und im Hause ablegt.

In den Städten ist der jüngere Creole, welcher sich dem gebildeten Stande zuzählt, europäisch gekleidet; der Hang zu modischem Stutzerthum ist bei der Jugend unverkennbar, während der alte Creole, wie der Spanier, sein Haus nicht ohne den dunkelfarbigen, langen Tuchmantel (capa) verläßt, auch wenn die Sonne im Zenith steht.

Der Indianer legt sein Nationalkleid nicht ab, das so einfach ist wie die ganze Lebensweise dieser Naturkinder. Der Mann trägt kurze, weite Beinkleider von großem Baumwollenzeug oder braunem Hirschleder, welche gewöhnlich nicht bis an die Knie reichen, und eine Art Kittel von grobem Wollengewebe, um die Hüften mit einem Gürtel gehalten. Ein kleiner Strohhut und Sandalen vollenden den Anzug, der aller Zierde entbehrt. Die Frauen hüllen sich in ein Stück wollenes Zeug, das zweimal um den Körper reicht, aber nicht durch eine Naht geschlossen ist, gürten es um die Hüften mit breitem bunten Gürtel, so daß es eine Art Rock bildet, und bis auf die unbeschuhten Füße reicht. Den Oberkörper bekleidet das Huipile, ein weites, rings geschlossenes Oberkleid, das bis zum Knie

herabgeht, aber zwei Oeffnungen für die Arme hat. Das Haar ist entweder in dickem Zopf mit buntem Band umschlungen um den Kopf gelegt, oder hängt in zwei Flechten herab. Große Ohrringe und Halsbänder von Glasperlen vollenden die Toilette. Die Indianer unterscheiden ihre Stämme durch die Farbe und den Schnitt der einfachen Kleidung, wie die Schotten des Gebirges, und Schuhe zu tragen gilt ihnen für Abfall von der guten alten Sitte.

Soviel über die äußeren Erscheinungen der Volksgruppen, wie sie der erste Anblick vorführt. Die Schilderung des Lebens und der Sitten der einzelnen Classen der Bevölkerung wird den flüchtigen Lineamenten erst Färbung und Schattirung geben.

XI. Die Creolen.

Das Wort Creole (criollo) bedeutet im allgemeinen „Eingeborne“, und so gebraucht man es auch in Mexico; im engern Sinne verbindet man damit den Begriff: Eingeborner weißer oder europäischer Abkunft. Wir wollen hier die Creolen in letzter Bedeutung kennen lernen.

Der weiße Mexicaner repräsentirt die Intelligenz des Landes, und bildet demnach thatsächlich den Adel der Bevölkerung. Der Zahl nach rechnet man ein Siebentheil der Einwohner unter die Creolen, etwa 1,200,000. Die äußere Erscheinung nähert sich der des Spaniers, doch ist ein eigener Typus unverkennbar. Männer und Frauen haben selten mehr als Mittelgröße, schlanken Wuchs, dunkles Haar, lebhaft dunkle Augen, kleine Hände und Füße. Man findet viele Gesichter nach orientalischem Schnitt, mit gebogener Nase und feinem Mund. Die Gesichtsfarbe ist gewöhnlich nicht sehr frisch, zumal in den wärmeren Gegenden; in den kälteren dagegen sieht man rosige Wangen und selbst blonde Köpfe nicht selten. Beide Geschlechter reifen früh, der Jüngling ist im siebenzehnten, die Jungfrau im vierzehnten Jahre völlig entwickelt. Eine große Lebhaftigkeit ist dem Creolen eigen; er lernt mit Leichtigkeit, ist körperlich

gewandt, ein flinker Tänzer, ein geübter Reiter, aber nicht sehr musculös, nicht ausdauernd in schwerer Arbeit. Seine Sprache ist rasch und von sehr lebhaftem Gebärdenspiel begleitet. Ist dieses auch eine Eigenthümlichkeit aller südlichen Nationen, so hat sie doch der Mexicaner besonders ausgebildet, und der Nordländer, der seine Rede kaum mit leichter Bewegung der Hand ergänzt, bewundert die tausend Bewegungen die als Zeichensprache bald die Rede verstärken, bald commentiren.

Will ich z. B. die Höhe eines Gegenstandes mit der Hand bezeichnen, so gebrauche ich bei der leblosen Sache die horizontale Lage der ganzen Hand, bei dem Thier die stehende Lage der ganzen Hand, bei einem menschlichen Wesen den aufgerichteten Zeigefinger. Winke ich jemand zu mir, so bewege ich die Handfläche nach meinem Körper zu, von oben nach unten; mache ich die umgekehrte Bewegung von mir weg, so heißt dieses: gehe nur fort; fahre ich aber mit der Hand senkrecht herab, so bedeutet dieses: bleibe stehen. Man versteht die Sprache eines Volks nicht hinlänglich, wenn man nicht den Ausdruck durch Mienen und Gesten kennt, aber es gehört lange Uebung dazu diese Zeichensprache zu verstehen, zumal wenn sie von der Umgebung nicht verstanden werden soll, wie bei den telegraphischen Mittheilungen der Verliebten der Fall zu seyn pflegt.

Im allgemeinen ist der Creole leicht zu elektrisiren und leidenschaftlich, aber er weiß seine Affecte zu beherrschen. Oft läuft das heiße Blut mit dem Kopfe davon, Zorn, Liebe oder Eifersucht verleiten zu unüberlegter That; doch bald kehrt das Gleichgewicht zurück. Heimtücke ist seinem Charakter fremd, man kennt nicht die Rache durch gedungene Banditen wie in Italien oder Portugal. Wenn auch die Schilderungen mancher Touristen berichten, daß der Beleidigte seinem Gegner das Messer in die Brust stoße, und wenn dieses auch bei der niederen Volksklasse öfter vorfällt, so ist es nie Folge langer Ueberlegung, sondern ein Act der höchsten Leidenschaft, und in der Regel eine Art Duell mit kurzer Waffe. Bei den Creolen fällt dieses sel-

ten vor, sondern mehr bei den Mestizen, und ich werde davon später reden.

Der Creole, selbst der Ungebildete, hat im Umgange einen natürlichen Anstand, eine gewisse Urbanität und Unbefangenheit; er ist ehrgeizig und eitel, und wenn die Grundlage einer soliden Bildung fehlt, die eben nicht sehr häufig anzutreffen ist, so schimmern die Blößen der Oberflächlichkeit leicht durch. Die Eitelkeit führt oft zur Ueberschätzung des eignen Werthes, nicht allein des persönlichen, sondern auch des nationalen. Der Krieg mit Nordamerika hat in dieser Beziehung harte Lectionen gegeben, und den Mexicanern gezeigt, daß beherzte Redensarten gegen einen muthigen Angriff nicht Stich halten.

Leichtsinn und Genußsucht charakterisiren den Südländer, und der mexicanische Creole macht darin keine Ausnahme. Zwar ist er im Genusse geistiger Getränke äußerst mäßig, Trinker gehören zu den seltensten Ausnahmen, und auch die Gastronomie pflegt er nicht wie der Nordländer, aber er liebt Süßigkeiten und Naschereien. Vor allen sind es Festlichkeiten und Vergnügungen, die Freuden der Liebe und des Spiels, denen er mit Leidenschaft nachhängt. Der Hang zum Hazardspiel ist allen Classen des Volks, die Indianer ausgenommen, gemein, und der Krebsschaden, welcher das Glück und den Wohlstand der Familien zerstört. In Städten und Dörfern sind Spielhäuser zu finden, in welchen Monte, eine Art Pharo, gespielt wird, und zu welchen sich alles hindrängt. Keine Gesetze, keine polizeiliche Verfolgung konnten bis jetzt diese Höllen vertilgen, weil der Hehler zu viele sind. Bei jeder Festlichkeit ist es das Spiel, welches sogleich in den Vordergrund tritt: bei dem Hahnengefecht und bei dem Pferderennen wird hazardirt, selbst auf dem Billard und in dem Kaffeehaus wird gewettet und gewagt. So leidenschaftlich sich der Mexicaner dem Spiel hingibt, so kalt erträgt er den Verlust. Er verliert große Summen, seine Uhr, seine Kleider, schießt sich darum aber doch nicht todt, sondern hofft es am nächsten Spielabend wieder zu gewinnen. Der Ruin vieler Familien ist die unausbleibliche Folge dieser ver-

verehre, Erhörung gewähre, daß er" — Ein Geräusch im Corridor stört die Beichte, es ist Besuch, eine Dame mit ihrer Tochter, Bekannte des Hauses, wie es scheint; denn sie sehen erst in den Saal, und da sie ihn leer finden, gehen sie geradezu ins Zimmer der Hausfrau. Hier die gewöhnlichen Begrüßungen: guten Morgen Doña Fulgenica, wie haben Sie die Nacht zugebracht? gut? wie freue ich mich. Und Sie Doña Manuela? wie haben Sie geschlafen? unwohl, das bedaure ich; aber da hätten Sie länger ruhen müssen, gewiß Sie kommen schon aus der Kirche? o nein, wir wollen erst dahin. Und Ihre Kinder, wie geht es ihnen? Alle gut! Aber setzen Sie sich; wollen wir nicht lieber in den Saal gehen? Mädchen, hört ihr, kommt herüber, es sind Freundinnen da! Mein Gott, nehmen Sie doch Platz, rauchen wir eine Cigarre. Ach ich kann Ihnen nichts gutes anbieten: seit mir meine Havanas ausgegangen, will mir keine Cigarre mehr schmecken."

Jetzt kommen auch die Töchter, das Umschlagtuch über Kopf und Oberkörper wohl geordnet. Bei der Begrüßung umarmt man sich; graziös wird von der einen und anderen Seite ans Herz gedrückt; geküßt wird aber nicht, wie in Deutschland, wo es oft recht widerwärtig ist, sondern das Küssen ist nur unter vier Augen Mode, und hat da eine andere Bedeutung.

Alle sitzen nieder, die Cigarren, welche mit goldenen Zängelchen gefaßt werden, damit sie die Finger nicht färben, ringeln Dampfwölkchen, die Unterhaltung segelt mit frischem Winde von der Gesundheit zur Kirche, zum Theater und Putze; hier trennen sich die alte und neue Welt, und während letztere auf dem Balle herumspringt, ergeht sich erstere auf dem beliebten Felde der Klagen über Dienstboten.

Lassen wir sie beschäftigt und untersuchen unterdessen das Hauswesen. Das Zimmer der Wäscherin steht offen, Weißzeug liegt zum Plätten auf dem Tische, die Eisen stehen zum Erwärmen auf großen thonernen Kohlenbecken, aber die bewegende Kraft ist eben in die Küche gegangen um in Gesellschaft eine

Cigarre zu rauchen. Da ist die Köchin, zwei Stubenmädchen, die Ausläuferin und der Bediente, welche gemüthlich conversiren räsonniren, auch ein Glas Xeres als Morgenstärkung circuliren lassen, aus der Flasche welche der Bediente oben aus dem Zimmer des Herrn gebracht hatte um sie in der Speisekammer zu verschließen. Der Wasserträger kommt noch hinzu, ein Hausfreund der eben das Trinkwasser ausgeleert hat und sich etwas verschnauft. Der Mann weiß viel, denn er bringt das Trinkwasser in Häuser von Distinction und hört am Brunnen alle Begebnisse der Stadt. Leider schlägt es zwölf und der Besuch muß in die letzte Messe, wodurch natürlich auch die Küchensitzung vertagt wird, und wir benutzen die Gelegenheit unbemerkt mitzuentwischen.

Ich bin es meinen Leserinnen schuldig, noch einiges über den Haushalt der Creolen beizufügen. Daß sie nicht allzufrüh aufstehen, habe ich bemerkt. Gegen 8 Uhr wird ein Täßchen Chocolade mit süßem Brod genommen, dazu vereinigt sich die Familie nicht, jedem wird es in sein Schlafzimmer gebracht. Um 10 Uhr frühstückt man warm, gebratenes oder gestuftes Fleisch, Eier, und als ständige Schüssel bei allen Ständen Bohnen (frijoles), welche erst weich gekocht und dann mit Schmalz und Zwiebel gebraten werden. Um 3 Uhr Nachmittags ist der Mittagstisch, der seine stehenden Gerichte hat. Zuerst eine Tasse klare Fleischbrühe, dann Sopa, von Reis, Nudeln oder Brod gemüseartig in Fleischbrühe bis zur völligen Verdunstung der Flüssigkeit eingekocht und mit Tomaten stark gewürzt. Die Olla ist das dritte Gericht, welches auf keinem Tische fehlt. Es besteht aus Rindfleisch, Hammelfleisch, etwas Schweinefleisch, Schinken, Huhn, Würstchen, Kohl, grüne Bohnen, Möhren, Rüben, Birnen, Banane, Zwiebel, Sellery, etwas Coriander und Petersilie, alles zusammengekocht. Auf den Tisch kommen die Vegetabilien vom Fleisch getrennt, und man nimmt nach Belieben. Nach der Olla kommen einige Principios, meist Ragouts mit scharfen Brühen von Fleisch oder Fisch, welchen eine süße Schüssel und zuletzt etwas trockenes Confect folgt. Wein nimmt

man selten bei Tisch, aber nach dem Confect ein großes Glas Wasser.

Die meisten Creolen legen sich nach Tisch nieder um Siesta zu schlafen. Um 6 Uhr wird Chocolade oder in der heißen Zeit Eis oder Obstgelé mit Wasser genommen, eine kleine Promenade zu Fuß, Pferd oder Wagen gemacht, und dann kommt die Zeit des Theaters und der Tertullas. Letzteres sind Abendbesuche der Frauen, woran auch Männer theilnehmen. Man sitzt im Saal an den Wänden hin bei sehr dürftiger Beleuchtung (zwei Talgkerzen in dem großen Raume), raucht und plaudert; oft wird auch musicirt und ein Tänzchen gemacht; aber selten wird etwas dabei genossen, etwa Süßigkeiten und Wasser ausgenommen.

Die Abendmahlzeit ist gewöhnlich erst um 10 Uhr, etwas gebratenes Fleisch, Salat, Bohnen und etwas Süßes. Vom Tisch geht es unmittelbar zu Bett.

Einladungen zu Tische sind selten; werden aber bloß fremde Männer eingeladen, so erscheinen die Frauen häufig nicht bei Tische. Der Mexicaner ist gastfrei, und es ist eine Ehrensache seine Gastfreunde gut zu bewirthen. Bei Festlichkeiten auf dem Lande ist die Zahl der Gäste oft sehr groß, und das Treiben ist dem bei Festen der homerischen Völkerbeherrscher nicht unähnlich.

In dem häuslichen Leben ist vieles verschieden von der Weise germanischer Völker. Das Leben der Frauen in ihren Gemächern hat etwas orientalisches; sie arbeiten mit der Nadel sehr schön, verstehen zu weben und zu sticken, zu singen und musiciren; aber es fehlt das geistige Element, Bildung des Verstandes und Herzens, und dadurch wird leicht die Sinnlichkeit vorherrschend. Die Hausfrau hat ohnehin weniger Sorge wie hier, weil sie keine Wintervorräthe vorzusehen hat und die Wäsche allwöchentlich besorgen läßt. Man vermeidet sogar alle Vorräthe im Hause, um sie nicht dem Gesinde anzuvertrauen und nicht die Arbeit des Herausgebens zu haben. Für jede Mahlzeit wird alles Material von der Köchin oder ihrer Gehülfin

im Kleinen in den Buden (tiendas) geholt, z. B. Fleisch, Fett, Gewürze, Brod u. s. w. nur die Gemüse kauft man des Morgens auf dem Markte, und die Kohlen bringt der Köhler in's Haus, denn man kocht alles bei offenem Kohlenfeuer.

Dadurch haben die Frauen weniger Arbeit im Hause, und viele der jetzigen Generationen benutzen die Zeit zur Selbstbildung durch Lectüre. Im Umgang sind sie liebenswürdig und lebhaft, und was auch europäische Frauen auszusetzen haben, die Männer welche ihrer schönen Sprache völlig mächtig sind, werden stets die Unterhaltung mit ihnen anziehend finden und ihre Reize rühmen.

Diese flüchtigen Blicke in das Leben der Creolen kann ich nicht schließen, ohne einen hervorstechenden Zug hervorzuheben der ihm zur Ehre gereicht. Es ist dieses die Achtung der Kinder gegen ihre Eltern. Die Söhne bleiben in der väterlichen Gewalt, so lange sie nicht eine eigene Familie gründen, und selbst bei der arbeitenden Classe legt der Sohn seinen Erwerb in die Hand des Vaters, oder verfügt nicht darüber ohne dessen Einwilligung. Es kommt nicht vor, daß sich Kinder an ihren Eltern vergreifen, oder daß sie ihnen geringschätzend begegneten, selbst auf die Classe der Mestizen ist diese gute Sitte übergegangen und wird in der Hütte wie in dem Palaste beobachtet. Von zarter Jugend an werden die Kinder nie, wenn sie ihre Eltern rufen, fragen (wie so oft bei unsern niedern Ständen) was? oder was soll ich? sondern stets: was befehlen Sie Herr Vater, Frau Mutter? Wenn sie von ihren abwesenden Eltern sprechen, gebrauchen sie entweder das vertrauliche: mein Papa, meine Mama, oder sie sagen mein Herr Vater, meine Frau Mutter (Señor padre, Señora madre), oder selbst: ihre Gnaden (su Merced). Der Sohn erlaubt sich nie in Gegenwart seines Vaters Tabak zu rauchen, selbst der erwachsene, der verheirathete Sohn nicht. Die Mutter, welche mit ihren Töchtern stets im Hause zusammensitzt, ist darin nachsichtiger, animirt sie vielleicht selbst dazu, aber bei dem Vater wagen sie es doch nicht. Der Sohn nimmt den Hut ab, wenn der Vater

Kirche, der immer schwarz ist, mit der zierlichen Mantille mit breiter Spitze garnirt, welche vom Haargeflechte über die Schultern herabfällt. In den Landstädtchen und Dörfern geht man auch in bunter Tracht zur Kirche, man legt aber das seidene Umschlagtuch stets über den Kopf. Auch kann man sich da noch weniger in den unbequemen Panzer des Corsets fügen als in den größeren Städten. Seidene Strümpfe und leichte seidene Schühchen begleiten den kleinen Fuß, die Hände sind mit dem Fächer bewaffnet, der immer in Bewegung ist und oft dazu dient über die Straße hin eine interessante Botschaft zu signalisiren.

Der reiche Creole liebt den Luxus, hat glänzende Equipagen, schöne Reitpferde, viele Dienerschaft, aber er kennt nicht den Comfort im Hause. Um das Hauswesen zu schildern, muß ich das Haus selbst beschreiben. Die Grundform des Hauses ist die altrömische, welche durch die Spanier über den Ocean verpflanzt wurde, und dem Clima ganz angemessen ist. Von der Straße aus tritt man durch ein großes Thor ein, unter dessen Bogen das Gemach des Portiers oder ein Geschäftszimmer des Mannes den Eingang hat. Man tritt in einen viereckigen Hof, von allen Seiten mit einer Säulenhalle umschlossen, in der Mitte gewöhnlich ein Springbrunnen, von Blumenvasen umgeben. Auch das breite Geländer des Säulenganges ist gewöhnlich mit Blumen verziert. In diese Vorhalle gehen die Thüren aller Zimmer aus. Nach der Straße hin ist das Hauptgemach, der Saal, der auch auf dem Dorfe nicht fehlt, aufgeputzt mit dem besten Hausrath, einem Spiegel, Ecktischen mit Blumenvasen einem Heiligenbilde in silberner Nische oder dergleichen. Ein Ende des Saales, dessen Wand weder Thüre noch Fenster hat, bildet den Sitz der Frauen (estrado), ist oft einige Zoll erhöht, mit Teppichen oder Matten belegt und niederen Sophas bestellt. Viele Stühle stehen an den übrigen Wänden hin. Der Saal communicirt entweder unmittelbar oder durch den Corridor (Säulengang) mit den übrigen Zimmern, nämlich den Schlafzimmern (recameras), dem Speisezimmer, der Küche u. s. w. Dem Eingangsthor gegenüber führt ein

kleineres Thor gewöhnlich in den zweiten, von Gebäuden umschlossenen Hof, welcher die Stallung, Remisen, Wohnung der männlichen Diener und andere Wirthschaftsräume enthält. Dieses ist die Einrichtung der einstöckigen Häuser; in den großen Städten haben sie aber in der Regel zwei Stockwerke und oft noch ein Entresol. In diesem Fall ist das Erdgeschoß für Magazine, Waarenlager oder Wohnungen der Diener benutzt, und die Wohnung der Familie in dem ersten Stock; aber der Säulengang geht durch die verschiedenen Stockwerke durch, und die Disposition der Zimmer bleibt im Wesentlichen dieselbe.

Meine schönen Landsmänninnen, welche Gefallen an diesen Schilderungen finden, werden nun von mir verlangen, daß ich sie ein wenig hinter die Gardinen sehen lasse, aber ich weiß nicht ob ich es darf, ohne indiscret zu seyn. Man hat da vieles zu bedenken, das Zimmer ist nicht aufgeräumt, das Bett nicht frisch gedeckt u. s. w. und Damen kritisiren schärfer ihr eigenes Geschlecht als das männliche. Einen flüchtigen Blick darf ich wohl gestatten, doch nicht zu frühe am Morgen, denn die mexicanischen Damen lieben nicht das frühe Aufstehen. Ich führe Sie in die Wohnung eines Mannes, der sein gutes Auskommen hat; es gibt viel schönere, aber auch schlechtere, ich wähle deßhalb den Mittelweg. Der Fußboden des ganzen Hauses ist mit großen Platten belegt, die wohl verkittet sind. Im Saale und einigen Zimmern haben die Fliesen einen gefirnißten, farbigen Anstrich, so daß der Boden einem Parquetbelege gleicht. Die Wände sind ohne Tapeten, gegypst und mit Arabesken bemalt, ebenso die Decke. Das Arbeitszimmer des Hausherrn, unter dem Thorweg rechts, sieht ziemlich rauchig aus, ist voller Actenfascikel (ich glaube er ist Advocat), und einige Schreiber, mit höchst subalternen Gesichtern und wichtigen Amtsfalten, bearbeiten das Papier. Das Meublement ist höchst einfach, wie natürlich, und nur das anstoßende Kabinet, worin der Licentiat (hier zu Lande Doctor, gewöhnlicher Titel des Advocaten) selbst arbeitet, hat einen schönen Schreibtisch, einen Glasschrank mit Büchern und einige Sessel.

Wir gehen links in den Säulengang, die Flügelthüre des Saales steht offen, es ist aber Niemand darin, also rasch gemustert. Der Ehrensitz ist mit feinen Matten belegt, und darüber ein Teppich, etwa vier Schuh breit vor der Polsterbank, welcher an der ganzen Wand der kurzen Seite des Oblongums hinläuft. Ecktischchen von lackirtem Tannenholz sind mit Blumenvasen geziert, hinter welchen hier eine mater dolorosa, dort ein Christkind von Wachs in Glasnischen thronen. Ein modernes Sopha steht dem Estrado gegenüber, einige Tischchen und einige Dutzend Stühle füllen die übrigen Wände aus. Die Fenster gehen bis auf den Boden herab, sind aber außen mit eisernem Gitter verwahrt, dessen Stäbe nach außen gebogen sind, so daß man sich ungehindert nach der Straße umsehen kann.

In einem anstoßenden Kabinet liegt eine Stickerei, ein Gebetbuch und ein Roman von Eugen Sue; ein silbernes Kohlenbecken mit Feuer und ein Päckchen Papiercigarren daneben zeigen, daß die Damen des Hauses gerne ihr Cigarrito rauchen. Eine halb geöffnete Thüre läßt uns das Innere eines Schlafzimmers sehen, ein großes Bett steht an der Wand, zu Kopf und zu Füßen ist die Bettstelle bogenförmig, und zeigt in ovalem Rahmen Adam und Eva und die Landung der Arche Noä in Oel gemalt. Das Lager sieht ganz appetitlich aus, mit wollendamastener Ueberdecke und Kissen von gesticktem Musselin. Eine ziemlich fette Señora sitzt auf einem mit Fransen besetzten Tigerfell auf türkische Weise (mit untergeschlagenen Beinen) auf dem Bette, und nimmt eine Tasse Chocolade, während vor ihr auf dem Boden eine Dienerin sitzt, einen silbernen Teller haltend, mit einem Glas Wasser darauf. Die gute Dame hat ein Tuch über Kopf und Schulter geworfen, ich fürchte aber die kritisirenden Neugierigen bemerkten doch, daß keine Haube zu sehen war (denn die Creolinnen tragen nie Hauben), sondern daß der Zopf den Rücken herabhing. Auch war das Kleid nicht zugekrämpt, und hing ziemlich sackartig um den Körper.

Ein munteres Gelächter aus einem anderen Zimmer läßt vermuthen, daß da junges Volk haust. Ja das sind die Töchter;

aber sonderbar, nicht eine hat das Kleid zugemacht, eine hat sogar die Arme aus den Aermeln, welche um die Hüften wie ein Gürtel geschlungen sind. Die Haarflechten hängen über den Rücken, die Füße sind mit seidenen Pantoffeln bekleidet, aber von Strümpfen ist nichts zu sehen. Wozu auch? Das Klima ist ja milde. Die baumwollenen, blau und weißgestreiften Umschlagtücher fehlen nicht, sie verhüllen aber nicht viel. Das junge Volk dampft lustig seine Cigarre, während eine davon auf einer Matte auf dem Boden sitzt, eine Dienerin hinter sich, welche das lange, glänzende Haar auskämmt. Sehr ordentlich sieht es gerade nicht im Zimmer aus; die Strümpfe liegen auf dem Boden, auf dem Bette seidene Kleider, welche offenbar nach dem Besuche der Messe ausgezogen wurden, auf den Stühlen hängen Krepptücher und Kleider. Commoden sind keine sichtbar, wohl aber einige Koffer, welche auf hölzernen Gestellen an den Wänden stehen, als Ersatz für die mancherlei Schreine, welche das luxuriöse Europa als unentbehrliche Stücke für ein Frauengemach verlangt. Auf dem Toilettentische liegt es gerade nicht sehr voll von Bürsten, Seifen, Essenzen u. dgl. wohl aber eine ganze Musterkarte von Finger- Arm- und Ohrringen, Brochen, Kettchen und Nädelchen: — tout comme chez nous.

Belauschen wir ein wenig die Mädchen, von was mögen ste reden? „O wüßten Sie, Doña Jesusita, sagte die Dienerin leise, was der schöne junge Herr mit dem schwarzen Barte heute zu mir gesagt hat, als ich Cigarren für Ihre Frau Mutter holte; o er ist ganz weg aus Liebe zu ihnen.“ Schweige Felipa von diesem Undankbaren, Falschen! Glaubt er, daß ich es nicht bemerkt habe wie er glühende Blicke nach der Carmelita schoß, und wie sich ihre Augen begegneten? „Zufall, Fräulein; ich schwöre er hat nur Augen für Sie.“ Schweige, sage ich Dir! Auch sollst Du nicht auf der Straße ihn anhören, hörst Du, er muß es fühlen, daß ich ihm zürne. Aber was hat er Dir denn zu sagen gehabt? „Was? Gott stehe mir bei! wenn ich das nur so prächtig sagen könnte wie er es gesagt hat, daß er nur selig werden könne wenn ihm die Heilige die er

mit ihm spricht; wenn er sitzt, steht er auf, sobald eines der Eltern in's Zimmer tritt und bietet den Sitz an, er vermeidet ihnen den Rücken zuzuwenden, ja er geht nicht vor ihnen vorüber, wenn er einen andern Weg nehmen kann, und wenn er dazu gezwungen ist, wird er stets sagen: verzeihen Sie, oder mit Ihrer Erlaubniß.

In Mexico existiren keine Waisenhäuser, aber stets werden die Waisen Unterkommen finden. Die Taufpathen übernehmen bei der Taufe die Verpflichtung Elternstelle zu vertreten wenn die Täuflinge ihre Eltern verlieren sollten. Dieses ist keine leere Formel wie in Europa, sondern wird buchstäblich befolgt. Auch braucht die Obrigkeit nicht dazu aufzufordern; selbst der arme Mann holt sich seinen verwaisten Pathen, sobald er Nachricht vom Tode der Eltern erhält, und erzieht ihn wie seine eigenen Kinder. Sind aber die Pathen gestorben, so ist stets ein Wettstreit verschiedener Familien um das verwaiste Kind. Oft hörte ich arme Leute sagen; ziehe ich doch ein Hündchen oder ein anderes Thier in meinem Hause auf, wie sollte ich nicht lieber die Pflege eines Wesens, das mir gleich ist, übernehmen.

Dieser mitleidige Sinn zeigt sich im allgemeinen gegen Darbende und Nothleidende; ich sah in dem Kriege mit Nordamerika Leute, welche mit eigener Gefahr verwundete Feinde pflegten und verbargen, um sie später wieder zu ihren Landsleuten zu führen.

Gegen seine Dienerschaft ist der Mexicaner mild und nachsichtig, und sieht sie als einen Theil der Familie an. In vielen Häusern findet man deßhalb alte Diener, deren Rath man gerne hört. Die Ammen sind, wie bei den Alten, oft die Pflegerinnen mehrerer Generationen, und der Thürsteher erzählt dem Enkel, welche Pferde er dem Großvater vorgeführt habe.

So wie sich die spanische Sprache bei dem Creolen erhalten hat, so ist vieles von den Sitten des Mutterlandes in seinem Leben geblieben. Im Laufe von drei Jahrhunderten hat sich dieses nach Klima und Boden eigenthümlich entwickelt, und der Charakter des Creolen ist nicht mehr der des Spaniers.



M. Rugendas del.t — G. M. Kurz sculp.t

INDIANS OF THE TIERRA TEMPLADA.

INDIOS DE TIERRA TEMPLADA. (MEXICO.) *INDIER AUS DER TIERRA TEMPLADA.*

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt

Eine reiche Natur, welche fast freiwillig ihr Füllhorn ausschüttet, ein heiterer Himmel, ein mildes Klima, welches den Menschen die Härten des Winters nicht empfinden läßt, haben den Creolen verwöhnt und ihn weichlicher und leichtsinniger werden lassen als seinen überseeischen Verwandten; aber es blieb ihm der lebhafte Geist, die Erregbarkeit, der romantische Sinn. Der Spanier hält mit Zähigkeit am Alten, der mexicanische Creole ist für den Fortschritt; er ist freisinnig und tolerant selbst in religiösen Dingen, während der Spanier in Kirche und Staat stehende Formen nicht verläßt. Der Spanier arbeitet mit Stätigkeit, sucht oft den Gewinn im kleinen, und bewahrt das Erworbene für's Alter; der Mexicaner erwirbt mit Leichtigkeit, aber eben so leicht gleitet es durch die Finger; er sucht den Genuß des Augenblicks zu haschen, und läßt für die Zukunft den lieben Gott walten.

Leicht könnte ich diese Parallele weiter fortführen, aber es genüge die Andeutung. Einzelne Bilder aus dem Volksleben werden die allgemeinen Lineamente ohnehin am besten vervollständigen und mit Licht und Farbe beleben.

XII. Die Ureinwohner. (Indianer.)

Folgerecht müßte ich jetzt den vorigen Abschnitt fortsetzen, das Leben der Creolen in den Städten und auf dem Lande schildern, Gruppen aus der Kirche wie aus dem Theater, von dem Ball wie aus den Kammern zeichnen: aber ein Bild aus dem bunten Leben des Volkes stellt uns nie den Creolen allein dar, überall sind die „farbigen Menschen" *) eine Zugabe die nie fehlt; ich muß also die Bestandtheile des Volkes erst vereinzelt vorführen. Der Indianer hat das erste Recht darauf, er ist der Urbewohner des Landes, reines Vollblut, originell in Gestalt, Leben und Sitte.

*) Farbige Menschen, gente de color, coloured people, nennt man in Amerika alle Nichtweißen, also Schwarze, Braune und Mischlinge aller Art.

Bei den Urbewohnern Amerika's ist eine Grundform der Gesichtszüge bemerkbar, von Canada an bis zu den Gebirgen der Araukanen, welche nach Lage und Klima, Lebensweise und Stammessitte vielfach abgeändert ist, aber überall den Grundtypus durchblicken läßt. Auch der Urbewohner Mexico's, wiewohl er in viele, durch völlig verschiedene Sprachen getrennte Stämme zerfällt, zeigt auf den ersten Blick die Eigenthümlichkeit einer Race.

Die Farbe ist rothbraun, die Haut sammetartig und weich, eine Folge des dickeren Zellgewebes, welches die starke Ausprägung der Muskeln wie das Durchschimmern der Adern verhindert. Nur bei der weiblichen Jugend sieht man bisweilen geröthete Wangen. Das Haar ist glänzend schwarz, dicht und schlicht, die Stirne niedrig und nicht vorspringend, der Hinterkopf stark, etwas in die Höhe gedrückt. Das Gesicht bildet ein gefälliges Oval, die Backenknochen sind ziemlich breit, die Augen groß und dunkel, und stehen, wie bei der kaukasischen Race, wagerecht (nicht geneigt wie bei den Mongolen). Das Weiße des Auges ist gelblich gefärbt und gibt einen eigenen Ausdruck von Wildheit, zumal in der Leidenschaft. Die Nase ist sanft gebogen, an den Flügeln breit, der Mund groß in der Regel, mit vollen Lippen, wiewohl nicht aufgeworfen wie die der Afrikaner. Zwei Reihen kleiner blendend weißer Zähne sind beneidenswerthe Zierden des Indianers.

Das Kinn ist rund und voll, bei dem Mann dünn mit Bart bewachsen, der nur hier und an der Oberlippe spärlich vorkommt, aber lange nicht auf jedem Boden gedeiht. Der Hals ist kurz, der Nacken breit und stark, der Brustkasten hochgewölbt. Abweichend von der kaukasischen Race, ist die Brust der Frauen nicht sphärisch, sondern parabolisch, fast konisch. Die Hüfte ist kräftig, das Bein musculös und stark, mehr als die Arme; Hände und Füße sind klein, bei dem weiblichen Geschlecht meist rund und zierlich. Die Gestalt der Männer ist gedrungen und selten über Mittelgröße, die Weiber sind klein und fett.

Man hört oft: die Kinder der Indianer würden weiß geboren und würden erst braun mit der Zeit; das ist aber falsch. Die Neugeborenen sind freilich heller als die alten, aber nicht weiß, sondern etwas angeraucht, gelb; nur Handflächen und Fußsohlen sind weiß und bleiben es auch bei den Erwachsenen. Man sieht viele schöne Kinder mit großen lebhaften Augen und langen Wimpern, aber sie bleiben nicht lange schön, die Züge werden hart und stupid. Im allgemeinen hat der Indianer einen eigenthümlichen, schwermüthigen Blick, um die Mundwinkel einen melancholischen Zug, wenigstens erscheint er uns so. Aber er ist es gewiß nicht. Nie sah ich ein fröhlicheres Volk als diese Indianer unter sich; sie plaudern und scherzen bis tief in die Nacht, ergötzen sich an Witzen und Wortspielen, schäkern und lachen. Freilich den Creolen und Mestizen gegenüber sind sie kalt und zurückhaltend, sie trauen ihnen nicht, sie verstehen auch schon die Sprache nicht so um sich bequem auszudrücken; denn unter sich sprechen sie stets ihre indianische Sprache. Auf den Charakter der Indianer komme ich später zurück, ich wollte vorerst nur die äußere Erscheinung darstellen. In dem ganzen körperlichen Habitus spricht sich weniger die feinere Organisation des Nervenmenschen aus als eine vorherrschende Entwicklung des vegetativen Lebens.

Mit dichtem Haarwuchs wird das Kind geboren und bis zum höchsten Alter wird der Scheitel nicht kahl; nur selten ergraut die dichte Decke des Hauptes. Auch die Zähne bleiben unversehrt bis in die spätesten Jahre, und oft sah ich Schädel die einige Jahrzehnte in der Erde gelegen hatten, vollkommen erhalten und mit der vollen Zahl ihrer Zähne. Die Haut des Indianers scheint unempfindlicher gegen Hitze und Kälte; äußere Verletzungen, ja tiefe Fleischwunden heilen mit unglaublicher Schnelligkeit und ohne Wundfieber. Ich sage dieses nicht nach einer oberflächlichen Beobachtung, sondern ich habe viele Fälle der Art gesehen und die Meinung denkender Aerzte gehört, welche an Ort und Stelle unzählige Beobachtungen gemacht haben. Vor meinen Augen sah ich einem Indianer in einem Streit den

Schädel zerschmettern, so daß er bewußtlos lag und fortwährendes Erbrechen die Erschütterung des Gehirns vermuthen ließ, und trotzdem daß seine Genossen ihr gewöhnliches Mittel, Waschungen mit Branntwein, anwandten, genas er. Eine schwere Hiebwunde in den Kopf, welche den Knochen durchschnitt, so daß man das Gehirn sah, mehrere Stichwunden durch die Lungen mit Ergießung des Blutes nach innen, eine Schnittwunde wodurch die halbe Milz hervortrat, und weil sie sich nicht zurückbringen ließ, abgeschnitten wurde, und viele andere heilten rasch ohne alles Wundfieber. Die gräulichsten Verletzungen der Extremitäten, z. B. Quetschungen der Finger und Hände in den Zuckermühlen, erzeugen bei dem Indianer nie den Starrkrampf, er läßt sich die zermalmten Gliedmaßen mit einer Kaltblütigkeit abschneiden, als ob er keinen Schmerz empfände, und in der Regel heilen diese Wunden in kurzer Zeit. Zeigt sich hierin schon eine geringere Sensibilität der Nerven, so tritt sie noch mehr hervor in der Wirkung des übermäßigen Genusses des Branntweins. Kein Indianer bekommt das delirium tremens, und doch sind viele derselben habituelle Trinker, ja man kann sagen ihr halbes Leben lang narkotisirt, während Trinker kaukasischer Race in kurzer Zeit durch das Gift des Alkohols unrettbar verloren sind. Umgekehrt ist es aber bei nervösen Fiebern: diesen erliegt der Indianer viel leichter als der Weiße; er phantasirt nicht, tobt nicht, sondern alle Energie fehlt, und kraftlos stirbt er nach wenigen Tagen hin.

Der Arzt mag diese Andeutungen, die ich als Laie nur unvollständig beurtheilen konnte, nach seiner Wissenschaft würdigen; mir gab eine langjährige unbefangene Betrachtung und Beobachtung der Indianer das Resultat: daß sie ihrer körperlichen Organisation nach nicht zu der intellectuellen Entwicklung befähigt sind wie die kaukasische Race. Nicht daß ihnen Sinnenschärfe, klare Auffassung der Objecte, Combinationsvermögen mangle: aber es fehlt ihnen die freie Stirn, das hohe Vorderhaupt, sie entbehren jene Idealität welche das Erbtheil höherer Nervenentwicklung ist, sie entbehren jenes feingeistige Element

welches in Asien und Europa Jahrtausende hindurch die schönsten Blüthen menschlicher Bildung zur Entwicklung brachte. Was hat die amerikanische Race geschaffen, unter den günstigsten Verhältnissen des Klima's und Bodens ihres ungeheuren Continents? Im Norden und Süden durchziehen seit unvordenklicher Zeit die Jägerstämme, Raubthieren gleich, die Steppen und Wälder, jeder Gesittung abhold, sich gegenseitig vernichtend, abgeschlossen in einem engsten Bildungskreise einfachster religiöser Ideen und dringendster Kunstbereitungen für die Bedürfnisse des Lebens. Wo sich zu beiden Seiten des Aequators, in Peru und Mexico, eine höhere Gesittung entwickelte, der Landbau die irrenden Stämme fesselte und durch geselligen Verband der geistigen Cultur ein Boden errungen wurde: auch da gelangte der Culminationspunkt der Bildung nie zu den Blüthen edler Humanität. Die Religionssysteme der Inkas und Azteken, ihre astronomischen Kenntnisse, Kunstwerke und mechanischen Arbeiten für Zwecke des Lebens, sind Producte ihres beobachtenden Verstandes, ihres bei der ganzen Race unverkennbaren Talentes für Nachbildung, ihrer Anstelligkeit und Kunstfertigkeit, aber es fehlt der höhere Genius des Idealen, die sinnende Pallas Athene der Griechen und die das Leben verschönende Charis.

Noch wissen wir nicht ob nicht Einflüsse von Osten her das Samenkorn der Gesittung dem amerikanischen Continent zugeführt haben. Deuten nicht die beiden Sonnenkinder der Inkas, deutet nicht der weiße Mann der Mexicaner, Quetzalcoatl, auf frühe Einflüsse der kaukasischen Race? Im Westen lag das Hvitramannaland (des weißen Mannes Land), welches die Isländer schon im zehnten Jahrhundert kannten; wer sagt uns welche Fäden die Gesittung des Ostens an die des Westens knüpften?

Mögen andere diese Probleme lösen; ich fahre fort von den Indianern zu reden wie sie jetzt sind, wie sie mir im Leben erschienen. Gerne gestehe ich ihnen Bildungsfähigkeit zu, sie lernen leicht, und schon die kleinen Kinder zeigen viele Anstelligkeit und praktischen Sinn. Geistiges Schaffen ist nicht die Gabe

ihrer Race, sie haben wenig Phantasie, aber Fleiß und Ausdauer. Die gebildeten Indianer, und es gibt manche, welche sich der Jurisprudenz und Theologie widmen, lernen ihre Wissenschaft, aber gehen nicht weiter als ihr Compendium. Man findet bei ihnen das Talent der Nachahmung und Vergleichung, vielleicht Humor und Witz, aber keine Poesie.

Was ihren Charakter betrifft, so ist dieser im allgemeinen, bei den Völkerschaften die ich Gelegenheit hatte kennen zu lernen, nicht frank und offen, sondern verschlossen, mißtrauisch, berechnend. Nicht etwa gegen Menschen andern Stammes, nicht gegen die Enkel seines Unterdrückers, umgibt sich der Indianer mit dem Bollwerk der Vorsicht, denn das wäre natürlich; nein er zeigt es gegen die Seinen, es liegt in seiner Sprache, seinen Manieren und seiner Geschichte. So z. B. sind die Begrüßungen der Indianer untereinander, namentlich der Frauen, eine lange Litanei von Wünschen und Erkundigungen nach dem Befinden, welche völlig monoton und theilnahmlos von beiden Theilen zugleich hergeleiert werden, oft ohne sich anzusehen, oder bei einander stehen zu bleiben. Der Indianer welcher einen andern um etwas anspricht, thut dieß nie direct und ohne Umschweife; er macht erst ein kleines Geschenk, lobt dieses und jenes, bis zuletzt der Wunsch vorgetragen wird. Wenn ein Indianer bei dem Richter oder Bürgermeister seines Dorfes, der ein Indianer wie er, vielleicht sein Verwandter ist, irgend ein Gesuch hat, so wird er, auch wenn alles Recht auf seiner Seite wäre, erst einen guten Freund vorausschicken mit einer Flasche Branntwein oder einem fetten Huhn (man nennt das den Blumenstrauß senden), um dem Anliegen einen guten Eingang zu verschaffen. Oft kamen Deputationen indianischer Dörfer zu mir, um mich über Geschäfte ihrer Gemeinden um Rath zu fragen; stets kamen ihrer zehn bis zwölf, weil sie fürchten, daß ein Gesandter das Geschäft zu seinem Vortheil ausbeute. Der ganze Zug kam dann, ein Mann hinter dem andern, in mein Zimmer, ein Großwürdenträger oder Sprecher an der Spitze, und jeder eine Gabe in der Hand. Der Zugführer eröffnete die Begrüßung mit vie-

len Bücklingen: „guten Tag, Väterchen; wie geht es Dir, was macht unser Mütterchen, Deine Frau Gemahlin und die Kinderchen?*) Sieh, wir sind gekommen um Dir eine Kleinigkeit zu bringen, es ist wenig, denn wir sind arm, aber Du mußt unsern guten Willen entschuldigen." Und nun rückt die ganze Schaar heran mit Hühnern, Eiern und verschiedenen Früchten. Da hilft kein Abwehren: „Ihr müßt wissen ich kann das nicht leiden, Söhne, ich diene Euch gerne wenn ich Euch nützlich sein kann, behaltet Eure Gaben und sagt was Ihr wünscht." „Nein, Väterchen, wir werden nicht reden wenn Du diese Kleinigkeit verschmähst" rc. Ist dieses Ceremoniell beseitigt, und die sehr ehrenwerthe Gesandtschaft zum Sitzen eingeladen, so nehmen die Väter der Gemeinde, wenn auch noch so viel Stühle dastehen, im Halbkreis auf dem Boden Platz, nur der Sprecher bleibt stehen und trägt in wohlgesetzter Rede sein Begehr vor, wozu das Gefolge an manchen Stellen bedeutend mit dem Kopf nickt, gleichsam um dadurch den Accent auf die Worte zu legen. Sie sind in ihren Verhandlungen wahre Diplomaten, sie stellen ihre Fragen gerne zweideutig, um sie nachher zu ihren Gunsten interpretiren zu können, und in Verträgen muß man sich wohl vorsehen die Bedingungen genau zu specificiren.

Bietet man ihnen nach einer solchen Verhandlung ein Glas Rum an, so glänzen alle Gesichter, und es werden bedeutende Blicke gewechselt; sie ziehen aber vor es vor der Thür zu trinken, und der welcher mit dem Dank das leere Glas zurückbringt, weiß gewiß seiner Rede eine passende Wendung zu geben, um nochmals den Nektar perlen zu sehen.

Spricht sich in dieser Art ihres Verkehrs schon ihr Charakter aus, so tritt dieß noch deutlicher in vielen kleinen Zügen hervor. Schon ihre Sprache ist überreich an doppelsinnigen Ausdrücken, die sie anwenden um sich nicht klar auszusprechen. Ich hörte von Geistlichen, welche die aztekische Sprache sehr fertig sprachen, daß sie häufig den Sinn einer Beichte nicht ver-

*) Die aztekische Sprache gebraucht viele Diminutive.

stehen könnten, weil sich die Beichtenden in Räthseln und Metaphern aussprächen. Ein Indianer versteht sich nicht leicht dazu Leuten die ihn nicht kennen seinen Namen zu sagen; er gibt in der Regel einen falschen an um sich nicht zu compromittiren. Ebensowenig geben sie Auskunft über Dritte, nach welchen man sie fragt, z. B. ob sie denselben auf dem Wege begegnet seien; sie werden gewöhnlich sagen sie hätten niemand gesehen. Im Handel und Wandel sind sie mißtrauisch, und fürchten stets übervortheilt zu werden, weil sie selbst kleine Betrügereien gern mitunterlaufen lassen. Ihre kleinen Pflanzungen legen sie gerne mitten in den Wäldern oder in verborgenen Schluchten an, um mit niemand in Berührung zu kommen; sie gehen auf Umwegen dahin, damit die Spur nicht gefunden werde, und kommt irgend ein Jäger nach der einsamen Siedlung, so sehen sie es höchst ungern. Es würde den Leser ermüden, wollte ich diese Einzelheiten weiter verfolgen; es sind Züge welche in der Ausprägung des Charakters an Analogien mit dem der stammverwandten Jägerstämme erinnern. Es ist das Schleichen des Raubthiers im Waldesdunkel, das unruhig spähende Auge, die Sinnenschärfe, Sprungfertigkeit aber auch die Feigheit. Man lege auf diesen Vergleich kein zu großes Gewicht, es könnte leicht zu Trugschlüssen führen. Der jetzige Indianer Mexico's ist nicht tigerartig und wild, aber seine Vorfahren mögen es gewesen sein, und der Apache und Comanche im Norden des Landes ist es noch heute. Alle die christlichen Indianer sind unterwürfig und schmiegsam, durch lange Herrschaft der Spanier gewöhnt, sie sind es wo sie glauben den kürzeren zu ziehen; wohl aber treten sie trotzig und impertinent auf, wo sie wissen daß sie die Oberhand haben. Sie bilden die Mehrzahl im Lande, etwa $^5/_8$ der Bevölkerung, und man könnte wohl fürchten, daß sie erwachen könnten zum Bewußtsein ein unterdrückter Stamm zu sein. Doch das ist nicht wohl möglich, denn die Kunde von der Geschichte ihrer Väter ist erloschen bei ihnen, kaum eine und die andere spärliche Tradition ist geblieben. Sie sind keine Unterdrückten mehr, sie genießen gleiche Rechte mit allen übrigen Bewohnern des Landes, sind Bürger mit freiem

Eigenthum und verwalten ihr Gemeinwesen selbst. Sie haben also keinen Grund zur Unzufriedenheit. Es fehlt ihnen aber auch die Einheit, welche schon vor der spanischen Herrschaft fehlte, und die Ursache war, daß viele kleinere Stämme dem Schwerte der Azteken erlagen. Diese Stammverschiedenheit besteht noch; mehr als vierunddreißig verschiedene indianische Sprachen werden gesprochen, die unter einander so viel Aehnlichkeit haben als das Slavische und Deutsche; der Azteke versteht nicht den Otomiten, der Maya nicht den Migo, der Tarraske nicht den Totonaken u. s. w., ja manche Stämme hassen sich. Außerdem ist das Volk ohne Bildung und Energie, brutalisirt durch Völlerei, und befangen in dem engen Kreise eines stereotypen Lebens und Denkens. Es ist hiernach kein Grund zu Befürchtungen vorhanden; was sich auch erwiesen hat bei einigen partiellen Aufständen, welche durch streitigen Grundbesitz veranlaßt und durch Mestizen im Interesse politischer Parteiung genährt waren, aber nie den Charakter einer nationalen Schilderhebung erhielten, selbst in Yucatan nicht, wo der Aufruhr nur die östlichen Dörfer des Stammes der Mayas durchdrang, während die westlichen ihre Stammesgenossen bekämpften.

In den dichtbevölkerten Theilen Mexico's, zwischen dem 18 und 20 Grad nördl. Br., dem alten Anahuak, sind die Indianer durch die fortwährende Berührung mit Creolen und Mestizen zugänglicher geworden, und ihr Charakter ist weniger starr. Sie beschäftigen sich als Taglöhner auf den größeren Gütern, sind fleißig und frugal, und in der Regel ihren Herren ergeben und treu. Aber die Indolenz bleibt das Erbtheil ihrer Race, der ätherische Funke der Erkenntniß erwärmt nicht die Inkrustation ihres geistigen Wesens, sie sind in denselben Ideenkreis gebannt wie vor dreihundert Jahren, nur mehr verdummt durch den Hang zum Branntwein und den Formelkram einer unverstandenen Religion.

So weit die Sage und Geschichte Mexico's von früheren Zeiten Kunde gibt, war das Land von einem ackerbautreibenden Volke bewohnt, das in festen Wohnstätten lebte und den Bau

des Maises und der Agave, der Baumwolle und des Indigo trieb. Das wandernde Volk der Azteken kam nach langer Irrfahrt im 12ten Jahrhundert von Norden her hinzu, gründete Tenochtitlan, und wurde durch eine eigene Verkettung der Umstände das herrschende in Anahuak. Die Sieger verließen die Lebensart ihrer Väter und nahmen die der Besiegten an, die Fischer und Jäger wurden Landbauer.

Noch heute sind alle Urbewohner Mexico's Landbauer und Gärtner, welche in Gemeinden vereinigt wohnen, theils in Dörfern, theils auch in den Städten, wo sie gesonderte Quartiere bilden, z. B. in der Hauptstadt das Quartier Santiago Tlaltelolco, San Antonio und andere. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Indianer, daß sich ihre Gemeinden so fest zusammenhalten. Die Alten dulden nicht, daß sich die Gemeindeglieder zerstreuen oder nach andern Dörfern übersiedeln, und wenn sie auch während des Sommers zum Schutz ihrer Saaten nach einsam liegenden Feldern ziehen, so müssen an gewissen Festen sich alle im Dorfe vereinigen und nach der Ernte dort wohnen. Nicht so die Creolen und Mestizen, welche vielfach in einsamen Anpflanzungen und Gehöften leben.

Die Indianer sind alle Bürger der Republik und wählen ihre Communalbehörden nach der gesetzlichen Vorschrift. Daneben aber besteht unverkennbar in den rein indischen Dörfern die Autorität einer Aristokratie gewisser Familien, deren Ansehen durch Gewohnheit geheiligt ist, und deren Ausspruch in allen Angelegenheiten des Dorfes geltend gemacht wird. Diese halten die Heerde zusammen, verwalten das Gemeindevermögen (oft zu ihrem Vortheil), leiten die Wahlen der Gemeindebehörden, züchtigen die Jugend und stiften die ehelichen Verbindungen. Alle Indianer sind katholische Christen; die Kirchen gehören dem Dorfe, und viele der Priester sind indianisches Vollblut, weil sie die Sprache verstehen müssen. In größern indianischen Dörfern sorgt die Gemeinde dafür, daß stets ein Gemeindekind Theologie studiere, um einen der Ihrigen als Pfarrer zu haben. Der Pfarrer muß mit dem Adel des Dorfes harmoniren, wenn

er Ansehen haben will; geräth er in Widerstreit, so zieht er in der Regel den Kürzeren und wird ausgebissen. Auf die kirchliche Verfassung insbesondere werde ich später zurückkommen, und erwähne hier nur, daß die Indianer geringere Stolgebühren bezahlen, als alle übrigen Bewohner des Landes, dafür aber dem Pfarrer einen Knecht und eine Magd stellen, und Boten so oft er sie bedarf. Auch haben sie das Privilegium an vielen Feiertagen von dem Besuch der Messe entbunden zu sein und auf ihren Feldern arbeiten zu dürfen. Die meisten indianischen Gemeinden haben Communalvermögen, Landbesitz, sind aber nicht zu bewegen die Ländereien zu vertheilen, was der Cultur höchst nachtheilig ist. Nur eine Hausstelle und ein Garten daran ist erblich, das Feldgut bleibt dem Dorfe und wird alljährlich ohne Zins benützt. Ein Stück Landes wird gemeinschaftlich bebaut, und der Ertrag für Gemeindeausgaben verwendet.

Nach dieser Betrachtung einiger allgemeinen Verhältnisse kehre ich wieder zum Individuum zurück. Der braune Mensch ist einfach in seiner äußeren Erscheinung, er hält etwas darauf, sich nach seiner Väter Sitte zu kleiden. Der Mann hat kurze, nur bis an die Kniee reichende, weite Beinkleider von Hirschleder oder grobem Baumwollenzeug; eine Art langer Jacke oder kurzen Kittels ohne Kragen, um die Hüfte gegürtet, deckt den Oberkörper; er kennt nicht Hemde, nicht Weste, noch sonst ein Luxusstück. An den Füßen trägt er Sandalen, einen kleinen Strohhut oder groben schwarzen Filzhut mit niederem Kopf auf dem schwarzen, üppigen Haarwuchs, der bei vielen bis auf die Schultern herabhängt. Der Stamm der Chinantecos in Oajaca geht immer barhaupt. Schuhe oder Stiefel zu tragen gilt dem Indianer von ächtem Schrot für verderbliche Neuerung, und ein Pferd zu besteigen für sträflichen Hochmuth. Auch wenn sie viele Pferde besitzen, reiten sie das bescheidene Eselein, oder höchstens ein Maulthier. Ein grober wollener Teppich, einfarbig oder gestreift, ist die toga virilis des Indianers, bei Tage der Schirm gegen Kälte und Regen, des Nachts seine einzige Decke.

Die Kleidung der Frauen ist eine Art Sack oder Stück Zeug, das um die Hüften mit einem Gürtel befestigt ist und bis zu den Füßen reicht; der Oberkörper wird mit einem weiten Ueberwurf gedeckt (huipile), der eine Oeffnung für den Kopf hat und zwei Armlöcher für die Arme, ohne Aermel. Dies Kleid ist meist von Wolle und in einigen Gegenden kunstreich bunt gestickt. An manchen Orten wird an Festtagen von reichen Indianerinnen ein weißes gesticktes Ueberkleid mit vielen Bändern getragen, an andern kleiden sich alle Mädchen weiß. Die dichten Haarflechten mit buntem Bande durchflochten hängen entweder über die Schultern herab, oder sind um den Kopf gewunden. Große Ohrringe und breite Halsbänder von Glasperlen vollenden die Toilette. Schuhe und Kopfbedeckung tragen sie nie, höchstens legen sie bei starker Sonne ein gefaltetes Tuch auf den Kopf. Aber ein kleiner Rosenkranz, etwa ein Scapulir daran, und der starke Dorn einer Cactusart als Zahnstocher hängt um den braunen Hals beider Geschlechter.

Die schönen Leserinnen dieser Blätter fühlen Mitleid mit diesem armen Volke, dessen ganze Garderobe mit so wenigen Worten geschildert ist. Die Unglücklichen, sie wissen nichts von den tausend schönen Sachen, welche umgeschnürt und umgeschnallt und umgebunden werden müssen, um der Menschengestalt erst eine Gestalt zu geben, und doch sieht die kleine Indianerin dort in ihrem weißen, fast griechischen Gewand, unter welchem die zarten Formen wie Bronzeguß erscheinen, so reizend aus wie eine Nausikaa. Der von der Schulter an schöngeformte Arm ist entblößt, das weiche kleine Händchen hält einen Fächer von Federn, in das dunkle Haar sind die weißen Blüthen der Blumeria (cacalosutschil, Lieblingsblume der Indianer) geflochten; sie lächelt und zeigt Zähne wie Perlen, und das große, dunkle Auge ist feurig wie die Sonne des Südens. Es finden sich solche Gestalten, auf welchen das Auge des Malers mit Wohlgefallen ruhen würde, aber häufig sind sie doch nicht. Oefter erblickt man das Weib, das bei allen rohen Völkern das Lastthier des Mannes ist, in der Arbeit verkümmert, in das Haus

verbannt. Dort wollen wir sie betrachten in der mühseligen Tagesarbeit.

Die Wohnung des Indianers entspricht seiner einfachen Persönlichkeit. In den wärmeren, holzreichen Gegenden bildet er seine Hütte von Holz: unbehauene Pfosten sind in den Boden gerammt und tragen Gebälke und Dach, alles statt der Zimmerung mit Schlingpflanzen fest zusammengebunden. Stroh oder Palmblätter bilden die Bedachung, die Wände sind von Bambusstäben oder dünnen Stangen gemacht, und lassen Licht und Luft in's Innere dringen. Gewöhnlich ist das Dach auf einer Seite verlängert zu einer Vorhalle, welche auf Pfosten ruht. Dieses Hauptgebäude ist in der Regel 25 Fuß lang und 15 Fuß breit, ohne alle Abtheilung im Innern. Oft steht ein kleineres dicht daneben, um als Küche benutzt zu werden.

Auf den kälteren Hochebenen sind die Hütten von ungebrannten Lehmsteinen (auch Stein und Lehm) gebaut, und haben ein plattes Dach von dichtgelegten Balken mit einer Decke von feingeschlämmtem Thon, welche mit vieler Vorsicht aufgestampft wird. Im Gebirge sieht man häufig Hütten von Schindeln, und in den agavereichen Ebenen von den Blütenstengeln und Blättern der Agave mit Wänden von Steinen ohne Mörtel, sogenannten trockenen Mauern.

In der Mitte der Hütte brennt, auf dem Boden der Erde, wie sie die Natur schuf, bei Tag und Nacht das heilige Feuer des Herdes; daneben steht der Metate und Metlapile, ein flacher und ein walzenförmiger Stein zum Zerknirschen des Maises, und die irdene Pfanne (Comale) zum Backen des Maisbrodes. Einige unglasirte irdene Töpfe und Schüsseln, ein großer Wasserkrug, einige Trink- und Schöpfgefäße aus Kürbisschaalen sind der ganze Reichthum des Indianers, einige Holzschnitte oder geschnitzte Hölzer, Heilige darstellend, der Schmuck der Hütte. Weder Tisch noch Bank verenget den Raum; Matten von Binsen oder Palmblättern dienen als Sitz und Tisch zugleich, sie sind das Bett für die Nachtruhe und der Sarg für die ewige Ruhe im Grabe.

Eine Axt, Haue und Hacke, einige Stricke und Netze hängen als Geräthe des Mannes an der Wand, und daneben das Webegeräthe der Frauen, das nur aus einigen Stäben besteht. Eine ganze Anzahl Körbchen von Palmblättern geflochten, an Bindfaden von den Balken aufgehängt, enthalten die geringen Vorräthe aller Art, Salz, Bohnen, Reis, Eier, Baumwolle, Seife u. s. w. Denn diese Körbchen (tombiatl) repräsentiren Kisten und Schränke, und hängen hoch, um den Inhalt den Kindern, Hunden und Ameisen zu entziehen. An einem längern Strick ist ein größeres Ding aufgehängt, von Stäben zusammengebunden, etwa 3 Fuß lang und 2 breit, und von der Construction wie die Fallen, worin die Knaben die Meisen fangen. Ein Stück Matte kleidet das Innere aus, und der Zweck soll uns nicht lange verborgen bleiben, denn ein halbnackter Indianersprößling läßt seine Stimme ertönen, worauf ein Stoß den Kasten wie eine Schaukel schwingt und den kleinen Aërostaten wieder in Schlummer bringt.

Wir waren in die Hütte getreten mit dem gewöhnlichen Gruße „Ave Maria!“ En gracia concebida war die Antwort des Mannes, der auf einem Klötzchen sitzt und Mais abkörnt, von einigen Hühnern umgeben, welche jedes abspringende Korn begierig aufpicken, und die er bisweilen mit einem Bein verscheucht, wenn sie ihm zu nahe kommen. Einige Kinder, die auf dem Boden spielten, in der schlichten Uniform des Paradieses, retirirten sich hinter ihre Mutter, welche neben dem Feuer, auf plattem Boden sitzend, mit der Spindel spinnt und bisweilen mit einem Stöckchen in einem Topfe rührt. Einige dürre Hunde, welche in der Asche liegen, recken die Köpfe in die Höhe und fangen ein gewaltiges Gebelle an, das der Hausherr mit dem derben Wurfe einer Maiskolbe in Geheul verwandelt, und die unberufenen Schreier in eine Ecke der Hütte jagt, wo sie mit einem brütenden Huhn in Conflict gerathen, das spreizend und kreischend sein Nest vertheidigt. Der Adamite in der Gondel erwacht von dem Lärm und läßt sich vernehmen. Die Mutter

steht auf, neigt sich über das Fahrzeug und senkt dem Kleinen die volle Brust in den Mund, was die Ruhe herstellt.

„Könnt ihr uns etwas Mais verkaufen?“ fragen wir den Indianer, „für unsere Pferde, die dort unter dem Baum angebunden sind, und für uns selbst etwas zu essen schaffen?“ Eine lange Verhandlung entsteht zwischen Mann und Frau in indianischer Sprache; sie thun ungern diese Dienste, und erwiedern oft: sie hätten nichts. „Aber wir verlangen ja nur einige Eier und Bohnen mit Tortillas“ (Maisbrod), und lassen die Reiseflasche sehen, aus der wir dem Mann einen Schluck geben, und so etwas hilft zum Abschlusse des Geschäfts. Der kleine Schreihals, der nicht wieder schlafen will, wird wie ein Aeffchen auf den Rücken gebunden; mit dieser Bürde kniet sich die Mutter vor den Stein, wascht diesen und sich Hände und Arme und beginnt nun die Arbeit des Zermalmens des halbgekochten Maises, und des Formens in flache Kuchen. Eine junge, stämmige Indianerin, welche mit einer schweren Bürde trocknen Holzes aus dem Walde gekommen ist, hilft bei der Bereitung des frugalen Mahles, das als Zugabe zerriebenen, grünen spanischen Pfeffer enthält, eine höllische Brühe, welche den Unkundigen zum Verzweifeln brennt, aber von dem Indianer und Mestizen zu jeder Mahlzeit reichlich genossen wird. Nur mit dem Mann können wir etwas in schlechtem Spanisch verkehren. Die Frauen und Kinder bedienen sich nur ihrer indianischen Sprache, die recht weich und angenehm aus ihrem Munde tönt. Die Leute sind, wie alle Indianer, Landbauer, sie haben ihr kleines Maisfeld unten im Thal, und pflanzen nur so viel als sie das Jahr hindurch gebrauchen. Auch ihre Bohnen, Kürbisse, spanischen Pfeffer, Tomates (physalis und Solanum), Bataten und Baumwolle pflanzen sie, aber Alles für ihren eigenen Gebrauch. Jedes Jahr werden einige Schweine aufgezogen und verkauft, und auch die Hühner wandern auf den Markt, um mit dem baaren Gelde die Abgaben für die Gemeinde und Kirche zu entrichten. Die meisten Indianer haben reichlich zu leben, bei ihren höchst geringen Bedürfnissen; in der Regel pflanzen

sie viele Obstbäume um ihre Hütten und erlösen viel von dem Verkauf der Früchte; sie sammeln manche Rohproducte der Wälder für den Handel, gewinnen Pita und Istle (die Faser einer Bromelie und der Agave), arbeiten im Taglohn, kurz haben vielfache Mittel um sich das Leben bequemer zu machen; aber sie verlassen ihre alte Lebensweise nicht, die Männer vertrinken das Geld an ihren Festen, oder vergraben es, um es sicher zu haben. Die arme Frau hat das schwerste Loos, sie arbeitet am meisten und bekommt nichts vom Gewinn. Morgens um vier Uhr stehen die Weiber auf, fachen das Feuer an, und mahlen Mais für die Frühsuppe, während die Männer, wie Mumien in ihre Decken gewickelt, schlafen. Nach einer Stunde ist der Brei (atolli) gekocht, die Männer trinken eine Schale und strecken sich wieder hin, während die Arbeit an dem Mahlstein fortgeht, um das Brod für das Frühstück vorzubereiten. So geht es den ganzen Tag; die Frauen holen das Wasser und Holz, besorgen die Kinder, bereiten dreimal täglich das Brod, spinnen die Baumwolle und weben die Zeuge für die ganze Familie. Das Nähen der Kleider, das Färben, das Waschen liegt ihnen auch ob; oft sieht man die ganze Familie am Bach, ein Kleid nach dem andern wird gewaschen, während der Träger, in eine Decke gewickelt, wartet bis es getrocknet ist. Am Sonntag muß das arme Lastthier die Früchte auf den Markt tragen, oder das irdene Geschirr, welches auch Manufactur der Frauen ist; einen Säugling an der Brust, eine schwere Bürde auf dem Rücken und oft ein größeres Kind obenauf. So sieht man sie vielmals auf den Wegen nach den Dörfern. Auf dem Rückweg haben sie mit unendlicher Geduld den trunkenen Mann zu führen, und wo er unrettbar zu Fall kommt, sitzen sie neben ihm in Wind und Wetter, bis die schweren Nebel sich verzogen haben. Arme Wesen! kann man es ihnen verdenken, daß sie sich lieber mit den Mestizen verbinden, bei welchen sie ein weniger mühevolles Leben zu erwarten haben, oder auch, daß sie eine flüchtige Freude haschen, wenn sie sich als Ersatz für die Dornen bietet?

Wir saßen im Grünen vor der Hütte, weil uns die Unzahl hüpfender Bewohner des Innern, die steten Genossen indischer Wohnungen, vertrieben hatten. Wie ist es, sagte mein Gefährte, daß diese Kinder, abgehärtet, wie sie sind, und bei der einfachsten Kost, solche unverhältnißmäßige Bäuche und dünne Beinchen haben? Das ist, erwiederte ich, die Folge der Nahrung. Das Kind bekommt die Brust, bis es längst laufen kann. Die Mutter genießt, während sie säugt, jede Speise, auch wenn sie weiß, daß sie dem Säugling nicht taugt; denn sie neutralisirt die schädliche Wirkung dadurch, daß sie dem Kind auch etwas davon einflößt. Ißt sie Orangen, so drückt sie dem Kind etwas Saft in den Mund, trinkt sie Branntwein, so bekommt das Kleine auch sein Theil. Eine solche Diät versauert und verderbt natürlich alle Verdauungsorgane. Werden die Kinder entwöhnt, so ist ihre einzige Nahrung Maisbrei, Maisbrod und Bohnen, welche sie den ganzen Tag über ohne Ordnung genießen, und dadurch diese scrophulösen Anschwellungen des Unterleibs bekommen. Gewöhnlich verzehren sie Erde und Kalk, instinctmäßig, um die Säure zu dämpfen, und wenn dieses die Eltern bemerken, geben sie ihnen Bleiweiß ein, ihr einziges Mittel gegen das Erdfressen. Darf es uns wundern, wenn bei einer solchen Diät die meisten Kinder sterben, bevor sie das vierte Jahr erreichen? Nimmt man dazu, daß die Ehen sehr frühe geschlossen werden, daß durch die Verbindungen in demselben Dorf, in derselben Familie erbliche Uebel stets tiefer einwurzeln, daß eine fast ausschließlich vegetabilische Nahrung die Säfte wenig verbessert, und daß die Trunksucht der Männer den Stamm entnervt: so wird es nicht befremden, daß sich die indianische Bevölkerung fast nicht mehrt, und bei jeder großen Epidemie, wie Pocken, Cholera u. a. bedeutende Rückschritte macht.

Der Gegenstand unserer Unterhaltung führte uns auf die gewöhnlichen Krankheiten der Indianer und ihre Heilmittel. Dem gebildeten Arzte schenken sie nie Zutrauen; in jedem Dorfe sind einige alte Weiber, gegen welche Aesculap selbst nicht aufkommen könnte. Sie kennen die Heilkräfte vieler

Pflanzen, schmieren und reiben mit verschiedenen Oelen ein, wissen, wann es nöthig ist, dem Fieberkranken ein schwarzes Huhn auf die Füße zu setzen, oder ein halbes Huhn auf den Unterleib zu legen, damit sich die Hitze dahin ziehe, und verstehen es, den Magen an seine Stelle zu bringen. Letzteres ist eine höchst gewaltsame Operation, bei dem sehr häufigen Magenkrampf. Der Kranke legt sich auf eine Matte, die alte Sibylle kniet auf seinen Leib, und knetet und bearbeitet mit den Fäusten die Magengegend, von der Herzgrube abwärts und seitwärts, daß der Lazarus stöhnt und heult. Zuletzt wird ein breiter Gürtel unter die Brust geschnürt, damit der Magen nicht wieder in die Höhe schnappe. Eine Hauptrolle bei den Curen fast aller Krankheiten spielt der Temascale oder das Schwitzbad, dessen Gebrauch uralt bei den Indianern ist. Man denke sich auf gleicher Erde ein kleines Gewölbe von der Größe eines Backofens, im Innern so hoch, daß eine Person darin sitzen kann. Diese Höhle hat auf der einen Seite einen niedern Eingang, durch welchen man auf allen Vieren hineinkriechen muß, auf der entgegengesetzten Seite, oder auch seitwärts, ein Schürloch, welches nach innen zu mit großen flachen Steinen zugesetzt ist, die nicht im Feuer springen. Auf der Außenseite wird in diesem Herde stark gefeuert, so daß sich die Steine zum Glühen erhitzen. Der Badende schlüpft nun in die Höhlung und legt sich auf eine Matte, gießt Wasser gegen die heißen Steine, das sich in Dampf verwandelt, den er mit einem Reiserbündel gegen seinen Körper schlägt. Gewöhnlich sind zwei Personen im Bade, so daß die eine von der andern bedient wird. Alle Poren öffnen sich, es finden Uebergießungen mit kaltem Wasser statt, Reibungen, kurz, alle Operationen eines russischen Bades. Beide Geschlechter wenden diese Bäder sehr oft an, bloß zur Erholung nach starker Arbeit und zur Reinigung (man findet deßhalb fast bei jedem Haus einen Temascale), aber ebenso ist es das Universalmittel bei allen Krankheiten. Jede Wöchnerin wird am dritten Tag nach der Niederkunft in das Dampfbad gesteckt; bei Typhus und Entzündungen, bei

Hautkrankheiten und Zahnweh muß der Kranke schwitzen, und wenn das Resultat auch offenbar ein verderbliches ist, wenn auch Hunderte nach dem Bade sterben, es bleibt doch in seinem alten Ansehen. Häufig ist die Erkältung nach dem Bade schlimmer, als das Bad selbst, indem die Temascales nie in den Wohnungen selbst, sondern nur in der Nähe derselben stehen.

Daß bei einem Volk so niederer Culturstufe ein tiefgewurzelter Aberglaube auch in medicinischen Dingen eine Rolle spielt, versteht sich wohl von selbst. Der Indianer glaubt an Hexen (Naualli) und Krankheiten, die sie anrichten, welchen mit Beschwörungen entgegengetreten werden muß, an das böse Auge, den Schreck bei kleinen Kindern (es ist gewöhnlich die Folge von Magensäure), wogegen das Lesen des Evangeliums durch den Geistlichen hilft. Er fürchtet den bösen Wind (Ehecatl), einen boshaften Elementargeist, der in den Wassern haust. Wenn nämlich ein Indianer irgend einen Schmerz plötzlich bekommt, einen Rheumatismus, Kolik oder dergleichen, so hat es der Ehecatl gethan: er sinnt nun nach, wo er zuletzt über ein Wasser geschritten ist, denn dort hat sich der Gnom festgesetzt. An dieses Wasser wird vor Tag ein neuer Wasserkrug gebracht, frisches Maisbrod in einem neuen Tuche, eine Schale mit Maisbrei und eine mit Chocolade. Der Name des Kranken wird dreimal in den leeren Krug gerufen, die Mündung nach dem Wasser gekehrt, was den Ehecatl bewegt zu kommen und das Geschenk in Empfang zu nehmen. Wohl aus demselben Grunde achtet der Indianer auf die Kinder, wenn sie über eine Brücke gehen, und fällt eins hin, so peitscht er die Stelle, damit der Schatten nicht liegen bleibe und von den Wassergeistern geholt werde. Es ist überhaupt höchst merkwürdig, wie der Glaube an die Wassernixen dem der germanischen Völker und der griechischen Mythe so nahe kommt. In der Tiefe der Flüsse, wo sie am ruhigsten fließen und mit hohem Baumwuchs überschattet sind, wohnt die Atlantschana, eine kleine liebliche Gestalt, welche in der Dämmerung, in einer bunten Schale auf dem Wasser schwimmend, zauberhaft singt, und alle welche, von

dem Gesang angezogen, sich dem Flusse nähern, in die Tiefe zieht. In den Quellen der Gewässer wohnt der Vater der Flüsse, der Nachts an dem Ufer wandelt und seine Heerde, die Fische, hütet. So auch richten die Indianer Bitten an die Wassermutter, wenn die Regenzeit zu lange ausbleibt, damit sie Regenwolken sende, und hängen auf den Spitzen der Berge Votivgeschenke auf. Selbst an die Quellen werden in einigen Gegenden an bestimmten Tagen Opfer von allerlei Eßwaaren gebracht und den Nixen an's Ufer gestellt, damit sie nie die Fülle des Wassers den Anwohnern entziehen mögen.

Man kann nur schwer diese Reste des Glaubens der Vorzeit erfahren, denn sie treiben ihr Wesen für sich, und verbergen es sorgfältig vor allen, die nicht ihres Stammes sind. An einer andern Stelle, bei der Schilderung indianischer Feste, werde ich noch manche verwandte Beobachtungen mittheilen, und kehre jetzt zu der Hütte zurück, in welcher längst das frugale Mahl fertig ist.

Ein frischgeschnittenes Pisangblatt diente als Tischtuch, auf zwei Tellern waren die schwarzen Bohnen angerichtet und oben drauf ein gebackenes Ei; in dem Molcachete (ich schreibe wie es gesprochen wird), einer irdenen Reibschale, stand Tschilmole, oder Brühe von spanischem Pfeffer, und ein Berg von Maiskuchen war in einer Schikale (Schüssel aus Kalabasso) aufgetischt. Wer bei den Indianern speisen will, verlangt nicht Löffel, Messer und Gabel, diesen Luxus kennt man nicht, sondern nimmt in jede Hand ein Stückchen Maisbrod, das dünn ist wie Pfannenkuchen, warm, trocken, ohne Salz und Schmalz, schaufelt mit dem der rechten Hand und hilft mit dem der linken nach. Bei einiger Uebung geht das vortrefflich, ohne sich die Finger zu beschmutzen leert man den Teller, und ißt bei jedem Bissen den Löffel mit. Die Mestizen leben der Mehrzahl nach ebenso, nur haben sie mehr Manier und sprechen besser spanisch. Sie werden stets beim Hinstellen der ersten Schüssel sagen: gelobt und gebenedeit sei das heiligste Sacrament, worauf man antwortet: in Ewigkeit. Erst hierauf wünscht der Wirth, daß es

gut bekomme, und wenn er mitißt, wird er stets erst mit dem ersten Stückchen Tortilla, das er abreißt, ein Kreuz über seinen Teller machen. Das gehört zum guten Ton, und unterscheidet den Christen von dem Hund, wie er zu sagen pflegt. Ad vocem Hund: die dürren Köter, welche bei unserer Ankunft so unsanft zur Ruhe verwiesen worden waren, standen mit eingezogenen Schwänzen im Halbkreise um uns, und begleiteten mit den Augen jeden Bissen von dem Teller nach dem Munde, erhielten aber bisweilen auch einen Brocken, den sie kunstgerecht aufschnappten. Das führte jedoch zu unserm Verdruß noch einige schwarzgelockte Schweine herbei, welche gar nicht übel Lust zu haben schienen, einen Sturm auf unsere Vorräthe zu wagen, und würden es auch vielleicht ausgeführt haben, wenn nicht die Adamiten, die sich jetzt nicht mehr im Paradiesesgewande, sondern mit einiger Umhüllung präsentirten — bei einem war sie etwas kürzer als nöthig — die lästigen Gäste mit Stangen und Stecken verjagt hätten. Die letzte Tortilla, die wir aufnahmen, diente als Serviette und flog dann den Hunden zur Beute dahin, die im Wettlauf darnach in bittern Hader geriethen und die Zopilotes (Geyer) aufscheuchten, die als letzte Exspectanten bescheiden im Hintergrunde geharrt hatten.

Die Indianerin, welche uns die warmen Tortillas gebracht hatte, die junge, meine ich, die ganz gut aussah, war so ernst wie eine Niobe, sicher aus Blödigkeit, und weil sie nicht mit uns sprechen konnte; deßhalb, als sie die Teller holte, bat ich sie in ihrer Sprache um Wasser: „Netschmakes tepizatl“. „Kema Tatzin“ (ja, Väterchen), antwortete sie, und lächelte so schalkhaft, als sie das Wasser darreichte, als wollte sie sagen: nun, da bin ich, frage nur und ich antworte gerne. Aber davor wollte ich mich wohl hüten, so weit waren meine Sprachstudien nicht gediehen, und ich wich dem Compromiß aus, indem ich den Wirth nach der Zeche fragte.

Rechnen geht den Indianern nicht leicht ab, und ich finde das sehr natürlich, weil sie ein anderes Zahlensystem haben als wir. Während unsere Zählweise nach den zehn Fingern gebildet

wurde, hat der Azteke sie einhändig nach Fünfen construirt. Er zählt also:

1 2 3 4 5
se, ome, yei, naui, makuilli,
6 7 8 9 10
tschikuase, tschikome, tschikuyei, tschikunaui, matlactli,
11 12 13
matlactlionse, matlactliomome, matlactliomyei,
14 15
matlactlionnaui, kaschtulli
16 17 18 19
kaschtullionse, kaschtulliomome, kaschtulliomyei, kaschtullionnaui,
20
sempoalli,

sempoallionse, sempoallinome und so weiter bis zu neun und zwanzig, und bildet dann dreißig: sempoallionimatlactli oder zwanzig und zehn. Nun zählt man fort bis zwanzig und neunzehn und nennt vierzig: ompoalli oder zweimal zwanzig. Die Zwanziger bilden nun die großen Gruppen, sechzig ist dreimal zwanzig, yeipoalli, hundert fünfmal zwanzig, macuipoalli, zweihundert gleich zehnmal zwanzig, matlacpoalli. Man sieht also, wie sich die Grundzahlen von ein bis vier in jeder Reihe wiederholen und für den Abschluß der Fünfe viermal ein eigenes Wort gebildet ist.

Zwanzig ist dem Indianer eine unbegreifliche Menge, es ist tausend für ihn, was schon manche Zusammensetzungen beweisen, z. B. Sempoaschutschil: eine sehr gefüllte Todtenblume, Sempoaltepatl: ein Gebirge mit vielen Gipfeln. Soll nun der Indianer etwas im Kopfe rechnen, so thut er es gewiß nach seiner Zählweise, und kann das Resultat nicht schnell im Decimalsystem übersehen, zumal wenn es über zwanzig geht. Er weiß, daß er sich oft zu seinem Nachtheil täuscht, und gebraucht deßhalb bei seinen arithmetischen Exercitien mechanische Hülfsmittel, z. B. Maiskörner oder Bohnen. Auf diese Weise wurde

nun die Rechnung abgeschlossen; sie betrug 12 Viertel, also 3 Reales, und wir schieden als gute Freunde.

In dem Obenstehenden habe ich manche Andeutungen über das häusliche Leben der Indianer gegeben, und füge ergänzend einzelne Züge bei. Es gibt sehr wohlhabende Leute unter diesem Volke, aber ihre Lebensweise ändern sie darum doch nicht. Man sieht es an der größeren Wohnung, die mit Matten tapezirt ist, an dem Hausaltar, der mehr Heiligenbilder, auch einige Thonleuchter hat, an einer Menge bunter Teller, Töpfe und lackirter Calabassen, welche auf einem Gestell von Stangen aufgestellt sind, daß hier ein Reicher wohnt. Diese haben immer ihre Küche in einem besondern Hause, und da schläft auch die ganze Familie auf einer einfachen Matte auf dem Boden, ohne Kopfkissen, etwa ein Stück leichten Holzes ausgenommen, ohne Pfühl oder Bettuch. Alle legen sich mit den Füßen gegen das Feuer in der kühlern Jahreszeit, in der warmen schlafen alle vor den Häusern.

Die Nahrung der Indianer besteht, wie ich schon erwähnte, zumeist aus Vegetabilien; Mais, in verschiedener Bereitung, Bohnen, Kürbissen, verschiedenen Wurzelgewächsen und Gemüsen, die sie sich in den Feldern suchen, z. B. Portulak, Phytolaca, Cactus, Palmenkohl u. s. w. Die Früchte lieben sie sehr und pflanzen sie fleißig an. Bei ihren Mahlzeiten fehlen selten Früchte, die sie roh essen. Die Familie verzehrt ihre Mahlzeit gemeinschaftlich; die Weiber sitzen mit unterschlagenen Beinen, die Männer hocken auf den Fersen und werden zuerst bedient. Wasser, auf den Hochebenen Pulqué ist ihr gewöhnliches Getränke nach dem Essen, wie während desselben. Sie brauen aber auch mancherlei gegohrene Getränke, welche sie trinken, wenn sie von der Arbeit kommen. In den Küstengegenden ist es der Palmwein, oder Tuba, und Tepatsche oder Castile, bereitet aus dem rohen Saft des Zuckerrohrs mit Ananas oder Bananen, und durch die Wurzel einer Mimose etwas bitter gemacht; auf dem Hochlande, außer dem Pulqué, der Colonche, oder gegohrene Saft der Tuna (Frucht einer Cactusart), Chicha,

Sentetschó und Chilote, welche letztere aus Mais und Gerste gebraut werden, also eine Art indianisches Bier. Alle diese Getränke sind alkoholreich und berauschen. An Festtagen sammeln sich die Männer um einen Topf ihres Gebräues, und jubeln bis tief in die Nacht. Dieses ist ihre größte Lust, denn sie spielen nicht wie die Creolen und Mestizen, sondern lieben die Geselligkeit, und auch die Weiber nehmen Theil und verstehen der im Kreise wandernden Schale zuzusprechen. Sind sie einmal erhitzt, so endet die Soirée in der Regel mit einer totalen Niederlage.

Die Kinder bleiben in der väterlichen Gewalt, so lange sie keine eigene Familie gründen, sind gehorsam und geben ihren Verdienst den Eltern. Sobald sich der Sohn verheirathet, bezieht er ein eigenes Haus, und der Vater hat nicht mehr für ihn zu sorgen. Im Ganzen scheint mir die Anhänglichkeit der Kinder an die Eltern nicht sehr stark zu sein; mehr die Gewohnheit als ein inniges Gefühl hält sie zusammen, was zum großen Theil dem Stumpfsinn, der aus jedem Mangel an Bildung hervorgeht, beizumessen ist.

Die intellectuelle Ausbildung des Indianers steht auf der niedrigsten Stufe, und was zu ihrer Verbesserung geschehen ist, verdient kaum den Namen. Es ist durch die Gesetzgebung angeordnet, daß jedes indianische Dorf eine oder einige Elementarschulen habe; da aber die Gemeinde den oder die Lehrer anzustellen hat, so sucht sie die billigsten, und gewöhnlich sind es Leute, die nicht orthographisch schreiben können. Ihre ganze Thätigkeit beschränkt sich darauf, etwas lesen oder buchstabiren zu lehren, und den Katechismus durch tägliches Vorsagen allmählig den harten Köpfen einzubläuen. Nebenbei ist dieser Schullehrer gewöhnlich der Gemeindeschreiber, ja der Einzige, der im Dorf schreiben kann, wodurch die Zahl der Unterrichtsstunden noch sehr vermindert wird. Diese Mißstände können natürlich nicht gehoben werden, so lange nicht die Regierung dafür sorgt, daß tüchtige Lehrer gebildet werden. Gerade aus der Klasse der Indianer wäre erst eine große Anzahl von

Elementarlehrern zu erziehen, welche fähig wären in ihren Sprachen Unterricht zu ertheilen und die spanische Sprache regelrecht zu lehren. Die Regierung des Staates von Veracruz ordnete eine solche Schule an, in welche jedes indianische Dorf eine Anzahl Zöglinge liefern sollte; aber dieses Project scheiterte an dem Geldpunkt, indem die Dörfer erklärten, daß sie den Beitrag von 50 Pesos (Dollar) monatlich nicht aufbringen könnten. Die Indolenz der Indianer ist in diesem Punkt so stark wie möglich, und die Geistlichkeit, welche sich um das Schulwesen nicht zu kümmern hat, unterstützt sie häufig noch, weil es ihrem Interesse mehr entspricht, die Unwissenheit zu erhalten, um ihr Regiment nicht geschmälert zu sehen.

Der Mehrzahl nach sind die Indianer Ackerbauer und Gärtner, welche ihr Gewerbe noch gerade so betreiben wie ihre Vorfahren vor 300 Jahren, nur daß sie auf den Hochebenen vielfach den Pflug anwenden. Im Gebirge und den Küstengegenden machen sie ihre kleinen Anpflanzungen ohne Pflug; sie hauen Wald oder Buschwerk nieder, brennen es ab, wenn es getrocknet ist, und pflanzen dann den Mais in kleine Löcher, die sie mit einem spitzen Pfahle stechen, ohne daß der Boden gelockert wird. Mit der Hacke werden im Laufe des Sommers zwei Bearbeitungen gegeben. An den Rändern des Feldes pflanzt der Indianer Bohnen, Kürbisse, spanischen Pfeffer und Paradiesäpfel. Sobald die Maiskolben halbreif sind, wird schon davon gezehrt; gebraten und gekocht sind sie die Lieblingsspeise des Indianers, und kleine Kuchen, die daraus bereitet werden, Elotlaschcal, sind ihnen ein Confect. Die Ernte im December und Januar ist ein Fest, an dem Alt und Jung Theil nimmt, und ist der Vorrath glücklich im Hause, so wird einige Wochen dem dolce far niente hingegeben, bis wieder die Vorbereitung zur kommenden Saat ihre Thätigkeit in Anspruch nimmt.

Nicht alle indianische Dörfer haben großen Grundbesitz, weil die Eroberer nach dem Rechte der Sieger die Ländereien unter sich vertheilten, und die alten Besitzer als Leibeigene die Felder bebauen mußten, wobei ihnen nur so viel Land gelassen

wurde, als gerade für Erwerbung ihres Unterhalts nöthig war. In der Nähe der Hauptstadt und auf den angränzenden Ebenen war dieses vorzugsweise der Fall, und nur die Stämme, welche den Spaniern als Bundesgenossen bei Unterjochung ihrer Brüder geholfen hatten, blieben im ruhigen Besitze. Dasselbe war der Fall mit den Bewohnern ferner Gebirge und ungesunder Küstenstriche, weil sich die Sieger scheuten, sich vereinzelt unter den Besiegten anzusiedeln. Der Mißbrauch der Gewalt über die Leibeigenen rief im Laufe der Zeiten verschiedene Verfügungen der spanischen Könige zu Gunsten der Indianer hervor, sie durften nicht mehr als Leibeigene behandelt werden, und ein Gesetz gebot, daß jedem Dorfe ein freies Eigenthum gegeben würde, welches von der Kirche 600 varas oder 1800 Fuß nach allen vier Winden betragen sollte, also ein Quadrat von 3600 Fuß Grundlinie. Dieses Eigenthum haben alle Dörfer, welche früher ihres Gebietes beraubt wurden, und da dieses gewöhnlich nicht für ihren Landbau hinreicht, so bearbeiten sie pachtweise kleinere Stücke der angränzenden Güter, welche sie gegen einen sehr mäßigen Zins erhalten. Viele Indianer der Hochebenen ziehen es vor, als Taglöhner auf den großen Gütern zu arbeiten; denn sie erhalten da eine Wohnung, ein bestimmtes Maß Mais, je nach der Zahl ihrer Familienglieder und einen Taglohn in baarem Gelde für jedes arbeitende Individuum ihrer Familie. Da sie außerdem den Vortheil genießen, weder für Gemeindekosten noch Unterhalt der Kirche beitragen zu müssen, so sollte ihre Lage bequemer sein, als die der Dorfbewohner. Das ist aber im Allgemeinen nicht der Fall. Denn gerade die Indianer, welche die Quadrillas (Taglöhner) der Haciendas bilden, gehören zu dem armseligsten Theile der indianischen Bevölkerung, welche nie zu einer Selbständigkeit gelangen werden. Sie sind thatsächlich eine Art glebae adscripti, nicht weil sie müssen, sondern weil sie wollen. Nur sehr wenige von ihnen führen einen geordneten Haushalt, nur das Allernothwendigste schaffen sie sich an, und was sie an baarem Geld habhaft werden können, wird vertrunken. Kommt nun irgend eine besondere

Ausgabe vor, eine Kindtaufe, Hochzeit oder Beerdigung, oder macht Krankheit den Verdienst unmöglich, so muß der Herr Vorschuß leisten auf Rechnung des Taglohns. Veranlassung fehlt nie zum Schuldenmachen, denn diese Menschen sind nicht fähig, so viel zu sparen, um sich das ärmlichste Kleidungsstück anzuschaffen; der Herr muß es ihnen auf Borg geben und den Betrag wöchentlich vom Lohn abziehen. Auf diese Weise arbeitet sich jeder Taglöhner in Schulden; die Jungen, sobald sie arbeiten können, müssen schon an der Schuld abverdienen helfen, welche zum Theil für sie contrahirt wurde, und der Sohn muß für den Vater einstehen, wenn er sterben sollte oder arbeitsunfähig würde. Man glaube ja nicht, daß dieses ein Vortheil für die Gutsbesitzer sei; es ist im Gegentheil eine große Last, und fortwährend mit Verlust verbunden. Bei dem Mangel an Händen ist man gezwungen, auf diese Weise fortzuarbeiten, es steht ein bedeutendes Kapital in den Büchern, das keine Zinsen trägt, und man kann unnütze Leute nicht wegschicken ohne ihre Schuld mitzuverlieren. Den Leuten steht's frei, hinzugehen, wohin sie wollen, sobald sie ihre Schuld bezahlen. In manchen Gegenden wird jährlich einmal, auf Ostern, ein Hauptrechnungsabschluß gemacht, in andern Orten viertel- oder halbjährlich. Es steht dann den Arbeitern frei, nach andern Gütern zu gehen, wenn deren Eigenthümer für die Schuld haften. Gewöhnlich ist dieses Umziehen gegenseitig, und es findet ein Tausch der Arbeiter statt, so daß ihre Conto's übertragen und die Differenzen herausgezahlt werden.

Einige Schriftsteller, welche dieses Verhältniß nicht genau kennen, nicht selbst mit dieser Klasse von Menschen in Berührung gekommen sind, haben die Behauptung aufgestellt, die unglückliche Nation der Indianer werde factisch in Sklaverei erhalten, man suche das Gesetz, welches die Sklaverei verbiete, zu umgehen, man mißhandle die Indianer ꝛc. Das ist aber falsch, die Dienstbarkeit ist freiwillig und Folge eines Vertrages, einer übernommenen Verpflichtung. Am häufigsten findet sich dieses Verhältniß auf den Hochebenen, wo es auch hin und wieder

vorkommen mag, daß die Arbeitsaufseher die lässigen mit Strenge antreiben; aber nirgends ist es ein Verhältniß der Hörigkeit, wie z. B. in den holländischen Colonien in Bezug auf die Budak, oder wegen Schulden Verpfändete; nur die arbeitenden Männer haben die Verpflichtung zu zahlen, oder zu arbeiten, die Weiber dagegen sind nie gebunden, wenn sie nicht ausdrücklich für ihre Männer gutgesagt haben.

In andern Gegenden arbeiten die Indianer als Taglöhner, aber sie wohnen nicht auf den Gütern, sondern in ihren Dörfern. So ist es z. B. im Staate von Veracruz ganz gewöhnlich, daß man sich eine Zahl Taglöhner von dem Alcalden eines indianischen Dorfes senden läßt. Diese erhalten auch Vorschuß, aber das ganze Dorf haftet dafür, und die Behörden senden so lange Arbeiter, bis die Schuld getilgt ist.

Einige Zweige des Ackerbaues werden von den Indianern beinahe ausschließlich getrieben, und nur ihre Geduld und Ausdauer, sowie ihre traditionelle Vorliebe erhält diese für größere Pflanzer nicht ausführbaren Geschäfte. Hieher gehört der Vanillebau und die Cochenillezucht, wovon in einem andern Kapitel ausführlicher gesprochen werden soll. Manche Nahrungspflanzen baut nur der Indianer an und genießt sie, welche der Creole vielleicht kaum dem Namen nach kennt. Hieher gehört arum esculentum, ein Chenopodium, die Tigerblume (indianisch Ozeloschutschil, ferraria pavonia), deren Knollen geröstet den Kastanien sehr ähnlich sind, eine Oxalisart, einige Zwiebel- und Laucharten und viele andere. Dem Geschichtsforscher ist die Kenntniß dieser Pflanzen von Wichtigkeit, sie können ihm einen Fingerzeig geben über die Wanderungen der Stämme und den Zug der Kultur überhaupt.

Die Indianer betreiben nur wenige Gewerbe neben ihrem Landbau; aber sie zeigen Anlage und Geschmack für Künste und Handwerke. Ich erwähne hier die schönen Arbeiten in Wachs, Nachbildungen von Früchten, Figuren aus dem Volksleben, kirchlichen Zierden u. dergl. Ferner ihren Sinn für Decorationen, die Ausschmückung der Altäre, Triumphbögen vor den

Kirchen, der Häuser bei Hochzeiten ꝛc. Sie verfertigen überall im Land ordinäre Töpferwaaren ohne Glasur, so wie sie aus alter Zeit in den Gräbern gefunden werden, oft von eleganter Form; Leuchter und Spielwerk verzieren sie mit grotesken Thiergestalten, und ahmen selbst täuschend alte Götzenbilder nach, die sie, wie die Römer ihre neugebackenen Alterthümer, britischen Sammlern gegen gutes Geld überlassen. Die Indianer flechten Matten und Körbchen von Palmblättern, bereiten die Agavefaser und drehen Bindfaden und Stricke daraus, lackiren Trinkschaalen aus den Früchten des Topfbaumes, schnitzen allerlei Gefäße und Hausrath aus weichem Holz und fertigen Guitarren und Violinen aus Tannenholz, die zwar häßlich aber sehr billig sind, und einen guten Ton und richtige Eintheilung haben.

An den Flüssen sind sie die Fischer und Fährleute, in der Nähe der Städte liefern sie Brennholz und Kohlen an die Städter; früh mit dem Erwachen des Tages und noch spät nach Sonnenuntergang hört man in den Straßen Mexico's ein melancholisches langgezogenes „Onsiór“ rufen, und sieht den Köhler, einen hohen Kohlensack auf dem Rücken, dahintraben, der mit seinem Unkenruf: carbon señor (Kohlen, mein Herr!) sagen will. Wer in der Hauptstadt den Kanal von Santa Anita (las vigas) nicht gesehen hat, kennt das Treiben der Indianer nicht. Unzählige Fahrzeuge kommen daher gerudert, theils flache Boote, theils kleine Canoas, in welchem nur e i n e Person Raum hat. Mit Behendigkeit rudern die kleinen Indianerinnen mit dem doppelschaufeligen Ruder; ihr Boot ist gefüllt mit Gemüsen, rings mit Blumen verziert, als ob es ein Brautschiff wäre, und das junge Volk scherzt und singt, während der alte Froschfänger mit seiner Beute, ernst wie ein Pavian und so häßlich wie dieser, vorüberfährt. Alles eilt und treibt nach dem Markte: ganze Ladungen wilder Enten und Strandläufer kommen von den Seen; Hühner, Eier, Früchte u. s. w. aus den Dörfern, um das tägliche Bedürfniß der großen Stadt zu befriedigen. Dahinaus liegen die Gemüsefelder der Indianer

und jene Chinampas, die man die schwimmenden Gärten nannte. Es ist Sumpfland, welchem man das Gartenland abgewinnt, eine Rasendecke, unter welcher das Wasser steht. Man wirft Reisig auf einen Streifen Landes, gräbt auf beiden Seiten tiefe Gräben und überdeckt die Reiser mit der Erde. So oft sich die Gräben verschlämmen, wird stets wieder die Erde auf das Beet aufgeschaufelt; ist das Erdreich einen Schuh über dem Wasser erhoben, so wird es bepflanzt, und die Gewächse gedeihen gut, weil sie nie an Feuchtigkeit Mangel haben. Diese Gärtchen ruhen auf unsicherem Grunde, sie schwanken unter dem Tritte, und wohl mag es sein, daß sich in früherer Zeit, als das Thal, vor der künstlichen Entwässerung, öfter überschwemmt wurde, solche Inselchen in einem Sturme losrissen und dahinschwammen. Jetzt aber liegen sie alle vor Anker, und kein Wind bläst sie mehr weg; sie sehen recht freundlich aus: mit Balsaminen, Nelken und Ringelblumen eingefaßt und mit fettem Kohl, Lattich oder Möhren bepflanzt.

Der breite Weg an dem Kanal ist, wie die Wasserstraße, mit Marktleuten bedeckt — alles Indianer, Männer, Frauen und Kinder, einige beladene Esel vor sich hertreibend, andere mit großen Bürden bepackt, aber alle in kurzem Trabe. Dieser Hundstrab gehört zu den Eigenthümlichkeiten der mexicanischen Aboriginer, leer und beladen halten sie ihn ein, und verlieren nie den Athem, selbst im steilsten Gebirge. Es gibt keine besseren Boten als diese Indianer, mit einem Tompiate, mit Totopo oder geröstetem Maisbrod gehen sie auf eine lange Reise, machen täglich fünfzehn bis zwanzig Stunden Weges und verzehren nichts als diesen armseligen Mundvorrath. In den steilen Gebirgen und durch die Schluchten tragen sie Lasten von 75 bis 100 Pfund, oft viele Tagereisen weit; sie übernehmen den Transport von Waaren auf bedeutende Entfernungen, wie z. B. von Tabasco nach Chiapas, auf Wegen, die für Saumthiere nicht gangbar sind; ja selbst die Reisenden tragen sie auf dem Rücken an diesen fast senkrechten Felswänden hinauf. Sie sind so gewohnt, etwas auf dem Rücken zu tragen,

daß, wenn man z. B. in Oajaca einen indianischen Boten mit einem Brief wegsendet, dieser ein Paket von zehn bis zwölf Pfund Steinen macht und demselben den Brief beifügt, damit der Träger wisse, daß er einen Auftrag habe.

Der Indianer trägt seine Lasten auf dem Rücken mittelst eines Seiles und breiten Tragriemens, welchen er über die Stirn legt. Der starke Nacken und die kräftigen Schenkel eignen sich ganz für diese Art von Fuhrwerk. In den Bergwerken arbeiten viele Indianer als Schlepper, und da sie im Accord bezahlt werden, nach dem Gewicht der Erze, welche sie aus der Grube bringen, so erlangen sie eine große Virtuosität in diesem Geschäft. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Mann fünf Centner Erz aus einer Tiefe von mehr als 100 Lachtern schleppe auf Fahrtern (Leitern), die aus runden Baumstämmen bestehen, in welche Tritte mit der Axt eingehauen sind, und doch habe ich solche gesehen, welche Tag für Tag solche enorme Lasten zu Tag fördern. Auf dem Hüttenwerk Arcos, lebte ein Indianer (oder lebt wahrscheinlich noch) welcher Sandsteine von sechs Centnern Gewicht aus dem Steinbruch nach der Hütte trug — eine Entfernung von etwa einer Viertelstunde.

Bei einer solchen ausgeprägten Anlage zum Lastthier darf es uns nicht wundern, daß der Indianer den Ertrag seines Gartens oder Feldes oft einige Meilen weit zu Markt schleppt, um am Ende einige Groschen dafür zu erlösen. Unzähligemal sah ich die Indianer des Gebirges auf Pfaden, deren Schwierigkeit man sich kaum vorstellen kann, zehn, zwölf Stunden Weges nach einem Markt ziehen, einen schweren Korb Aepfel oder Kartoffel auf dem Rücken, ihre Weiber und Kinder ebenfalls bepackt zur Seite. Ermüdet, oft von Regengüssen durchnäßt, langen sie an, bringen die Nacht in einer der offenen Vorhallen eines Hauses zu, um in der Frühe ihre Waare zum Verkauf zu bringen und ihre ganze Einnahme ist in der Regel nicht so groß, als ihnen die Hälfte der verwendeten Zeit, im Taglohn beschäftigt, ertragen haben würde. Dennoch sind sie

nicht von ihrer gewohnten Weise abzubringen, weil sie sich ihre kleinen Bedürfnisse im Tausch verschaffen, und nicht so weit denken, daß dieses auf eine vortheilhaftere Weise zu erlangen ist. Seife, Zucker, Branntwein und Salz*) sind in der Regel die Gegenstände, welche im Austausch vom Markt heim genommen werden, und ein tüchtiger Rausch als Zugabe.

Wer am Nachmittag an einem der Thore Mexico's geht, sei es Belen oder San Antonio, oder San Cosme, der kann die Züge der Indianer beobachten, welche nach ihren Dörfern zurückkehren. Welch ein Contrast mit den Umgebungen! Prächtige Häuser, elegante Wagen, geputzte Damen und zierliche Stutzer und daneben diese armen, halbnackten Indianer, die Männer voraus, die Weiber hinterdrein, ihre Kinder auf dem Rücken; sie sprechen eine andere Sprache, sie haben eine andere Kleidung, eine andere Farbe als die übrigen Menschen, die auf der Straße wandern, und sie traben dahin, ohne sich um das zu kümmern, was um sie ist, schäkern und lachen — ein gesondertes Volk im Volke. Dort unter den hohen Pappeln steht eine Pulqueria, eine Halle, worin ihr Lieblingsgetränk, der Pulque, verkauft wird, dort muß noch ein Trunk genommen werden. Dichte Gruppen stehen umher, Gevatterleute begrüßen sich, den Hut in der Hand, tiefe Reverenzen machend; die gefüllte Schale geht von Mund zu Mund, und die Rede fließt den köstlichen Nektar zu preisen; die Weiber setzen sich auf den Boden, nehmen die Kinder vom Rücken, legen das kleine an die Brust und stopfen dem größern den Mund mit einem Cocole (kleines süßes Schwarzbrod), aber thun mitunter auch einen

*) Die Salzbereitung wird im Innern des Landes meist von Indianern betrieben. Es gibt viele und reiche Salzquellen, z. B. Istatlala, Istapa, Chautla ꝛc. Man leitet die Soole in flache steinerne Becken, und läßt die Sonne das Wasser abdunsten, oder macht auf flachen Steinen einen Rand von Thon, gießt die Soole hinein und läßt die Sonne das übrige thun. An beiden Meeren thut man dasselbe mit Seewasser, nur in größerem Maßstab, vorzüglich an der Küste von Yucatan.

tiefen Blick in die Pulqueschale, wenn der Ehemann oder ein galanter Nachbar sie reicht. Noth und Arbeit und die Heimkehr wird vergessen, immer lauter werden die Freundschaftsversicherungen der Männer, immer öfter kommen sie zur Frau und verlangen eine Cuartilla (1/4 Real oder 1/32 Dollar), denn diese hat den Erlös vom Markt im Gürtel eingeknüpft, und bindet jedesmal mit einem traurigen Blick den kleinen Knoten auf. Das ist ein Lachen und Jauchzen; in einigen Gruppen thun es die Weiber den Männern gleich, hier wird getanzt und gejubelt nach dem Geklimper einer Jarana (kleines Saiteninstrument), dort ist bei größter Heiterkeit die Zärtlichkeit erwacht, ganze Trinkerkreise umarmen sich, verlieren das Gleichgewicht und fallen, zur höchsten Freude der andern. Die Bestialität segelt mit bestem Winde und merkt nicht, daß die Sonne schon untergegangen ist. Die Eifersucht bringt die Weiber aneinander, sie zausen sich an den Zöpfen, zerkratzen sich und beißen sich fest aneinander; auch Männer knuffen sich, die Lazzaroni hetzen, das Getümmel ist arg, bis eine Polizeiwache unter sie fährt, die Streitenden auf die Wache bringt und die andern zerstreut, welche nach manchem Fall in ihrem Dorf anlangen, fest entschlossen, bei dem nächsten Gang in die Stadt an einer andern Kneipe anzuhalten.

Das sind die Indianer, wie sie jetzt leben; ich werde öfter auf sie zurückkommen, bei Beschreibung der Kirchenfeste, Heirathsgebräuche, Begräbnisse und ähnlichen Gelegenheiten.

XIII. Die Mestizen.

In dem ersten Abschnitte über die Bevölkerung Mexico's habe ich die Klasse der Mestizen im Allgemeinen charakterisirt. Die farbige Bevölkerung vom dunkelsten Braun bis zu der Gränze des Weißen benennt man im Lande mit dem Gesammtausdruck Kasten (castas) und versteht selbst die Neger darunter, jedoch nicht die Indier. In amtlichen Mittheilungen, z. B. statistischen Tabellen, findet man deßhalb die Abtheilungen: Weiße, Indier und Kasten.

Ich habe oben angedeutet, daß die Zahl der Neger nur gering und fast ausschließlich in den Küstengebieten anzutreffen sei. Dort erhält sie sich, theils durch Ehen zwischen Negern reinen Stammes, theils durch Einwanderung freier Schwarzen aus Luisiana, Cuba und anderen westindischen Inseln. Da sie nichts volksthümliches haben, sondern sich im Allgemeinen den Mestizen in ihren Sitten anschließen, unterlasse ich, von ihnen besonders zu reden.

Die Mulatten, welche theils Abkömmlinge einer schwarzen Mutter und eines weißen Vaters sind, theils aus den verschiedenen Mischungen von Mulatten unter sich, Neger und Indier, Mestizen und Mulatten hervorgehen, sind so vielfach, daß die Benennungen, welche früher die Mischungsgrade bezeichneten, gar nicht mehr angewandt werden. Man nennt Mulatten diejenigen, bei welchen der afrikanische Typus noch sichtbar ist, das wollige krause Haar, die Stutznase, dicken Lippen, plumpen Hände und Füße u. s. w. Man nennt sie auch Chinos, Krausköpfe, und findet sie fast ausschließlich in den Küstengebieten.

Die eigentlichen Mestizen sind Abkömmlinge eines weißen Vaters und einer indischen Mutter. In einem Zeitraum von drei Jahrhunderten bildete sich eine starke Bevölkerung dieser Klasse, welche sich, da die Elemente bestehen, fortsetzt und durch Verbindungen der Mestizen unter sich und mit Weißen und Indiern vielfach kreuzt. Dieß ist die eigentliche Mestizenbevölkerung, von welcher wir hier zu reden haben.

Der Mestize hat eine ausgeprägte Originalität, er repräsentirt nationale Gewohnheiten, eine Volksthümlichkeit, welche in die Augen springt. Während der Creole seinen Stammvater, den Spanier, zum Muster nahm und diesen so viel wie möglich zu copiren suchte, der Indier seine Stammessitten in der Stille forterhielt, ohne dominirend auftreten zu können, war der Mestize Mexicaner und nur Mexicaner, und der Creole auf dem Lande nahm mehr s e i n e Eigenthümlichkeiten an, als daß das Umgekehrte stattgefunden hätte.

Der Mestize ist ein kecker Bursche, von schlankem, elastischem Wuchse; die Gesichtsfarbe ist nicht weiß, aber auch nicht kupferfarbig wie bei dem Indier, sondern hellbraun, so daß das Roth im Gesichte durchschimmert. Das Haar ist schwarz und dicht, aber weicher, die Stirne ist höher als bei dem Indier, die Augen sind lebhaft, bald schwarz, bald hellbraun. Die gebogene Nase ist ein Erbtheil vom Vater, sowie der dichte, schwarze Backenbart; dagegen hat er die weißen Zähne und den kleinen Fuß von der Mutter. Für einen Araber könnte man ihn halten, wenn er, die Lanze in der Hand, auf seinem leichten Rosse dahinjagt. Er ist ein vortrefflicher Reiter, kühn und beweglich, mäßig und ausdauernd, aber der Leichtsinn selbst; immer zu Spiel und Tanz gerüstet, unbekümmert um die Zukunft, wenn der Augenblick nur Genuß bietet.

Begleite mich, lieber Leser, in das stattliche Dorf, das aus dem dunkeln Grün von Obstbäumen hervorglänzt; es ist Sonntag, und das Volk sammelt sich dort zur Kirche wie zum Markte. Denn in Mexico ist noch der Zustand, wie er vor vielen hundert Jahren in unserm Vaterlande war. Die Kirche vereinigt die zerstreut wohnenden Siedler in dem Dorfe; sie bringen die Erzeugnisse ihrer Felder mit, verkaufen diese und kaufen sich ihren Bedarf für die Woche. Ist ja doch in Deutschland der Name Messe geblieben für gewisse Märkte, welche sich um eine Kirche gebildet hatten und wobei eine Messe gelesen wurde. So auch dort: bei der Kirche ist der Markt und während der Gottesdienst gehalten wird, ist das belebte Getümmel im besten Gange, nur wenn das Glöcklein die Wandelung verkündet, ist Alles still wie im Grabe, und bei dem dritten Schlage bekreuzet sich die Menge, um darauf im geschäftigen Getöse wieder fortzufahren. In manchen Dörfern, zumal in den Bergwerken, wird speciell für die Marktleute eine Messe gelesen (misa de plaza): ein tragbarer Altar wird dann in das Portal der Kirche gestellt, Handel und Wandel steht wie durch einen Zauberschlag stille, jeder Verkäufer kniet neben seine Waare, und das Gesicht nach Osten gewandt, empfängt er den Segen.

Gehen wir durch die breite, freundliche Straße des Dorfes, welche nach dem Markte führt; sie ist gepflastert und hat Fußwege von großen Steinplatten. Die Häuser sind alle einstöckig, theils mit flachem Dache, theils mit Ziegeln gedeckt; sie haben einen weißen Anstrich und große Fenster mit hölzernem Gitter, aber kein Glas. Alle Querstraßen schneiden sich rechtwinkelig und fast alle Eckhäuser sind Kaufläden, in welchen viele Menschen theils kaufen, theils trinken. Der Marktplatz bildet ein großes Viereck, dessen eine Seite die große steinerne Kirche, von einigen Reihen Cypressen- und Orangebäumen umgrünt, einnimmt; die andern drei Seiten bilden größere Häuser, zum Theil mehrstöckige, mit Arcaden nach dem Platze hin. Unter diesen ist das mit dem Flaggenstab auf dem Dache offenbar das Gemeindehaus; das daneben bewohnt wohl der Pfarrer, denn es steht ein geistlicher Herr in der Thür, und andere sind Kaufläden von Spaniern oder Creolen, welche überall in den Dörfern die Krämerei betreiben. Betrachten wir uns den Markt. In regelmäßigen Reihen sind die Gegenstände des Verkaufes geordnet. Gemüse und Früchte aller Art, Mais, Bohnen, Kaffee, brauner Zucker, frisches und getrocknetes Fleisch, Fische, Geflügel, Töpferwaaren, Matten, Körbe, Ellenwaaren aller Art, Eisenwerk, Spielsachen: das sind die Artikel, welche man an Sonntagen in jedem größeren Dorfe findet. An einem Ende werden auf Tischen Getränke feilgeboten, und daneben geschmortes Fleisch mit krebsrother Brühe von spanischem Pfeffer und frischen Tortillas (Maisbrod).

Auf den ersten Blick wird man unter den Verkäufern den Mestizen von dem Indier unterscheiden, an Farbe, Kleidung und Sprache: der Mestize kleidet sich verschieden von dem Creolen, der die europäischen Trachten nachahmt; aber seine Tracht sieht gut aus und ziert besonders den Reiter. In den wärmeren Theilen des Landes trägt der Mestize am Sonntag ein weißes, sorgfältig gefälteltes oder gesticktes Hemde, weite lange Beinkleider von Drill oder buntem Baumwollenzeug, um die Hüften von einem bunten seidnen Gürtel gehalten, Halbstiefel von braunem

Leder, einen breitrandigen Filzhut, und statt des Mantels die bunte Decke über die Schulter geworfen. Mit Halsbinden schnürt er sich den Hals nicht ein, gewöhnlich ist das Hemde offen, und man sieht auf der bloßen Brust einen kleinen Rosenkranz oder ein Scapulir. Die Bauern, welche in Gehöften wohnen, oder Rancheros (Ranscheros), unterscheiden sich gewöhnlich von den Dörflern durch die Calzoneras, ein Beinkleid, das vom halben Schenkel an abwärts offen ist an der äußeren Seite und durch diese Oeffnung die ganz weiten, feinen weißlinnenen Unterhosen sehen läßt. Außerdem gürten sie sich mit gradem Hirschfänger, der sie nie verläßt. Der Handwerker des Dorfes, der Krämer oder Besitzer von Saumthieren (Arriero) geht am Festtage in einer runden Jacke von Kattun oder Drill, am Werktage aber wie alle andern.

Der Mestize der Hochebenen trägt überall die Calzoneras von braunem Hirschleder oder Tuch, an den Seiten mit vielen Knöpfen besetzt. Um den Unterschenkel ist ein Stück gepreßten Leders gelegt und mit einem bunten Knieband festgebunden, eine Art Reiterstiefel zum Schutz gegen die Dornen. Das kältere Klima erfordert auch stärkere Bedeckung des Oberkörpers; deßhalb trägt man Tuchjacken, oder auch lederne Jacken, letztere gewöhnlich vorn zu, mit silbernen Knöpfen, Stickerei von buntem Leder und dergleichen, reichlich verziert. Ein buntes, seidenes Tuch, lose um den Hals geknüpft, und der wollene Mantel, d. h. der große Teppich, der wie ein Heroldsmantel vorn und hinten herabhängt, vollenden den Schutz gegen Kälte. Ein gesticktes Band von Perlen, Pelzwerk, Gold oder Silber darf nie um den Hut fehlen.

Eben ist der Gottesdienst beendigt, und die Menge strömt aus den geöffneten Flügelthüren der Kirche. Die Männer lieben es in Europa, die bunte Schaar der Kirchengänger zu mustern, und die Mexicaner verstehen es ebensogut; wir verstoßen deßhalb nicht gegen die Landessitte, wenn wir uns dem Observationscorps anschließen. Den Vortrab des Zuges bildet eine Schaar Proletarier, barfüßige Kerle, deren Toilette zeigt, daß sie noch

nicht lange nüchtern geworden sind. Sie kommen zuletzt in die Kirche, und gehen zuerst wieder heraus, deßhalb halten sie sich an der Thür; auch wählen sie diese Stelle, um während der Predigt die edle Zeit zu benutzen, wie sie sagen, nämlich in dem nächsten Schnapsladen, da ihnen ohnehin „das Zanken des Paters Schwindel verursacht“, zumal bei nüchternem Magen.

Zunächst folgen nun die Bauern, ihre Sarapes und Mangas (bunte oder einfarbige Decken) togaartig umgeschlagen, alle sehr rein gekleidet. Sobald sie aus der Kirche treten, wünschen sie ihren Nebenleuten einen guten Tag und bedecken sich dann; denn das ist so üblich im ganzen Lande, daß man sich nach der Messe begrüßt. Alle diese Leute sind Mestizen, kräftige, derbe Gesichter und gute Gestalten, die einen graden und hübschen Gang haben. Auch die wohlhabenden Indianer des Dorfes gehen schon ähnlich gekleidet (man findet dieses überall, wo die Bevölkerung gemischt ist), aber man unterscheidet sie leicht an der Farbe, Bartlosigkeit und schlechteren Haltung. Die Handwerker des Dorfes und andere Gewerbtreibende schließen sich an, viele Weiße sind darunter, gekleidet in Pantalon und Jacke, ohne Mantel; die Alten ernst und gemessen, die Jungen lebhaft und leicht dahinschreitend. Nun folgt die Schaar der Weiber: zuerst die unbeschuhten Indianerinnen in ihren gestickten Huipiles, viele mit Kindern an der Hand. Ihr Gang ist rasch und nicht graciös, die Füße einwärts gebogen; sie sehen sich nicht um und werden wenig beachtet, denn es kommen hinter ihnen die Frauen und Mädchen der Mestizen. Sie sind gut gewachsen, mit feiner Taille und kräftiger Hüfte, haben eine grade Haltung, einen leichten und zierlichen Gang. Die Farbe der Haut nähert sich schon der weißen, die Lippen sind frisch, die Wangen geröthet und die dunkeln Augen bewegen sich nichts weniger als phlegmatisch. Die Tracht ist dem Klima angemessen, leicht und einfach. Ein weißes feines Hemd mit kurzen Aermeln, die mit Spitzen besetzt sind, deckt den Oberkörper; es ist faltig und ziemlich weit ausgeschnitten, aber mit einer Garnitur oder einem gestickten Saum eingezogen, damit es

nicht abstehe. Ein seidenes Tuch ist um den Hals geknüpft. Faltige Röcke, unten mit Spitzen und Garnituren besetzt, reichen von der Hüfte zu den Füßen; ein Gürtel von Seidenkrepp, der drei bis viermal um die Taille reicht, hält sie fest; der Stoff ist für gewöhnlich Kattun, für den Sonntagsstaat nimmt man lieber weiße oder bunte Musseline, gestickten Moll und andere luftige Zeuge der Mode, mit dichten farbigen Unterkleidern. Strümpfe sieht man fast nie (wenn sie in den Städten der Hochebenen von Mestizen bei besondern Festen getragen werden, sind es seidene), aber der kleine Fuß ist beschuht mit Atlaß- oder Zeugschuhen. Ein Hauptstück der Kleidung ist das Umschlagtuch (paño de rebozo), ein Shawl, mehr lang als breit, ein eigenthümliches Gewebe von Baumwolle, meist dunkel gestreift. Dieses Tuch deckt den Kopf, so daß das Gesicht ganz frei bleibt; eines der langbefranzten Enden hängt über die Brust herab, während das andere über die entgegengesetzte Schulter geworfen wird. Auf diese Weise ist der ganze Oberkörper bedeckt, das Gesicht von dunkelm Grund eingerahmt, und die Hände haben stets etwas zu thun. Bald auf die eine, bald auf die andere Seite wird der Faltenwurf verändert, die hübsche Gestalt gezeigt und wieder verhüllt, Blicke gesandt und Blicke empfangen, und da bei dem Umschlagen der Kopf nach Belieben gedreht werden kann, läßt sich so schön cokettiren, und die Dirnen verstehen es so gut. Auch die älteren Frauen tragen sich auf die angegebene Weise, und lassen, wie die Mädchen, die langen Haarflechten über den Rücken hängen. Hauben trägt man nirgends im Lande, nur zu Pferd schützt ein breitrandiger Hut, wie ihn die Männer haben, gegen die Sonne; das Tuch aber wird wie eine Schärpe umgeknüpft. In den größeren Dörfern steckt sich die Mestizenmatrone in ein Kleid mit Leib und Aermel, wenigstens für Ausgänge; sie behält aber ihr Rebozo bei. Das junge Blut dagegen, im Norden wie im Süden, will von dem Sack nichts wissen, der die Brust einschnürt und jede freie Bewegung hemmt, wie sie sagen.

Nun, da haben wir so viel nach den Mädchen geschaut,

daß wir fast den Nachtrab der Kirchengänger übersehen hätten, und gerade die bilden sich ein, daß sie die erste Rücksicht verdienen. Die vornehmen Leute kommen zuletzt (la gente decente), denn es gilt für Leute von Distinction und guter Erziehung für anständig, nicht gerade, wie der Pfarrer vom Altar tritt, fortzulaufen, sondern erst noch einige Paternoster zu beten. Aufgeschaut, jetzt kommt das schwere Geschütz, reines Vollblut, ächt castilischen Stammes! Wer sind denn diese? fragt einer neben uns. Welche Pracht! Wie dick ist die Dame! „Ha! Kennen Sie die nicht?" erwiedert der andere; „das ist Doña Pomposa, die Gemahlin des Richters, mit ihren beiden Töchtern; welch herrliche Wesen (que lindas criaturas)"! Im spanischen Paradeschritt kommt die Edle daher, in hellblauem Atlaßkleide, einen schwefelgelben Shawl über Kopf und Schulter drapirt, geschnürt, daß man Libanon und Antilibanon zu sehen glaubte, und dennoch drei Klafter im Umfang! Mit dem Blick des Sieges grüßte sie links und rechts, und ihre beiden Küchlein, schon ziemlich flügge, aber auch schwersten Kalibers, lächelten und ließen den Fächer spielen. Die Frau des Alcalden folgte, im schwarzen Seidenhabit, ihre Nichte zur Seite, lang, dürr, zimmetfarbig und offenbar in schlechtem Humor, weil das Prachtexemplar vor ihr mit so gutem Winde segelte. Der Hr. Alcalde und Richter gingen, der eine im Frack, der andere im Rock, hinterdrein, wie es schien, in Staatsgeschäften vertieft. Dann kamen noch einige ältere und jüngere Frauen und Männer in ganz und halb europäischer Tracht, und wie ich von meinem Nachbar erfuhr, war es die Familie des Amtsschreibers und Gemeindesecretärs, des Kaufmanns und des Zollbeamten — alles wahre Schönheiten, bewundert und angestaunt von den Zuschauern, zumal die fetten. Ganz zuletzt erschienen einige sehr verhüllte weibliche Wesen; kaum sah man die Spitze der Nase, und der Schritt war höchst gemessen. Und diese? fragte ich. „Sind Betschwestern" (beatas), sagte mein Nachbar, „Kirchenspinnen, Altarfresser; 's ist aber so schlimm nicht, sie haben ein weiches Herz, und wenn ihnen ein hübscher Bursche die

Hand drückt, so kratzen sie ihm gewiß nicht die Augen aus, trotzdem daß sie jede Woche beichten.« Ich danke Euch für die freundliche Auskunft! war meine Entgegnung. Hätt' ich mir doch nun und nimmer gedacht, daß die Civilisation schon so weit in diesen fernen Gegenden vorgeschritten wäre! Das ist gerade auch in Europa Mode.

An einem Sonntag Morgen nach der Kirche wird in einem Dorf am Fuß der Anden gar vieles gesagt und vieles gedacht, was mehr weltlich als geistlich ist, und so darf es uns nicht befremden, daß einer von den beiden braunen Burschen, welche vor uns hergehen, zum andern sagt: »Höre, Pepe, die Blonde hat mir ein Zeichen gegeben, es ist richtig!« Wo hast du sie denn gesehen? »In der Kirche; ich rechne auf dein Pferd.« Der Wind verwehte die Worte, und die Redenden verloren sich im Getümmel des Marktes.

Auf dem Land ist die Zahl der Mestizen ohne Frage größer, als die der weißen Creolen; die Classe der kleinen Gutsbesitzer und Pächter, die vielen zerstreut wohnenden Bauern und Hirten sind fast alle Mestizen. Gerade dieser Bauernstand ist der Kern der mexicanischen Nation: einfach, thätig, zuverlässig und muthig. Er hat so viel originelles in seiner ganzen Erscheinung, daß ich ihm ein eignes Capitel widmen muß.

Der Handwerkerstand in den Städten und Dörfern zählt zwar viele weiße Creolen, aber auch sehr viele Mestizen, welche seit der Befreiung von der spanischen Herrschaft sich augenscheinlich heben, und Ehrgeiz genug besitzen, den Weißen es gleich zu thun, oder sie zu überflügeln. Früher war der Handel nur in den Händen der Spanier und Creolen; jetzt beschäftigen sich viele Mestizen damit. Sie besorgen vorzugsweise den ambulirenden Handel auf den Märkten, den Verkehr mit Landesproducten und dergleichen.

Das große Heer der Maulthiertreiber oder Arrieros, welche beinahe den ganzen Waarentransport im Lande besorgen, besteht aus Mestizen. Ihnen übergibt der Kaufmann die werthvollsten Güter; sie verladen Silber- und Goldbarren, reiche Erze und

gemünztes Geld gegen die bloße Gewähr eines Frachtbriefes. Es ist ein mühevolles Leben, das dieser Arriero führt: das ganze Jahr hindurch zieht er mit seinen Thieren auf den Straßen, bald in den glühenden ungesunden Küstengegenden, bald auf rauhen Gebirgen. Er muß Morgens die schweren Bürden auf-, Abends abladen, lagert fast immer im Freien und bereitet sich im Bivouac selbst seine Mahlzeit. Auf sumpfigen Pfaden, wo ihm oft in der Regenzeit die Saumthiere stecken bleiben, muß er die Lasten auf's Trockene tragen, angeschwollene Wildbäche durchwaten, ganze Nächte hindurch seine Thiere bewachen, kurz, die schwersten Strapatzen ertragen, welche ein Mensch nur aushalten kann — und doch ist er fröhlich und guten Muthes in seinem mühevollen Berufe. Kaum hat er sein Lager aufgeschlagen, seine Frachtgüter bedeckt und seine Thiere gefüttert, so tanzt er am Feuer zum Klange der Jarana und singt muthwillige Lieder dazu. Wer nur einen Blick in das Land gethan hat, kennt diese stämmigen, rauhen Gesellen mit ihrem Schurz von grobem Wollenzeug, dem ledernen Küraß und dem Tapocho (tapojo), einem handbreiten Leder, um beim Aufladen den Maulthieren die Augen zu verdecken, woran zugleich eine dicke Peitsche ist. Ihr beständiger Umgang mit Eseln macht ihre Sitten nicht fein, ihre Sprache nicht zierlich; aber es ist ein kräftiger, brauchbarer Menschenschlag.

Alle männlichen und weiblichen Dienstboten in Städten und Dörfern sind beinahe nur Mestizen; sie sind anstellig und gelehrig und zeichnen sich durch Höflichkeit gegen ihre Herrschaft aus. Die Diener auf Reisen sind gewandt und brauchbar, viel mehr als die europäischen; und die Beispiele aufopfernder Treue in Vertheidigung ihrer Herrn sind sehr häufig.

In den Bergwerken sind es hauptsächlich Mestizen, welche als Häuer und Schlepper, in den Hütten als Schmelzer und ihre Gehülfen arbeiten, und daß sie sich in diesen Geschäften erfahren und ausdauernd erweisen, geht daraus hervor, daß deutsche Grubenarbeiter, wo sie neben ihnen verwendet wurden, nicht Gleiches leisteten. Auch beim Landbau im großen Maßstab,

auf den ausgedehnten Gütern, sind es wiederum Mestizen, welchen die Aufsicht wie die Ausführung der verschiedenen Zweige anvertraut ist. Sie besorgen das Pflügen und Säen beim Getreidebau, das Sieden und Klären auf der Zuckerpflanzung, das Geilzen und Blatten beim Tabaksbau — kurz, die Arbeiten des Landbaues, welche Intelligenz und Beurtheilung erfordern, besorgt der Mestize, der Indianer nur die mechanische Arbeit des Taglöhners. So ist es auch bei der Viehzucht; der Indianer hütet die Schafe und Ziegen, die Aufsicht führt der Mestize und überwacht die Kuhereien und die Gestüte.

Aber nicht allein in Privatverhältnissen ist der Mestize thätig, gar manche widmen sich den Studien und finden ihre Beschäftigung im Dienste des Staates und der Kirche. Sie haben Zutritt in die Deputirtenkammer, wie zu den Bänken des Gerichtshofs, erscheinen in der Mönchskutte, wie in der Officiersuniform.

In Mexico können wir nicht von dem Ständeunterschied sprechen, wie er sich in Deutschland findet, es würde unrichtig sein, die Classe der Mestizen den Mittelstand zu nennen. Denn auf der einen Seite läuft er ganz mit dem Creolen zusammen, auf der andern steht er den Indianern nahe, je nach der Nähe der Verwandtschaft mit einem oder dem andern Stamm. Der Creole möchte ihm die Ebenbürtigkeit streitig machen; der Indianer haßt ihn als den Bastard seiner Tochter, also zwei negative Pole, dem Scheine nach. Aber der positive liegt doch nach der Lichtseite hin, denn dahin wirkt die Anziehung, und je näher der Farbe nach der Mestize dem Creolen steht, desto leichter wird er in demselben aufgehen. Nach der einen Seite hin vermindert sich die Zahl, von der andern wird sie stets wieder ersetzt. Was sich einmal von dem Stamm der Indianer losgerissen hat, kehrt nicht leicht wieder zu demselben zurück. Der Indianer sucht seine ehelichen Verbindungen nur unter reinen Stammesgenossen, der Mestize setzt seinen Ehrgeiz darein, eine Frau zu bekommen, weißer, als er selbst ist.

Das eigentliche Proletariat findet sich unter den Mestizen, mit einigen Ueberläufern von den Weißen und Indianern; es ist kein unheilbares, wie in Europa, weil Arbeit leicht zu finden, Grundeigenthum leicht zu erwerben ist: eine gute Polizei könnte es in kurzer Zeit völlig ausrotten. Die großen Städte regeneriren dieses Unkraut aus den Auswürflingen der Gesellschaft, aus den verlornen Spielern, zerrütteten Trinkern und Faullenzern von Profession; in den Strafanstalten von Veracruz und Acapulco schafft das gelbe Fieber und der Typhus die gründlichste Heilung. Bis zum vorigen Jahre wurden die jungen Taugenichtse unter das Militär gesteckt, was ich in einem andern Capitel näher erwähnen werde.

Die Mestizenbevölkerung der ganzen Republik übersteigt zwei Millionen, beträgt also über ein Viertel der Gesammtzahl der Einwohner. Weiße und sonstige Farbige hinzugerechnet, muß man den Census auf drei und eine halbe Million annehmen, die indianische Bevölkerung auf vier und eine halbe Million. Aber die kleinere Hälfte hat über die größere das moralische Uebergewicht, sie hält zusammen durch Sprache und Sitte, sie dominirt durch höhere Intelligenz und Energie des Charakters.

Ich habe bereits erwähnt, daß sich der Mestize durch einen lebhaften Geist auszeichnet, und ich kann hinzufügen, er hat manches vor seinem Vater, dem weißen Creolen, voraus. Er ist entschiedener, elastischer, weniger weichlich. An Entbehrungen gewöhnt, in der Arbeit aufgezogen, findet er sich leicht in jede Lage, und überwindet Schwierigkeiten, vor welchen der Creole zurückbebt. In seiner Familie bewahrt er viele patriarchalische Tugenden, die Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern, die Achtung vor dem Alter, die gute Behandlung der Diener, die Gastfreundschaft. Er lernt gerne und leicht, ist nicht fanatisch, weiß nichts von mystischen Träumereien, und bewegt sich im Umgange gewandt und anständig. Aber es fehlt ihm Bildung, Unterricht, eine einfache, moralische und religiöse Unterweisung. Gerade dieser Mangel bringt so viele Anomalien in seinem Wesen hervor. Bei vieler Redlichkeit, Rechtlichkeit und gesundem Sinn

reißt ihn sein ungezügeltes Temperament zu tausend Thorheiten hin. Ehrgeiz, Spiel und Weiber sind die Elemente, welche ein vulcanisches Feuer in seiner Brust entzünden und alle Leidenschaften auflodern lassen. Gekränkter Ehrgeiz treibt ihn zu dem wildesten Zorn, und oft zum Verbrechen; doch schnell ist die Wuth verraucht, und dann trägt er nicht nach. Einst sagte mir ein Beleidigter: ich konnte nicht essen, nicht schlafen, ich mußte fort, um ihn zu suchen, ich warf mich auf ihn und schlug ihn so lange, bis mein Herz Ruhe hatte. Das bezeichnet den Seelenzustand, der jedoch auch oft zum Todtschlag führt.

Der Hang zum Hazardspiel ist ein väterliches Erbtheil, und schon aus Spanien nach Amerika gewandert. Pferderennen und Hahnengefecht, Wettlauf und Ballspiel dient zum Wagniß des Geldes, vor allem aber ist es das Kartenspiel (Monte), was zur verderblichen Leidenschaft wird. Ueberall, wo die Männer zusammenkommen, wird Bank aufgelegt, jeder wagt, was er besitzt, und ist dieses verloren, so wird auf Credit gespielt. Am meisten halten sich die Landbauer ferne, oder spielen selten und mit Vorsicht. Dagegen ist dieses Laster in Städten und Dörfern, in den Bergwerken, wie auf den Landgütern, ganz allgemein. Die arbeitende Classe kann kaum ihre Auslohnung erwarten, um den Verdienst der Woche nach dem Spielhause tragen zu können, und wenn die Frau nicht sogleich das für Anschaffung der Lebensmittel Erforderliche mit Beschlag belegt, so ist am Sonntag häufig die Familie in der größten Noth. Viele Ortsbehörden verfolgen das Spiel, und senden in der Nacht von Samstag auf den Sonntag, weil in dieser Zeit am meisten gespielt wird, überallhin Bürgerwachen, um die Spielclubs aufzuheben, aber es wird wenig damit erreicht. Die Spieler wissen sich in einer Schlucht, im Buschwerk, in einer Höhle, dem Auge der Polizei zu entziehen. Die Einwirkung auf den Charakter des Volkes durch das Spiel ist eine höchst verderbliche. Es ist eine rein egoistische Leidenschaft, welche jedes bessere Gefühl erstickt, wie ich bereits an einer andern Stelle angeführt habe. Die Familie wird vernachlässigt, die Gier nach einem Gewinn

ohne Arbeit verleidet alle Lust zu geordneter Thätigkeit, alle Heiterkeit schwindet, und da die Spieler nicht die Nächte hindurch trocken sitzen können, gesellt sich stets Völlerei hinzu und vollendet den Ruin des ganzen Menschen. Bei der arbeitenden Klasse ist diese Wirkung vielfach sichtbar, und sie würde vernichtend sein, wenn nicht der angeborne Leichtsinn des Mestizen die schlimme Wirkung milderte. Er verliert, was er hat, schleicht sich vielleicht ohne Schuhe und Beinkleider in der Morgendämmerung in seine Hütte, macht sich aber darum keine Sorgen, singt und tanzt am Sonntage, und geht den Montag wieder an seine Arbeit, in der Hoffnung am nächsten Sonnabend das Verlorne wieder zu gewinnen.

Ganz ähnliche Erscheinungen finden wir in Ostindien, bei den Malaien auf Java und Borneo, sowie auf dem asiatischen Festland; nur daß dort die Spielwuth einen höhern Grad hat und das marklose Volk aller Energie zur Arbeit entbehrt. Der Mexicaner kann arbeiten und arbeitet tüchtig um wieder spielen zu können. „Laßt sie doch spielen“, sagte mir einst der Eigenthümer eines großen Landguts, mit dem ich über den Nachtheil des Spiels sprach, „denn nur so haben wir Arbeiter; wenn diese Menschen bei ihrer Genügsamkeit den Erwerb zusammenhielten, würden sie schnell unabhängig sein“. Und so ist es in der That; gute Haushalter, die nicht spielen, arbeiten sich in kurzer Zeit zum Wohlstand empor.

Freilich die Liebe darf auch nicht in die Quere kommen, denn der Mestize ist wie Pulver; er seufzt nicht im Mondschein, er girrt nicht wie eine sentimentale Taube, er will besitzen, und keine Schwierigkeit ist ihm groß genug, den Besitz zu erobern. Sieht er ein Mädchen oder eine Frau, die Eindruck auf ihn macht und seine Leidenschaft entzündet, so sucht er dem Gegenstand seiner Liebe seine Neigung kundzugeben. Das ist aber so leicht nicht, weil die Mädchen stets bewacht sind, und die Sitte nicht gestattet, sie allein zu sprechen. Irgend eine vertraute alte Zwischenträgerin muß also zuerst aufmerksam machen und ein Tanz Gelegenheit geben, sich zu sehen. Beide Geschlechter lieben



M. Rugendas delt. G. M. Kurz sculpt.

DANCING MONGRELS.

LOS MESTILOS. PASEO DE LAS VIGAS. (MEXICO.) *TANZENDE MESTIZEN.*

Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.

leidenschaftlich den „Fandango“, wie das Volk den Tanz überhaupt nennt; wenn einige Raketen steigen (das gewöhnliche Zeichen, daß in einem Hause getanzt wird), so hat Alt und Jung keine Ruhe mehr, man zieht sich an, um einmal zu sehen, wie sich die Sache macht. Ein kleiner Raum ist hinlänglich, einige Talgkerzen oder Kienfackeln bilden die Beleuchtung, einige Matten auf dem Boden, die Sophas für die Damen, einige Guitarren und Jaranas, oder eine Harfe, die Musik.

Die Mestizen tanzen nur die spanischen Volkstänze, welche stets mit Gesang begleitet sind, und da die meisten jungen Leute viel Talent für Musik haben, fast alle spielen und singen, auch mit Leichtigkeit Verse improvisiren, so ist nicht allein die Musik leicht zur Stelle, sondern der Gesang bietet Gelegenheit Werbungen anzubringen und Botschaften zu empfangen. Liebe und Eifersucht, Angreifen und Ausweichen, Zürnen und Versöhnen sind ohnehin der ewige Stoff dieser Lieder, welche als Ausdruck einer Volksthümlichkeit von Interesse sind.

Bei diesen Fandangos also werden die meisten Liebesabenteuer angeknüpft oder fortgesponnen. Die Flasche kreist fleißig dabei; Wein oder süßer Liqueur für die Frauen, Branntwein, Tepatsche oder Pulque für die Männer. Die Lieder folgen sich Schlag auf Schlag, immer belebter wird der Tanz, oft wird im Tacte in die Hände geklatscht und bei dem Estribillo (Refrain) wirbeln die Füße und dicht vor einander steht das tanzende Paar. Ein Wort oder Zeichen ist hier anzubringen, um sich nachher bei günstiger Gelegenheit ohne Zeugen zu sprechen. Ein kurzes Rendezvous ist hinreichend, um zu bestimmen, wo man sich mit mehr Sicherheit sehen kann, und sind der Schwierigkeiten zu viele, dann verschwindet das Pärchen bei Nacht und Nebel, und erscheint in einer andern Gegend als Mann und Frau. Dieser Fall kommt sehr häufig vor, und ist in einem Lande leicht, wo das Institut der Polizei kaum dem Namen nach bekannt ist, wo die vielen zerstreuten Pflanzungen in geringem Verkehr mit den Dörfern stehen, und gerne Arbeiter aufnehmen, die einen Dienst suchen. Sehr oft führt der tolle

Streich zur Heirath, oft aber ist sie unmöglich, weil er oder sie, vielleicht auch beide, bereits durch eheliche Bande gefesselt sind. Unzählige Fälle der Art sind mir bekannt geworden, viele meiner eigenen Diener hatten ihre Weiber auf Probe, und oft geschah es, daß ein beleidigter Ehemann oder ein erzürnter Vater kam, um das Seine zurückzufordern. Ich bekleidete mehrmals die Stelle eines Friedensrichters, und erfuhr da am besten, wie es in diesem Punkt mit der Moralität des Volkes steht. Alle Stände sind darin gleich leichtfertig, die geistlichen nicht ausgenommen. Hatte ich doch einst einen hübschen Burschen im Dienste, der ein nettes, junges Weib für das seine ausgab; ich war mit ihm sehr zufrieden, und doch war er eines guten Morgens mit seiner Frau verschwunden. Er hatte wohl daran gethan, weil er wußte, daß man ihn suche; denn er war als Franciscanermönch dem Kloster entflohen und hatte sich die junge Frau eines Verwandten als Reisegefährtin mitgenommen.

Ich hätte viel Stoff für pikante Geschichten aus dem Leben des Volkes, aber dieses gehört für ausgeführtere Darstellungen; ich beschränke mich nur auf eine flüchtige Charakteristik der verschiedenen Gruppen der Gesellschaft. Haben wir doch die Kirchengänger ganz aus dem Gesicht verloren und die Noblesse des Dorfes kaum eines Blicks gewürdigt, um über diese Halbindianer zu sprechen. Ob uns das verziehen wird? Wir wollen's versuchen. An der nächsten Ecke wohnt die Wohlbeleibte, wir wollen sehen, ob wir Punta gorda (das dicke Vorgebirge nicht weit von Veracruz) glücklich umsegeln, um einige andere Besuche zu machen. Halt, hier stehen die Sirenen, wir müssen einlaufen. „Señoritas, wir legen uns zu Ihren Füßen, wie befinden sich Ihre Gnaden (sus mercedes)? Vortrefflich, nicht wahr? Wer könnte zweifeln bei so viel Glanz und Fülle!" Holdseliges Lächeln; wohlgefällige Bejahung. „Aber treten Sie näher, meine Herren, Papa wird gleich kommen, er ist noch im Gerichtssaal." In den Wohnungen der Dörfer tritt man von der Straße unmittelbar in das Hauptgemach, den Saal, wo sich das ganze Meublement des Hauses concentrirt. Hier werden

alle Besuche empfangen, und nur ganz genaue Bekannte kommen in die inneren Gemächer, wo die Damen im tiefsten Negligé zu wandeln pflegen.

„Schön daß Sie heute hier sind, sagte Doña Pomposa, wir werden heute Nachmittag eine Unterhaltung haben: es gibt ein Hahnengefecht. Ja und nachher, fiel Doña Victoriana ein, wollen wir einen Spaziergang machen nach dem Brunnen im Walde, eine Merienda *), wozu alle etwas mitnehmen. Sie nehmen doch Theil?“ „Gerne, wenn ich nicht zudringlich erscheine; aber es ist wohl eine geschlossene Gesellschaft?“ „O! durchaus nicht, platzte Doña Concepcion, die jüngere Schwester, hervor, welche längst ungeduldig war ihre Zungenfertigkeit anzubringen; die Einladung ist an alle, welche mitgehen wollen. Mama meinte zwar, daß es besser sei, wenn sich bloß die decenten Familien verabredeten (la gente decente nennen sich gern die weißen Creolen, im Gegensatz zu den Mestizen), weil sich so leicht die ordinären Leute zudrängten“; die Alte schoß einen bedeutenden Blick nach der Sprechenden, und trieb den Rauch ihres Sigarito aus beiden Nüstern — „aber Papa sagte, das gehe nicht, weil der zweite Alcalde und die Regidores (Gemeinderäthe) nicht ausgeschlossen werden könnten. Ich sehe auch nicht ein warum; es sind ja ehrliche Leute, und andere auch, wenn sie schon ihre Farbe . . .“ Schweige, rief die Alte, welche über die philanthropistische Entwicklung der Tochter die Geduld verlor und ging auf einen andern Gegenstand über, nämlich auf die Frage, ob man zu Fuß oder zu Pferd gehen solle. Die Mädchen zogen das Reiten vor, da aber die Mama sich der Infanterie geneigt zeigte, so schlug ich mich auf ihre Seite aus egoistischen Rücksichten. Dem Landesbrauche nach hätten wir, als Eingeladene, die Damen abzuholen und den Sattel anzubieten, da war mir nun bange für den Rücken meines guten Pferdes, welches nicht allein das abnorme Gewicht der Reiterin,

*) Merienda ist das Vesperbrod, eine kalte Collation, Nachmittags gegen 5 Uhr, vorzüglich bei Landpartieen und Spaziergängen.

sondern auch mich dabei zu tragen hätte, weil es Styl ist, sich hinter den Sattel zu schwingen und den ergebnen Ritter der Schönen zu spielen. Der Richter kam zur rechten Zeit als Hülfe; er stimmte sogleich mit seiner theuern Hälfte, und wir beurlaubten uns leichten Herzens, um uns bei dem Hahnengefecht wieder zu treffen.

Wenn gegen Mittag der Markt zu Ende geht, füllen sich die Kaufläden (tiendas), theils um noch mancherlei Bedürfnisse zu kaufen, theils um zu trinken. In dem ganzen spanischen Amerika findet man unsere deutschen Wirthshäuser nicht; man kennt nicht dieses Zusammensitzen und Zechen. Wer etwas trinken will, geht in die Läden und trinkt vor dem Ladentisch stehend, was er verlangt. In den Städten sind eigene Weinläden, in welchen, außer verschiedenen Sorten von Weinen, auch alle Arten gebrannter Wasser zu haben sind. In den Dörfern handeln die meisten Buden mit Ellenwaaren, Lebensmitteln aller Art und Getränken. Fast alle verkaufen Brod, Chocolade, Kaffee, Zucker, Gewürze, Seife, Lichter, Oel, spanische Weine, Branntwein u. s. w. Sie werden fragen: wenn keine Gasthöfe da sind, wo kommt denn der Reisende unter? Es gibt fast in jedem Dorf eine Herberge (meson), worin der Reisende für sich und seine Pferde Unterkommen findet. Diese Anstalten gleichen den orientalischen Karawanserais. Es sind große Gebäude um einen viereckigen Hof, mit einer Menge kleiner Zimmer, jedes mit einem besondern Eingang vom Hof aus. Das Möbel der Zimmer besteht in einem tannenen Tisch, einer wackeligen Bank und einer Bettstelle von Brettern. Wer in einem Bett schlafen will, muß es sich mitbringen. Große Stallungen schließen sich an die Wohnungen. Oft bekommt man in diesen Mesones auch etwas zu essen, wenn man es bestellt, oft aber auch nicht, und man muß es sich in den Speisehäusern (fondas) suchen. Es ist dieses spanische Sitte, welche sich erhalten hat, und zwar eine recht unbequeme. An den Hauptwegen und in den größern Städten sind jetzt überall Hotels eingerichtet. In weniger besuchten Gegenden findet man in den Dörfern keine Art öffent-

licher Herbergen, aber Gastfreundschaft gewährt gern jeder Creole oder Mestize, wie in den Zeiten der Patriarchen, und was das Haus vermag wird aufgeboten, um dem Gastfreund den Aufenthalt angenehm zu machen. Dankbar gedenke ich vieler vergnügter Stunden, welche ich bei den Familien freundlicher Mexicaner genoß, die ich auf meinen Reisen zufällig um ein Nachtlager gebeten hatte. Nur der wegemüde Wanderer in einem fremden, wenig bevölkerten Lande weiß eine edle Gastfreundschaft zu würdigen, zumal der Kranke, welcher bei fremden Menschen theilnehmende Pflege findet. Ich habe diese Tugend vielfach kennen gelernt, und freue mich sie rühmen zu können.

Der Indianer ist nicht gastfrei, am wenigsten gegen Leute, die nicht seiner Farbe sind. Ist man gezwungen in einem rein indianischen Dorf zu übernachten, so muß man sich an den Alcalden wenden, der dann den Reisenden in das Gemeindehaus einquartiert, und gegen Zahlung Nahrung für Menschen und Pferde herbeischafft. Dieß ist namentlich in dem ganzen Staat von Oajaca der Fall, aber auch in andern Staaten die gewöhnliche Auskunft für Reisende.

Doch wir kehren zu dem Laden zurück, wo die zerstreut wohnenden Bauern eben ihre Einkäufe an Brod, Chocolade, Zucker und Seife &c. machen; die Tochter bewundert die schönen Kattune und seidenen Tücher, und bittet die Mutter, etwas zu kaufen. Doch diese sieht den Mann fragend an, welcher versichert, er habe heute kein Geld übrig. Der Krämer weiß den günstigen Augenblick zu benutzen und bietet Credit an, so viel sie wollten. Hat nun der Mann schon einen Schluck getrunken mit seinen Nachbarn oder Gevatterleuten, was wahrscheinlich der Fall ist, so ist das Herz weich, und er sagt: kauft was ihr wollt! Ganze Berge von Zeugen müssen auf den Tisch wandern, von allen Seiten wird beschaut, gedreht und gewendet, und die Wahl fällt so schwer, als ob das Wohl des Hauses davon abhinge. Doch das kann man auch in Europa sehen, und braucht darum die Stadt nicht zu verlassen.

Der junge Bursch kauft seiner Geliebten ein Band, oder bewirthet sie mit einem Glas Malaga, und der Indianer erlabt sich mit seiner Familie an einer Halben Branntwein, sieht sehr verliebt in das Glas und sagt nach jedem Schluck „qualli", wie gut. Die Frau trinkt gern mit, dreht sich aber jedesmal herum, und hält ihr Tuch vor, während sie hebt.

Auf der Straße sieht man viele Familien nach ihren Gehöften abziehen, fast alle zu Pferd; denn der Mestize entbehrt lieber alles, als ein Pferd. Es ist natürlich, er ist ja von Kindesbeinen an an dieses Hausthier gewöhnt. Die reitende Mutter hat den Säugling in dem Arm, die größeren Kinder sitzen hinter dem Sattel der Eltern, und vom sechsten Jahr an reiten sie schon allein. Der Bräutigam bringt der Braut am Hochzeitstag als Geschenk eine gesattelte Stute, auf welcher sie zur Kirche reitet; der Vater schenkt dem Sohn ein Füllen, damit er es selbst zureite, und noch der Greis hat seine Freude an dem Roß, das ihn lange getragen hat. Wenn diese Rancheros zusammenkommen, so unterhalten sie sich stundenlang von ihren Pferden; jeder rühmt das seine, die Behendigkeit, den Verstand, die Ausdauer, so daß man glauben sollte, jedes müsse in gerader Linie von Mohammeds berühmter Stute abstammen, und wenn man sie sieht, sind es oft Klepper, die man nicht geschenkt haben möchte. Der wohlhabende junge Mestize scheut keine Ausgabe, um ein gutes Pferd und schönes Sattelzeug zu besitzen; an dem Riemenzeug des Zaumes muß Silber flimmern, die Schabrake ist gestickt und mit Troddeln verziert, und der Anzug des Reiters hat etwas elegantes, ritterliches. Wir werden ihn kennen lernen bei den Festen der Hirten, bei welchen der Ranchero in seiner Glorie erscheint.

Der Mestize lebt im Durchschnitt einfacher als der Creole, ja die Mehrzahl nähert sich in der Lebensweise dem Indianer, nur mit etwas mehr Bequemlichkeit im Hause. Man findet doch gewöhnlich eine Bank und einen Tisch, auch Bettstellen von Brettern, welche mit Matten überdeckt sind und einige Schaffelle als Pfühl und Kopfkissen haben. Man findet in der Regel

eine gesonderte Küche, in welcher die Familie ihre drei Mahlzeiten hält (Frühstück, Mittag- und Abendessen), um das Maisbrod warm von der Pfanne zu haben. Die Männer sitzen beim Essen auf niedern Schemeln und nehmen den Teller auf die Kniee; die Weiber sitzen auf einer Matte. Messer und Gabel sind nicht im Gebrauch. Die Nahrung des Mestizen unterscheidet sich von der des Indianers dadurch, daß sie fast ausschließlich aus Fleisch besteht. Man bereitet die Speisen sehr fett, und ißt überhaupt viel Schweinefleisch. Bei festlichen Gelegenheiten werden viele Hühner und Truthähne geschlachtet, denn der Mestize zieht Geflügel in Menge, und frühstückt gern Eier zu seinen Bohnen. Früchte und Süßigkeiten sind ein Bedürfniß, nach jeder Mahlzeit wird ein Stückchen Zucker gegessen, damit man tüchtig Wasser trinken könne.

Die Sitten der weißen Creolen sind zum großen Theil auf den Mestizen übergegangen, bei dem Reicheren wird man kaum einen Unterschied finden, während die ärmere Classe dem Indianer näher kommt in der Einfachheit des Lebens und Einrichtung des Hauswesens. Es liegt dieses in der Natur der Sache, indem die Kaste der Mestizen ein Mittelglied bilden zwischen zwei ungleichartigen Racen, ein Organ, durch welches sich der weiße Stamm dem braunen allmählich assimilirt.

Der Knall von einem Dutzend Raketen war das Signal für das Hahnengefecht. In dem großen Hofe hinter dem Gemeindehaus war das Theater aufgeschlagen, d. h. ein Kreis von etwa sechs Schritt Durchmesser war eine Elle hoch mit Brettern umzäunt, als Arena für die gespornten Kampfeshelden, und ein Dutzend Bänke von ungehobelten Bohlen bildeten einen Halbkreis als Ehrensitze für Damen und Gäste von Distinction. Ich führe meine freundlichen Leser ein, und die Festordner machen sich eine große Ehre daraus, ein so ausgezeichnetes Publikum in die Logen ersten Ranges zu placiren. Ehe das Spiel beginnt, mache ich Sie mit dem Programm des Tages bekannt. Der Kaufmann A. hat auf fünf Tapadas herausgefordert; auf den Haupthahn wettet er 100, auf jeden andern

25 Pesos (Dollars). Der Gutsbesitzer B. hat den Handschuh aufgenommen. Tapadas oder verdeckte Gefechte sind solche, bei welchen die Wettenden ihre Hähne verdeckt bringen, keiner kennt also den Gegner seines Hahns. Solche Wetten werden mehrere Wochen vorher verabredet, damit jeder Zeit hat, seine Hähne einzuüben. Liebhaber haben ganze Menagerien von Hähnen und eigene Wärter dafür. Jeder Gladiator sitzt in einem besondern Käfig, der Kamm wird ihm auf dem Scheitel gestutzt, die Roheit durch Umgang mit Menschen benommen, und er so weit civilisirt, daß er sich, ohne zu gackern, anfassen läßt, im Arme seines Wärters voll militärischen Selbstgefühls den Federkragen sträubt und kräht. Die Pflege ist sehr sorgfältig, es findet bei großer Reinlichkeit die strengste Diät statt, täglich werden sie im Freien angebunden, damit sie sich sonnen und im Sande baden können, und täglich werden sie geübt. Dieß geschieht, indem man einen frei hinsetzt und einen andern vorhält. Der Freie muß nun sogleich angreifen, in die Höhe fliegen, kurz den Wärter, der den Gegner im Arme hat, förmlich verfolgen; dann ist er todesmuthig und kann die Probe bestehen. Es gehört lange Erfahrung und ein feiner Tact dazu, einen Hahn von Talent auszusuchen. Er muß von guter Familie sein, von regelrechtem osteologischen Bau, stämmig, kräftig, mit schwarzen Augen, einem kurzen, schwarzen Schnabel und einer vollen sonoren Stimme, die zwei Tacte aushält. Sie halten mich vielleicht selbst für einen Kenner? Leider bin ich nicht einmal Dilettant; denn mein weiches Herz empört sich gegen Hahnen- und Stier- und sonstige Gefechte zwei- und vierbeiniger Wesen; aber ich wurde einst eingeweiht in die Geheimnisse der „Gallomanie“, als ich bei einem wackern Mestizen zu Besuch war. Ich hatte mich spät zu Bette begeben und schlief ermüdet sogleich ein. Es mochte elf Uhr sein, als mich ein höllischer Lärm aus süßen Träumen aufschreckte. Fünfzig Hähne begannen beinahe gleichzeitig, dicht neben mir, mit den Flügeln zu schlagen und ihr Trompetenconcert aufzuführen, und da es im December war, ging der musikalische Wettkampf die ganze Nacht hindurch, so

daß gewiß kein böser Geist sich diesem Hause auf tausend Schritte näherte. Am andern Morgen klagte ich dem Hausherrn meine Noth; aber der Mann war ein Enthusiast, hielt es für eine Aufmerksamkeit für sein Steckenpferd, und meinte, ich hätte gewiß die göttliche Stimme (el canto divino) seines Lieblings- und ersten Kammersängers herausgehört, der schon aus sechs Gefechten siegreich hervorgegangen und ihm für hundert Dollars nicht feil sei. Nun mußte ich mit nach seiner Gallera (Hahnencabinet), und empfing dort eine gründliche Unterweisung über das Ganze der Hahnenkunde, Theorie und Praxis; es half mir nichts, die wiederholte Versicherung, daß ich nur die patriarchalischen Tugenden dieses Beherrschers des Hühnerhofes verehre, nebenbei auch ein gastronomisches Interesse an ihm nehme; ich mußte ihm versprechen, seine vorzügliche Race zu cultiviren, zu welchem Ende er mir ein Stammpaar schenkte. Sie sehen also, daß ich eigentlich wider Willen zu einiger Instruction gelangt bin, was mich später bisweilen verleitete, selbst Hahnengefechte zu veranstalten.

Doch sehen Sie, es kommen jetzt viele Leute herein mit Hähnen unterm Arm, die sie im Schatten anbinden. Wenn die ersten verabredeten Gefechte vorüber sind, kommen diese an die Reihe. Es setzt einer einen Hahn in den Kampfplatz und sagt wie viel er darauf wette; andere nehmen die Wette an und stellen einen Gegner.

Der Eintritt der Hautevolée des Dorfes und der Wettenden A. und B. spannt die Aufmerksamkeit des Publikums, die Damen nehmen Platz, die Männer treffen einige Verabredungen über die Kampfrichter, welche in die Arena gehen, ein Orchester von vier Guitarren beginnt die Ouverture, und nun steigt eine Rakete. Auf dieses Zeichen treten zwei Männer mit den verschleierten Helden in den Kampfplatz, die Decke wird weggezogen, und wir erblicken das edle Paar. Der eine kräht, sobald er seinen Gegner ansichtig wird, was man als gute Vorbedeutung ansieht. Es wird jetzt zum Wappnen geschritten; denn sie bekommen fast drei Zoll lange, nach oben gekrümmte, scharfe und

spitze Messerchen, von der Stärke einer Federmesserklinge an die Füße gebunden, an die Stelle des Sporns, der kurz abgesägt ist. Während dieser Arbeit machen die Zuschauer ihre Wetten: drei Thaler auf den Rothen, ruft einer, drei auf den Schwarzen ein Gegner. Beide geben das Geld (denn nur mit baarer Münze darf gewettet werden) einem Dritten, der nicht mitspielt, und der Gewinnende erhält das Ganze. Viele Wetten werden eingegangen. Die Kämpen sind gerüstet, man reizt sie noch mit vorgehaltenen Hähnen, man erbittert sie durch Ausrupfen kleiner Federn, und jetzt werden sie an den Schwanzfedern einander gegenüber gehalten. Athemlose Stille, alle Augen sind hingerichtet, die nahestehenden Bäume sind voller Buben, und aus dem Küchenfenster des nächsten Hauses streckt ein altes Mütterchen den Kopf so weit wie möglich heraus.

Losgelassen! rufen die Kampfrichter, und die ergrimmten Thiere fahren wie Drachen gegen einander. Der Kampf ist ein verzweifelter, Blut strömt auf beiden Seiten, aber keiner weicht einen Zoll breit, keiner ist todtwund. Sie sind ermattet und man nimmt sie zu gleicher Zeit vom Boden auf, bespritzt sie mit frischem Wasser, um sie von neuem gegen einander zu lassen. Da rafft der eine seine letzte Kraft zusammen, und versetzt seinem Gegner einen mächtigen Dolchstoß; aber auch dieser hatte seine Waffe gebraucht, er stürzt zwar leblos nieder, und der Sieger kräht Triumph, aber in demselben Augenblick wankt er und fällt, groß, herrlich, ein Held.

Die Welt, d. h. das zuschauende Publikum, strömt über im Lobe der beiden edeln Gefallenen, und wenige Augenblicke nachher theilt sie die Erbschaft, und das Mäkeln und Rechten über Gewinn und Verlust übertönt die Klage. O bitterer Hohn auf unser Menschenleben!

Rasch folgen nun andere Partien, die nicht alle so heroisch endeten wie die erste; es gab eine schimpfliche Flucht, einen Sieg durch den Fall des einen, wobei der Gegner völlig heil blieb, einen unentschiedenen Kampf, weil beide Kämpfer nicht mehr stehen konnten u. s. w. Wir gehen! denn wer mag so

viel Blutvergießen gerne ansehen; es genügt das Gesehene; das spielsüchtige Volk aber opfert noch ein Heer wackerer Hähne, bloß um seinem grassen Egoismus genug zu thun.

Auf dem projectirten Spaziergange finden wir uns wieder in schöner Gesellschaft, denn das weibliche Geschlecht ist stärker vertreten als das männliche, welches noch seinem barbarischen Vergnügen nachhängt. Es ist das herrlichste Wetter, der Himmel völlig wolkenlos und tief blau; kein Lüftchen regt sich in den Blättern, und die dunkelgrünen Orangebäume um die Häuschen des Dorfes sind so überreich mit goldnen Früchten geziert, daß sie kaum ihre Last tragen können. An den hohen Stauden der datura arborea prangen die weißen Blüthenglocken und zwischen ihnen prächtige hochrothe Euphorbien und baumartige Dahlien. Die Temperatur der Luft ist milde wie im Frühling, 18 Grad, trotz des 12. Decembers, den der Kalender schreibt. Man feiert heute das Fest unserer lieben Frau von Guadalupe, der Schutzpatronin des Landes, deren Bild in den Kämpfen gegen die Spanier im Paniere der Eingebornen gegen ihre Unterdrücker geprangt hatte. Nach der Sage war die Jungfrau einem Indianer an dem Berge von Tepeacac, eine Stunde von Mexico, im sechzehnten Jahrhundert erschienen, hatte ihm als Zeichen einen Blumenstrauß gegeben, und als der ungläubige Erzbischof den Indianer verlachte, erschien sie diesem zum zweitenmal, ließ ihn seinen Mantel entfalten und photographirte glanzvoll ihr Bild auf denselben. Der Indianer Juan Diego brachte das Wahrzeichen dem Prälaten, der gläubig auf die Kniee sank und anbetete. Der Papst erkannte das Wunder an, und erklärte den 12. December als Festtag für Spanien und seine Colonieen. Hundert Jahre später wurde an der Stelle, wo das Wunder geschah, ein reicher Dom gebaut und die Bewahrung des Heiligthums regulären Chorherren übergeben, welche noch jetzt die fetten Pfründen genießen.

In den Unabhängigkeitskriegen erwählten die Mexicaner ihre Jungfrau zur Schlachtenführerin, die Spanier dagegen unsere liebe Frau zur Hülfe (Nuestra Señora de los Remedios),

ein wunderthätiges Marienbild, welches schon Cortes' Gefährten aus Spanien mitgebracht hatten, und das seitdem eine berühmte Wallfahrtskirche sechs Stunden von Mexico schmückte. Beide Jungfrauen waren das Feldgeschrei der streitenden Heere, und so groß war die Erbitterung, daß die Spanier einst Kriegsgericht über die braune Jungfrau, die Indianerin, wie sie sie nannten, hielten, und sie als Hochverrätherin verdammten in effigie erschossen zu werden, was auch, wenn ich nicht irre, bei Puebla vollstreckt wurde. Unglaubliche Verirrung des menschlichen Verstandes im neunzehnten Jahrhundert!

Die Creolin behielt die Oberhand, und ihr Fest wird deßhalb im ganzen Lande festlich begangen. Guadalupe ist ein sehr gewöhnlicher Taufnahme beider Geschlechter, und man feierte darum heute in vielen Häusern den Namenstag eines Familiengliedes mit Tanz und Gesang. Auf der Straße spielen die Kinder Hahnengefecht mit großem Jubel; hier haben sie junge Hähnchen und lassen diese sich beißen; dort müssen zwei braune kleine Baarfüßer die Hähne improvisiren, sie werden von zwei größeren am Kittel gehalten und springen gegeneinander, zur großen Belustigung eines großen Trupps Alter, welche sich über die schönen Anlagen ihrer Jugend freuen.

Der Spaziergang wird nicht in geschlossener Colonne ausgeführt, man schlendert in zerstreuten Gruppen zwischen den Gärten des Indianerquartiers zum Dorfe hinaus. Die Indianer wohnen stets zusammen, und setzen die Häuser nicht an die Straße, sondern umpflanzen sie mit Buschwerk und Obstbäumen, so daß nur der Gartenzaun die Straße begränzt. Dadurch ist es in den Ortschaften gemischter Bevölkerung leicht zu erkennen, wo die Indianer wohnen. Heute sahen überall neugierige Frauen den Vorüberziehenden nach, in den schmalen Eingängen ihrer Gärtchen mit ihren Kindern geschaart, welche sich stets verbergen, wenn man sich ihnen nähern will.

Wir treten ins Freie, die Gebüsche grünen und blühen im herbstlichen Schmuck, es sind die Syngenesisten, welche um diese Zeit in größter Fülle entwickelt sind, vorzüglich gelbblühende

Sonnenblumen und Eupatorien. Die Maisfelder beginnen fahl zu werden, und werden von großen Flügen schwarzer Tortos (cassicus) und grüner Papageien umschwärmt, welche, so oft sie einfallen wollen, die Schleuder der Wächter aufscheucht.

Unser Weg führt über eine grüne Fläche nach einer bewaldeten Höhe, hinter welcher hohes Gebirge wild und schroff emporsteigt. Ein herrlicher Anblick, diese scharfen Umrisse, gegen den klaren Himmel gesehen. Wir haben es heute gut getroffen, sagte ein Landmann, der neben mir ging, diese Ruhe und Milde deutet auf Nordwind und Regen. Es war heute kein Thau im Grase, und die Wander-Ameisen zogen gegen den Berg aus dem Thale, das zeigt auf Aenderung in der Atmosphäre, auch schrie der Hirtenvogel (pajaro vaquero, ein Raubvogel) als ich früh nach dem Dorf ritt, und die Ochsen brüllten so anhaltend. Nun morgen mag es regnen, da wir heute das Fest bei heiterm Himmel genießen können.

Die vordern Spaziergänger hatten angehalten um die Gesellschaft zu vereinigen; manche hatten sich noch nicht gesehen; es wurde begrüßt, umarmt, erkundigt, beschaut und kritisirt, gerade wie es auch zwischen dem 45sten und 55sten Grade nördlicher Breite üblich ist. Da war der Hr. Pfarrer, ein heiter aussehender wohlbeleibter Herr, der Vicar, noch jung, mit ganz aztekischem Gesicht, der Richter und die Alcalden, der Unterpräfect und der Steuererheber, der Arzt und der Apotheker, einige Kaufleute und Landbauer. Die Beweibten hatten ihre Frauen und Töchter bei sich; einige junge Stutzer, die in der Stadt einen Cursus der feinen Sitten gemacht hatten, modisch aufgeputzt und geschniegelt, thaten schön mit des Richters liebenswürdigen Sprossen und wurden offenbar bevorzugt. Die Männer sprachen von Geschäften, den Gemeindewahlen zumeist, welche kommenden Sonntag stattfinden sollten, die Jüngeren von Vergnügungen und die Frauen von Putz und den Vorzügen ihrer Nebenmenschen. Ich schloß mich an eine mir bekannte Mestizenfamilie, welche nicht großen Antheil an dem Treiben der Gesellschaft nahm. Nun, warum denn so weit zurück? fragte ich

die beiden wohlgewachsenen Schwestern; es scheint Sie sind melancholisch, weil Ihnen Jemand fehlt, oder sind Sie neidisch, weil die jungen Herren dort Ihnen keine Aufmerksamkeit bezeigen? „Ich wüßte nicht, erwiederte die Jüngste mit einem schalkhaften Blick, was wir mit den Püppchen thun sollten, es sei denn, daß wir sie zu unsern Loros setzten (grüne Papagaien), damit sie sich mit einander unterhielten.“ „Bewahre der Himmel!“ sagte die Aelteste, „damit man sein eigenes Wort nicht mehr hörte? Lasse sie doch bleiben, wo sie sind, damit die Señoritas nicht Zeit haben über andere wegzusehen.“ Hoho, also hier sitzt der Dorn? fragte ich. Das haben Sie doch so wenig zu fürchten, als daß die Ceder von der Bisnaca (melocactus, kurz und dick) übersehen werde. Aber haben Sie Grund zu Ihrer Aeußerung? „Grund? O wir wissen, daß wir keine Gachupinas *) sind, aber ebenso wenig Indianerinnen, wie sich vorhin diese Frau Richterin mit einem verächtlichen Seitenblick auf uns gegen eine Nachbarin geäußert hat. Sie soll das noch empfinden; denn was uns an Farbe fehlt, haben wir an Ehre.“

Ich kenne die Vorurtheile des Landes in diesem Punkt, und weiß, welche Erbitterung es hervorruft, jemand einen Indianer zu nennen, der sich für etwas viel besseres hält. Meine Politik durfte also nur eine beruhigende sein; mögliches Mißverständniß, das Gefühl der wahren Ehre, welches durch Armseligkeiten nicht beirrt werden dürfe, u. dgl. mehr schmerzstillende Mittel, welche palliativ zu wirken schienen, aber bei dem leidenschaftlichen Charakter der Mestizen nicht radical heilten. In den europäischen geselligen Zuständen geht das nicht um ein Haar besser, und die Lächerlichkeit ist ebenso groß, vielleicht noch größer, weil man eine höhere Bildung voraussetzt. Kommt es nicht etwa vor, daß ein junger Mann, der sich mit einigen schönen und gebildeten Mädchen unterhalten hat, eine Dame seiner Bekanntschaft fragt: wer jene wohl gewesen seien? die Antwort mit einem gewissen Nasenrümpfen erhält: Schneiderstöchter! Schön und gebildet? Ein-

*) Gachupin wird der Spanier genannt.

gebildet mögen sie sein und ihre Schönheit kann auch nicht jedermann entdecken.' Oder: wie vortrefflich hat dieser Mann gesprochen, wie edel hat er gehandelt, wer ist er? Ein getaufter Jude! Also im Osten und Westen nahe verwandte sociale Lächerlichkeiten, oder vielmehr Ungerechtigkeiten!

Wir gelangten, ohne die reizbare Seite weiter zu berühren, zu der verabredeten Stelle. Hohe Eichen und Platanen beschatteten eine kleine Fläche am Fuße einer Felsenwand, die ein Halbrund bildete. In der Mitte der Kreislinie war der Fels zerklüftet, und aus der Felsspalte sprudelte ein klarer Quell, welcher als Bächlein den kühlen Hain durchrauschte. Schon wartete hier Dienerschaft mit mancherlei Vorräthen, und bald war ein fröhliches Lager aufgeschlagen. Ein Wachtfeuer brannte bereits, um Fleisch am Spieß zu rösten und Tortillas zu wärmen; volle Flaschen kühlten im Born, und statt der Fahnen wehten die seidenen Tücher der Damen von den Zweigen. Die Sitze für die Frauen wurden im Kreise auf Matten geordnet, die Vorräthe in der Mitte; die Männer postirten sich hinter das zarte Geschlecht, und so wurde ganz gemüthlich die Schlacht gegen die gebratenen Hühner, Truthähne, tortillas enchiladas (Maisbrod mit spanischem Pfeffer, Käse und Fleisch), Tamales *), Kuchen und dergl. begonnen. Wir Männer hatten den Wein zu besorgen, die Becher kreisten fröhlich, wobei ernste und neckische Trinksprüche nicht fehlten. Als mich die Reihe traf, trank ich aufs Wohl der Republik, und fügte hinzu: mögen alle Bürger im gleichen Eifer für des Landes Wohl beweisen, daß sie die Gleichheit verstehen, welche uns das Gesetz gewährt. Ich reichte das Glas dem erzürnten Mädchen, mit welchem ich auf dem Wege gesprochen hatte, welche es rasch ergriff und ohne Besinnen rief: es lebe das braune Amerika *), das fremden

---

*) Tamale ist ein indianisches Gericht, eine Art Klöse von zerriebenem Mais, stark gewürzt und gewöhnlich mit Fleisch gefüllt. Sie werden in Mais- oder Bananenblättern eingewickelt gekocht.

**) America prieta nannten die Spanier spottweise die Guerillas-Schaaren der Mestizen im Kriege für die Unabhängigkeit Mexico's.

Uebermuth bekämpfte und stets bekämpfen wird! Indem sie das Glas weiter reichte, warf sie einen verächtlichen Blick auf Doña Pomposa, der als Zündfunken gedient haben würde, wenn nicht der Zufall die Aufmerksamkeit auf etwas anderes gelenkt hätte.

In raschem Trabe kam ein junger Reiter daher, stieg hastig ab, näherte sich unserm Kreise, grüßte und rief einen älteren Mann von hagerer Gestalt und etwas finsterm Ansehen, der neben den geistlichen Herren saß, bei Seite. Aus den lebhaften Gesticulationen konnte man sehen, daß der Angekommene keine gleichgültige Nachricht gebracht hatte. Der Alte bat darauf den Pfarrer um einen Augenblick Gehör, und die Besprechung währte einige Minuten, dann bestieg er das Pferd, der Junge schwang sich hinter ihn, und im Galopp verschwanden sie in der Richtung nach dem Dorfe.

„Wir fürchteten schon, sagte der Richter dem zurückgekehrten Pfarrer, wir würden auf Ihre angenehme Gesellschaft verzichten müssen; denn wir dachten nicht anders, als Sie würden zu irgend einer Beichte abgerufen werden.“ „O nein,“ lächelte der Pfarrer, „die Beichte wurde ohne mich abgethan, und die Hochzeit wohl auch. Während der gute Mann, der uns eben verließ, die Hahnengefechte mit ansah und uns hieher begleitete, ist ihm eine seiner Töchter entführt worden.“ „Welche?“ fragten drei Frauenzimmer zugleich. „Die älteste, Dolores,“ erwiederte der Pfarrer; „von dieser hätte ich es nimmermehr geglaubt, denn ich hielt sie über alle weltlichen Gedanken erhaben.“

Ein etwas boshafter Zug war auf allen Gesichtern der Mädchen zu erblicken: sie sahen einander an und theilten sich Bemerkungen mit. Meine Nachbarin gab mir Aufschluß. „O das freut mich,“ sagte sie, „daß diese Heilige entlarvt ist; Lola war die ärgste Betschwester die wir hier hatten, an allem hatte sie etwas auszusetzen, und alles, was sie erfuhr, schleppte sie in den Beichtstuhl.“ „War sie heute in der Kirche?“ fragte ich. „Ja wohl,“ erwiederte sie; „eine der letzten ging sie aus, denn aus unserer Wohnung sah ich sie mit einer andern, ganz desselben Schlages, der es gerade noch so gehen wird, der Heuchlerin.“

Es war mir jetzt klar, daß ich sie heute nach dem Gottesdienst gesehen hatte, und daß sich das lakonische Gespräch der zwei Rancheros auf dem Wege auf sie bezog. Später führte mich der Zufall mit den handelnden Personen zusammen, welche ganz vergnügt lebten und sich mit dem Alten ausgesöhnt hatten. Viele Ehen werden auf diese Weise eingeleitet, aber es kommt lange nicht immer zu kirchlichem Segen, wiewohl sonstiger Segen nicht dabei fehlt.

Unter der arbeitenden Classe der Mestizen sind die wilden Ehen sehr gewöhnlich, und die öffentliche Meinung verdammt sie nicht, weil die hohen Kirchengebühren (50 Gulden) meist die Ursache sind, weßhalb die ärmere Classe den Geistlichen gern aus dem Spiele läßt.

Die Sonne neigte sich hinter das Gebirge und übergoß die Schneegipfel mit Purpurgluth. Es war Zeit zum Aufbruch, denn die tropische Dämmerung ist kurz, und kaum eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang beginnen die Sterne zu glänzen. Ein tiefer Friede lag auf der Landschaft, den das Zirpen und Schwirren der Millionen Cicaden und Grillen nicht störte, welche ihr Abendlied sangen, und auch die munteren Lieder der Mädchen bildeten keine Disharmonie mit den festlichen Klängen der Natur. Es war Nacht, als wir ins Dorf eintraten; in den Straßen war es noch belebt, Gruppen junger Leute unterhielten sich von den Freuden des Tages, oder sangen zu dem Spiel einer Guitarre. Es waren solcher neckenden Strophen, welche sie improvisiren, und offenbar war die Tagesgeschichte der Gegenstand. Gerade als wir vorübergingen hörten wir Strophe und Gegenstrophe:

Mädchen, wahret euch vor Feuer!
Flamme die verborgen brennt,
Werdet ihr nur heißer fühlen;
Feuer das man Liebe nennt,
Wird die Kirche euch nicht kühlen.

Wird die Kirche euch nicht kühlen;
Mitten selbst in dem Gebet,
Kommt euch die fatale Störung,

Wenn ihr euren Heil'gen seht,
Glaubt ihr sicher an Erhörung.

„Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“, sagte ich meinen Nachbarinnen, indem ich ihnen eine gute Nacht wünschte; und „jedem Heiligen erscheint sein Festtag (a cada Santo llega su dia)“, erwiederten sie mit einem spanischen Sprüchwort.

Das war ein Sonntag unter der Mestizenbevölkerung des Dorfes.

XIV. Das Leben in den Städten.

So wie die Pflanzendecke die Physiognomie der Landschaft bestimmt, so sind die Städte der charakteristische Abdruck des Volkslebens und der Volkssitte. Die mexicanischen Städte zeigen auf den ersten Blick die Stammesverwandtschaft mit den südeuropäischen Romanen: gerade Straßen, große Plätze, steinerne Gebäude mit platten Dächern, viele Kirchen mit glänzenden Kuppeln, ausgedehnte, festungsartige Klöster, Calvarienberge, großartige Wasserleitungen, wie die des alten Roms, Glanz und Luxus auf der einen, Schmutz und Blöße auf der andern Seite. Die beiden Castilien haben die Muster geliefert; dort wie hier die Baumlosigkeit, der Mangel an schönen Parks und Gärten, an freundlichen und reinlichen Außenwerken. Aber noch ist ein wesentlicher Unterschied zwischen europäischen und amerikanischen Städten: jene haben eine Geschichte, welche in die frühesten Zeiten hinaufreicht, diese sind modern und ihre Monumente von gestern. In den europäischen Städten sind die Thore und Mauern, die Kirchen und Brunnen, das alte Rathhaus und das Schloß mit seinen Thürmchen und Zinnen, jedes Gäßchen, jedes Haus ein Blatt aus der Chronik, eine Reliquie aus dem Heiligthum des Volkslebens. In Amerika soll das erst werden; die Vorzeit gehörte einem andern Volk an, dessen Denkmäler man von der Erde vertilgte, dessen Geschichte man nicht kennt, für dessen Heiligthümer man keine Sympathie hat. In Mexico

weiß niemand aus dem Volke, wo der unglückliche Montezuma von den Pfeilen der Seinen durchbohrt fiel, oder wo das Standbild von Tlaloc verehrt wurde; kaum wird man zu erzählen wissen, wo Alvarado den breiten Canal bewaffnet übersprang, oder wo Cortes sein Haus hatte. Wenn aber in der Hauptstadt eines großen Reiches so geringe Kunde aus der Vorzeit blieb, was sollen andere Städte aufbewahren, die nicht von großen Begebenheiten berührt wurden? Das historische Interesse müssen wir also unbefriedigt lassen und uns die Städte ansehen wie sie sind.

Nähert man sich im nördlichen Europa einer Stadt, so sieht man den schönsten Theil zuerst: die Vorstädte sind neu, prächtig, elegant, mit Bahnhöfen, Alleen, Kunstgärten geschmückt. In Mexico sind die Vorstädte unansehnlich und schmutzig, von den ärmsten Classen bewohnt, Schutt und Kehricht, thierische Leichname und Bautrümmer findet man an den Eingängen der Städte aufgehäuft, in der Nähe elender Hütten, den Wohnungen lumpiger Proletarier oder halbnackter Indianer. Magere, hungerige Hunde und Schaaren von Auras und Zopilotes (Aasgeier) belagern diese unappetitlichen Denksäulen schlechter Polizei, und man beflügelt den Schritt, um Nase und Augen den widrigen Eindrücken zu entziehen. Auf den Hochebenen ist dieses beinahe durchweg der Fall; in den Städten der Ostküste dagegen, z. B. in Jalapa, Orizava und Cordova sind die Vorstädte ein Labyrinth von Obstgärten (Orangen, Granaten, Kaffee, Mangos ꝛc.), aus welchem die rothen Ziegeldächer der Häuschen der Eigenthümer gar freundlich hervorsehen.

Sobald man die eigentliche Stadt betritt sind die Straßen gepflastert, und an den Seiten der Häuser bieten erhabene Fußwege von wohlgefügten Basaltplatten dem Fußgänger einen bequemen Gang. Die meisten Städte haben gerade und breite Straßen, welche sich rechtwinkelig schneiden. Die Häuser der kleinern sind der Mehrzahl nach einstöckig, die der größern haben zwei, drei und mehr Stockwerke. Der Baustyl ist der spanische; die vielen Kirchen und Klöster aber tragen alle den Charakter

der italienischen und französischen Baukunst des 17ten Jahrhunderts, den Zopf. Viele imponiren durch ihre Masse, viele haben in ihrem Innern schöne Verhältnisse und Einfachheit, und da sie alle von Stein sind, mit gewölbter Decke und hohen Kuppeln, so ist ihr Eindruck ein ernster, dem Zweck entsprechender.

Wandern wir nun vor allen Dingen dem Hauptplatz zu, denn da ist stets der Glanzpunkt aller mexicanischen Städte zu suchen. In dem stattlichen Vierecke nimmt die Hauptkirche immer eine Seite ein, die drei übrigen werden von großen Häusern gebildet, deren unterer Stock durchlaufend aus breiten Säulengängen besteht. In diesen Arkaden sind die schönsten Kaufläden, Magazine, Kaffeehäuser und Weinläden zu finden. Das Gebäude, der Hauptkirche gegenüber, ist in der Regel das Stadthaus, oder in den Hauptstädten des Staates, das Regierungsgebäude. Ein schöner Brunnen, oder eine Denksäule pflegt die Mitte des Platzes zu zieren, auch sind manche mit Baumreihen geschmückt, welche einen angenehmen Spaziergang gewähren. In den kleinen Städten wird der Wochenmarkt gewöhnlich auf dem Hauptplatz gehalten, der dann ein sehr belebtes Bild darbietet, durch die verschiedenen Gruppen der Bevölkerung und die Mannichfaltigkeit der ausgestellten Waaren. Man kann nicht leicht einen schönern Anblick haben, als z. B. der Markt in Cordova, im Staate von Veracruz, an einem klaren (Freitag) Morgen gewährt. Man wähle sich seinen Standpunkt an der Ostseite der Pfarrkirche. Von hier übersieht man das schöne Viereck von dem stattlichen Porticus umschlossen; die Verkäufer nehmen in langen Reihen das ganze Feld des Platzes ein, regelmäßige Straßen bildend, so daß gleichartige Gegenstände vereint zu finden sind. Weiße und Indianer, Mestizen, Mulatten und Neger, alle rein gekleidet, drängen sich in buntem Gewühl. Nirgends sieht man eine solche Mannichfaltigkeit von Früchten aller Zonen, nirgends diese Mischung aller Farben der Bevölkerung, als gerade hier auf der Gränze zwischen der heißen und gemäßigten Gegend. Eine prächtige Tropenlandschaft umschließt dabei das bewegte Leben; hohe Palmen und großblätterige Bananen wiegen sich in

der milden Luft und den Hintergrund bildet in ernsten Massen das Gebirge von Orizava mit seinem schimmernden Schneekegel.

Dem Mexicaner ist der Platz (plaza) was dem Römer sein forum war. Jedes Ereigniß hört man dort zuerst, jede Festlichkeit, politische wie kirchliche, wird auf dem Platze zu sehen sein. Dort werden Wahlen vorgenommen und öffentliche Reden gehalten, dort mustert man die Bürgergarde und hält unter geschmücktem Baldachin die Fronleichnamsprocession, dort brennt man Feuerwerke ab und illuminirt am glänzendsten. Vor oder nach dem Gottesdienst wandelt man ein wenig in den Portales (Arkaden), nach den Portales schlendert man am Abend um Bekannte zu treffen, Neuigkeiten zu hören oder Geschäfte abzumachen, und es gehört zum Leben der Städter, täglich einmal seine Cigarre in diesen Hallen zu rauchen. Der Hauptsitz des Verkehrs ist natürlich auch hier. Wie schon bemerkt, befindet sich in der Regel das Rathhaus hier, sowie das Stadtgericht, die Amtsstuben der Notare, die Bureaux einiger Advocaten. Läden, Kaffeehäuser und Schenken sind außerdem Magnete, die überall ihre Anziehungskraft üben. Die edle Zunft der Faullenzer und Tagdiebe ist zahlreich hier vertreten; die leperos oder Lazzaroni der Städte treibt ihr Instinct hieher, weil sich am ersten Gelegenheit findet, etwas ohne große Anstrengung zu verdienen, sei es durch Erleichterung der Taschen ihrer Mitmenschen, sei es auf ehrlichere Weise, durch Besorgung eines Auftrags, Lasttragen oder dgl. Evangelisten*) lehnen sich an die Pfeiler und ertheilen Orakel, Maulthiertreiber suchen Rückfracht, Trödler von allerlei Schnurrpfeifereien tragen ihren Flitter in der Hand und preisen ihn den schmucken Chinas (jungen Mestizenmädchen) an, die mit verliebten Augen die Ohrringe und Halsbänder ansehen. Eine Classe Menschen, die nie fehlt, sind die Taugenichtse aus dem Stamm der Creolen, verdorbene Söhne spanischer Eltern, die zu träge und zu hochmüthig sind, im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen, die etwas

*) Siehe Abschnitt X.

mit der Feder umzugehen wissen, ein Mundwerk haben wie ein Roscius, und die nun um die Weinläden und Kaffeehäuser lungern, um die Landleute, welche einen Advocaten suchen, in ihr Garn zu bekommen und systematisch ausziehen. Interessante Käuze, diese Winkeladvocaten, die ich weiter unten mit andern Glaubensgenossen, lebenstreu abzuschildern gedenke.

In den größern Städten, namentlich der Hauptstadt, wahre man in den Portales seine Uhr und Börse, und auch das Taschentuch halte man fest, es könnte sonst leicht in fremde Hände kommen.

Die Hauptstraßen der Stadt gehen immer vom Platz aus, die schönsten Häuser zieren sie, die reichsten Leute bewohnen sie. Vormittags ist hier der lebhafteste Verkehr; die Angestellten eilen auf ihre Bureaux, die Kaufleute auf ihre Comptoirs, die Makler machen ihre Runde bei der Handelswelt und die Equipage des Arztes hält vor den größten Häusern. Ganze Züge von Maulthieren bringen Waaren, oder holen solche ab, Karawanen von Eseln schleppen Schläuche mit Pulque gefüllt, und Züge von Indianern traben beladen nach dem Gemüsemarkt oder der Fruchthalle. Wir begegnen Mönchen von allen Farben, die theils auf den Markt, theils auf den Termin wandern, Weltgeistlichen, welche behaglich nach ihren Kirchen gehen und bald hier, bald dort sich grüßend verweilen, Studenten im langen Talar und Barret, welche ihre Vorlesungen besuchen. Die Damen in schwarzer Seidentracht, die Spitzenmantille über den Kopf, sind alle auf dem Weg nach der Messe, ihr Schritt ist sehr gemessen und feierlich, aber die schönen Augen wissen doch unter den langen Wimpern den stillen Gruß zu erwiedern, der ihnen vom Balcon geboten wurde.

Verkäufer aller Art rufen indessen mit lauter Stimme ihre Waare aus und singen die Endsilbe mit langgedehnter Betonung. Hier schreit ein Bäckerjunge sein pan fresco, tres tortas por medio, dort preist ein stämmiger Bursche mit einem tragbaren Herde auf dem Kopfe seine patos fritos, patos grandes (große, gebratene wilde Enten), die er dem eßlustigen Käufer dampfend

aus der Pfanne gibt. Indianerinnen mit Früchten oder Gemüsen recitiren in schrillendem Tone eine ganze Litanei von Dingen die sie tragen; Schuhe, Tücher, Zeitungen, Flugschriften, kurz alles mögliche wird laut ausgeboten. Häufig sieht man Kühe mitten in der Straße stehen; das sind die Milchlieferanten, deren Herren es sich bequem machen und vor den Thüren der Abnehmer melken. In der warmen Zeit vernimmt man in allen Straßen das nieve, nieve rufen; es sind die Eisverkäufer mit großen Blechgefäßen auf dem Kopfe, welche für weniges Geld den Durstigen letzen. Aqua fresca bieten andere an, die geschickt einen Teller mit gefüllten Gläsern auf der Hand balanciren. Gewiß ist der Confectverkäufer in ihrer Nähe, der wohl weiß, daß ein Törtchen zum süßen Getränke munde.

Die Buden der Handwerker stehen offen, und man sieht, von der Straße die Thätigkeit im Innern der Werkstätte. Die Kleiderkünstler arbeiten immer bei offenen Pforten, auf niedern Stühlen sitzend und rücken häufig auf die Trottoirs heraus, wenn das Licht im Innern der Hölle fehlt. Dasselbe thun auch die Schuhmacher und Sattler, und da sie den ganzen Tag über Stoff zum Kritisiren haben, so fehlt ihnen die Fertigkeit nicht und sie gelten für lose Zungen. Die Klempner, Kupferschläger und Silberschmiede arbeiten auch bei offenen Thüren, doch da Hammer und Feile ihr Auge und Ohr beschäftigt, liegen ihnen die kritischen Studien ferner. Silberarbeiter findet man in jedem Dorfe und mehr noch in den Städten, natürlich weil die tausend kleinen Schmuckgegenstände noch nicht durch Fabriken geliefert werden, und auch weil man sie gerne massiv von Gold oder Silber hat. Es ist dieses eine Eigenthümlichkeit der Mexikaner, daß sie eine Sache gar nicht wollen, wenn sie dieselbe nicht von der besten Art haben können. Das zeigt sich am deutlichsten im Handel. Schwere goldene Uhren werden stets gut verkauft, während wohlfeile silberne ganz unverkäuflich sind. Nur feine wollene Tücher haben einen Markt, die billigen groben Tücher gehen durchaus nicht. Wer nicht seidene Strümpfe bezahlen kann,

trägt lieber gar keine, und der Fetzen eines seidenen Gürtels ist noch besser angesehen, als ein neuer von Baumwolle.

Vom frühen Morgen bis zum Mittag rasten die Glocken nicht; die vielen Kirchen und Klöster suchen eine Ehre darin, die Luft mit den metallenen Stimmen in Vibration zu setzen, gerade nicht immer zur Erbauung des Trommelfells. Das Geläute ist übrigens von dem in Deutschland verschieden; es sind nicht die feierlichen gleichmäßigen Schwingungen, weil die kleinen Glocken um ihre Axe gedreht, die großen aber nicht bewegt werden, sondern das Seil ist an dem Klöppel befestigt, der in verschiedenem Tact gegen das Metall geschlagen wird. An großen Festen gehört dieser furchtbare Lärm nicht zu den Annehmlichkeiten; doch ist er nicht allein Mexico eigen, ich habe ihn mit gleicher Virtuosität auch in Europa kennen gelernt.

In allen großen Städten Mexico's findet man viele Klöster, männliche wie weibliche; in den kleinern sind nur wenige, in den Dörfern gar keine. Die Brüderschaften verstanden es von jeher sehr gut, ihren Aufenthalt vortheilhaft zu wählen, wie der Johannisberg und andere schöne Abteien beweisen. Die mexicanischen Mönche sind keine ascetischen Thoren, welche Wüsten wie die thebaischen zu ihrem Aufenthalt wählten, oder sich von den Apachas auffressen ließen. In den größern Städten läßt es sich bequem leben; es findet sich da gute Gesellschaft, das Terminiren macht weniger Mühe, und es bietet sich ein größerer Wirkungskreis auf das Herz der Gläubigen den milden Einfluß der Kirche wirken zu lassen. In Puebla ist fast die Hälfte des Grundeigenthums in den Händen der Klöster. Außerdem liegt es in der Organisation mancher Orden, z. B. der Franciscaner, sich gegenseitig zu beobachten. „O Sie wissen nicht", sagte mir einst mein alter Freund, Fray Eufrasio, selbst Franciscaner, „welches Spiel der Intriguen hinter unsern Klostermauern getrieben wird. Ich habe die höhern Würden meines Ordens bekleidet, ich war Guardian und Provincial, ich kenne die Sache und versichere Sie: die Cabalen des Hofes, die Intriguen der Diplomatie sind Kinderspiele gegen die Intriguen

im Innern unserer Klöster, und wer da ein Meister geworden ist, kann überall bestehen. Bei den Wahlen der Vorgesetzten werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, und deßhalb convenirt es uns, gerade die Klöster in den Städten und nicht in der Einöde zu haben, um die Mittel zu erhalten, die Geheimnisse anderer zu durchdringen.«

Es besteht allerdings auch ein Missionsorden (San José de Gracia, von der Regel des heil. Franciscus), dessen Pflicht es ist, den wilden Stämmen an der Nordgränze des Landes das Evangelium zu predigen; aber da dieses Geschäft mit Gefahren und tausend Entbehrungen verknüpft ist, so ziehen es die meisten Väter de propaganda fide vor, im Schoße volkreicher Städte die innere Mission zu besorgen.

Der Zufall hat uns nun einmal zu den Klöstern geführt, wir wollen diese Gelegenheit benutzen, uns etwas darin umzusehen. Die Gebäude sind zum Theil von außerordentlicher Ausdehnung, welche in dem großen Viereck, das sie umschließen, Kirchen, Capellen, Kreuzgänge, Höfe und Gärten enthalten. Sind auch die Zellen der Mönche, ihrer Ordensregel nach, nicht groß und glänzend, so zeigt sich doch Glanz und Reichthum in dem was der Gemeinschaft gehört. In einigen Klöstern sind die Kreuzgänge ausgezeichnet, Refectorium, Bibliothek und andere gemeinsame Räume mit Geschmack decorirt oder mit guten Gemälden geziert; vor allem aber sind es die Kirchen und Kapellen, welche an Gewändern, geheiligten Gefäßen, Statuen, Leuchtern u. s. w. einen ungeheuern Kirchenschatz besitzen. Es ist zwar vieles von den alten massivgoldenen und silbernen Schmucksachen ausgewandert, als Santana seine gierige Hand nach den Gütern der todten Hand auszustrecken drohte. Damals gingen monatlich schwere Ladungen von silbernen Altarplatten, Geländern, Candelabern, Crucifixen und andern zum Theil vortrefflich gearbeiteten Statuen nach Veracruz, um mit den englischen Packets verschifft zu werden. Der Vorwand war, daß diese verdorbenen, unmodischen Gegenstände in Europa nun gegen moderne ausgetauscht werden sollten; es kamen auch manche

neue von da zurück, aber alle von platirtem Messing und Argentan, während die gewichtigen Massen edlen Metalls in der Londoner Bank oder sonstwo von den Ordensgeneralen geborgen wurden. Diese Ausfuhr hatte längere Zeit gewährt, als Santana dahinterkam, und dieselbe bei Strafe der Confiscation verbot. Wie bedeutend übrigens diese Klosterschätze sind, geht daraus hervor, daß im Jahr 1847 das Kloster von Guadalupe bei Mexico allein anderthalb Millionen Dollars zur Bestreitung der Kriegsrüstung gegen die Nordamerikaner herschoß.

Die Clausur ist bei den meisten Orden nicht sehr streng, und die Disciplin ziemlich lax. Deßhalb findet man hier viele Feinschmecker unter dem härenen Gewande, die ihre wohleingerichteten Privatwohnungen außerhalb des Klosters haben.

In den Polizeinachrichten der Hauptstadt kommt es jede Woche einigemal vor, daß die Runden der Bürgergarde Mönche aus den Spielhäusern oder sonstigen verrufenen Spelunken auf die Hauptwache bringen. In der Frühe werden sie — wenn sie nicht in eine Criminalsache verwickelt sind — an ihre Klöster abgeliefert, und es kräht weiter kein Hahn darnach. Aber wehe dem, der es wagt, im Kloster gegen die Obern zu handeln, oder den Angeber macht; dem wird, wie mir ein Mann dieses Standes selbst sagte, das Leben zur Qual gemacht. Kann man ärgere Schmach erdulden, als z. B. (und solches kommt vor) auf der Schwelle des Refectoriums liegen, während die andern schmausen, und von jedem Ein- und Ausgehenden getreten zu werden, oder mit der Trense im Mund im Stall an der Krippe angebunden zu sein und nur Gerste zur Nahrung zu erhalten!

Die Zahl der Klöster im ganzen Land beläuft sich etwa auf 140 Mönchs- und 56 Nonnenklöster, mit einer Bevölkerung von 2000 Mönchen und 1900 Nonnen. Die Franciscaner bilden die Hauptzahl, die Carmeliter und Mercedarier die geringste, wiewohl sie sehr bedeutende Besitzungen haben. Ein Theil der Mönche beschäftigt sich mit edlen Werken der Barmherzigkeit; so sind die Irren-Anstalten in den Klöstern von San Hipolito, die Krankenhäuser in den Klöstern von San Juan

de Dios und San Lazaro. Auch die barmherzigen Schwestern beschäftigen sich mit der Krankenpflege. Manche Pfarreien werden auch von Mönchen administrirt, wie z. B. in Toluca von den Franciscanern; im allgemeinen aber ist ihr Leben ein nur auf die geistlichen Uebungen beschränktes. Die Weltgeistlichen sind ihnen nicht sehr hold, und sehen es höchst ungern, wenn Missionäre ihre Pfarreien besuchen wollen. Diese Meinung theilen auch viele aus dem Volke, welche die Aufhebung vieler Institute für eine zeitgemäße Maßregel halten. Daß noch nichts der Art geschehen ist, hat seinen Grund darin, daß man über die Verwendung des Vermögens nicht einig werden konnte. Die weltliche Macht beanspruchte es als Nationaleigenthum (nach Vorgang Napoleons, dem der Rheinbund mit Vergnügen folgte), aber der Klerus reclamirte es, natürlich für die Kirche, und da der Zankapfel große Zerwürfnisse in der Familie hätte herbeiführen können, ließ man ihn bis jetzt hängen.

Wer die Hauptstadt Mexico besucht, unterlasse nicht, einige der Hauptklöster näher zu betrachten; schon die großartigen Bauwerke verdienen es. Das Kloster der blauen Franciscaner nimmt ein ganzes Quartier ein, und hat fünf Kirchen innerhalb seiner Thore. Viele reiche Familien haben ihre Grabgewölbe in diesen Kirchen, was nicht allein einen reichen Segen für Seelenmessen, sondern auch manch' werthvolles Vermächtniß einbringt. Dadurch wurde es möglich, daß Bettelmönche einen Palast hinstellten, der für eine Königsburg groß genug wäre.

Auf ein andermal, liebe Leser, besuchet, von einem gesprächigen Laienbruder geleitet, die weitläufigen Hallen und den freundlichen Garten von Gebäuden umschlossen, welchen seit mehreren Jahren der fleißige Landsmann Kübli in Pacht hat, der darin sein bedeutendes Geschäft als Handelsgärtner betreibt. Jetzt wollen wir dem Menschenzuge folgen, welcher raschen Schrittes nach dem Hauptplatz eilt. Eine Kanonensalve vom Nationalpalast her und das Geläute der Glocken der Domkirche verkünden irgend eine bedeutende Feier, welche wir nicht versäumen dürfen. Wir befinden uns in der breiten und schönen

Straße von San Francisco, welche von dem Spaziergang aus (paseo nuevo) bis zum großen Platze führt. Tritt man nämlich von Westen her in die Stadt, durch das Thor von San Cosme, so gelangt man durch eine sehr lange Straße, welche die große Wasserleitung auf Bogen der Länge nach theilt, zu der Alameda, einem kleinen Park in der Stadt, von eisernem Gitter umschlossen, angenehm durch schattige Laubgänge, Springbrunnen und Blumengruppen. Von dieser grünen Oase führen parallel die beiden schönen Straßen Calle de Tacuba und Calle de San Francisco nach dem Centrum der Stadt. Letztere heißt, dem Platze näher, die Silberschmiedestraße, ist sehr belebt, durch eine Menge glänzender Läden und das Getreibe der Käufer und Schaulustigen, und wird als die erste Straße der Hauptstadt betrachtet.

Treten wir auf den außerordentlich großen Platz, so haben wir östlich, gegen uns über, den Nationalpalast, der eine Langseite des Platzes einnimmt. Links steht die große Domkirche, an der Stelle, wo der große Tempel des Kriegsgottes unzählige Menschenopfer bluten sah. Das Hauptportal ist dem Platze zugewendet, von dem der eigentliche Domplatz, welchen Akazien beschatten, durch Pfeiler und Ketten geschieden ist. Die beiden übrigen Seiten des Vierecks sind Paläste mit Arkaden; einer derselben ist das Stadthaus (la diputacion) dem Dom gegenüber, sowie östlich und westlich von demselben der erzbischöfliche Palast und des Eroberers Cortes ehemalige Wohnung steht (cassa del estado). In dem Bezirke dieses ungeheuren Quadrats war einst der höchste Glanz des aztekischen Reichs vereint. Hier stand die Pyramide Huiziliposchtli's, welche die höchsten Zinnen der Stadt überragte, und auf der geräumigen Plattform die thurmartigen Ueberdachungen der Götzenbilder trug; hier umgaben den Tempel weitläufige Paläste, welche mehr als tausend Priestern zur Wohnung dienten, und woran sich die klosterartigen Schulen beider Geschlechter reihten. Hier prangte endlich die Burg der Herrscher, in deren Innerem ein kleines Heer von Dienerschaft, Beamten und Kriegern ein Unterkommen fand.

Ein einziger Stein ist noch von diesen Prachtgebäuden zu sehen, ein großer runder Porphyrblock in der nordwestlichen Ecke des Domes eingemauert, welcher in vertieften Figuren den aztekischen Kalender darstellt.

Da wo sonst von der Plattform der Pyramide die große Trommel des Kriegsgottes dumpf über die Stadt hin tönte, hallen jetzt von zwei stattlichen Thürmen die ernsten Schläge der Glocken. Vor dem Palast ist ein Bataillon Grenadiere aufgestellt, vieles Volk wogt auf dem Platz auf und ab, im Dome aber braust der Orgelklang durch das Gewölbe, und dem „ite missa est" folgt das Amen des Chors. Die Pforten öffnen sich, und in feierlichem Zug tritt aus der Kirche der Präsident der Republik in Generals-Uniform, von den Ministern und einem glänzenden Generalstab begleitet, sowie von den diplomatischen Agenten der befreundeten Mächte, welche stets zu diesen Festlichkeiten eingeladen werden. Zwei Pedelle mit langem Talar und silbernen Sceptern eröffnen den Zug der Deputirten des Senates und Congresses, ihre Präsidenten an der Spitze, welchem die Alcalden, Gerichtspräsidenten, Prälaten, Generale und höhere Verwaltungsbeamte folgen. Von einer Regimentsmusik begleitet, bewegt sich der Zug in den großen Festsaal des Palastes. Die Ausschmückung ist geschmackvoll und reich. Auf etwas erhabenem Fußboden, mit Teppichen belegt, steht der Stuhl des Präsidenten an der nördlichen Wand vor einer Draperie von rothem Sammet, auf welcher das Wappen der Republik in Gold gestickt ist. Etwas tiefer zu beiden Seiten sitzen die Staatssecretäre. Die Sitze der Deputirten bilden einen großen Halbkreis dem Präsidentenstuhl gegenüber, und hinter demselben sind die Logen für die Diplomaten und andere Eingeladene. Eine von Säulen getragene Galerie ist für das Publicum bestimmt. Die Porträts amerikanischer Freiheitshelden schmücken den Saal; auch das Bild unsers großen Humboldt ist darunter, der mit den Waffen des Geistes für die Erringung der Unabhängigkeit des Landes mehr gewirkt hat als andere mit dem Schwert. Humboldt ist Ehrenbürger der Hauptstadt.

Nachdem die hochachtbare Versammlung Platz genommen, erhebt sich der Präsident und liest seine Botschaft vor, d. h. eine Uebersicht der Resultate seiner Verwaltung, eine Darstellung der Lage des Landes in Bezug auf innere und äußere Politik und eine Bezeichnung der Gegenstände, welche der Thätigkeit der Legislative zunächst empfohlen werden müssen. Den detaillirten Rechenschaftsbericht werden die Minister den Kammern vorlegen. Wie gewöhnlich schließt die Anrede mit einem Compliment für die HH. Deputirten, wie das Vaterland nie gegründetere Hoffnungen gehabt habe segensreiche Gesetze zu erhalten als bei dem gegenwärtigen Zusammenflusse so ausgezeichneter Intelligenzen u. s. w. Hierauf ein Gegencompliment von dem Alterspräsidenten der Kammern, worauf die Sitzungen für eröffnet erklärt werden. Einige arme Tröpfe auf den Galerien halten die schönen Redensarten wirklich für baare Münze und schreien aus voller Kehle: viva la republica, viva el sobrano congreso. Wir hier zu Land wissen besser, welche Interpretation man den oratorischen Exercitien zu geben hat und schweigen lieber stille.

Für heute ist der öffentliche Act vorüber und wir können gehen; doch wollen wir uns vorher die Gruppen übersehen um ein Bild des Ganzen mitnehmen zu können. Wenn man nicht auf den Galerien eine und die andere markige Figur aus dem Volk erblickte, mit brauner Gesichtsfarbe und in der Tracht des Landes, so könnte man sich nach einer südeuropäischen Hauptstadt versetzt wähnen. Hier wie dort sieht man ähnliche äußere Formen: der Soldat und der Geistliche ist in seiner Uniform, die übrige civilisirte Welt im schwarzen Frack, den platten Gallahut unter dem Arm, die Consuln mit Seemannsuniform, kurz alles nach europäischem Zuschnitte. Die Deputirten haben sich in verschiedenen Kreisen gruppirt, je nach ihrer politischen Färbung. Den behaglichen alten Herren dort sieht man es an, daß sie schon oft die Sitzungen mitgemacht haben und hier zu Hause sind. Sie begrüßen den Präsidenten, sprechen einige Worte mit den Ministern, drücken dort einem alten Bekannten

die Hand und messen sich im Vorbeigehen einige neue Gestalten. Das sind Leute vom alten Regime und respective Schlendrian, „Conservative“, wohlunterrichtete und wohlmeinende Philister, die aber immer durchgreifenden Reformen in dem Wege gestanden haben; Leute die gegen die Eisenbahnen sind weil durch sie die Frachtfuhrleute ihren Verdienst verlieren und gegen die Gasbeleuchtung arbeiten weil sie selbst Oelbau treiben oder große Schafheerden*) besitzen.

Die Gruppe junger Männer, welche in der Mitte des Saales lebhaft gesticulirt, besteht aus Advocaten, Aerzten, nebst einigen Angestellten und Gutsbesitzern aus den Provinzen. Man sieht es ihnen an, daß sie Leute des Fortschrittes sind und gegen die alten Rundbäuche Opposition machen. Sie haben sich zum Theil in anderen Ländern umgesehen, wissen daß viele alte Mißbräuche abgeschafft werden müssen wenn es in ihrem Vaterlande besser werden soll und arbeiten mit Entschiedenheit für Reformen wie sie das Land fordert.

Eine kleine Fraction, mit einigen Militärs darunter, dort rechts an der Säule, sind Santanisten, Glückspilze aus der Zeit der Militärdictatur eines moralisch durch und durch zerfressenen Charakters. Sie möchten gerne wieder ihren verbannten Heros in's Land schmuggeln, um die schönen Tage ihres goldenen Zeitalters zurückkehren zu sehen.

Dort die Herren im schwarzen Talar (Weltgeistliche, denn Mönche sind nicht wählbar) haben ihre feste Partei, an der sie consequenter wie alle andern Stände halten. Es stehen auch Geistliche bei andern Gruppen, denn es gibt sehr freisinnige in ihrem Stande; aber jene stillen dort repräsentiren die strengen im Lande und widersetzen sich jeder Neuerung, weil sie füchten den alten Besitzstand, d. h. ihr Interesse, dadurch zu gefährden. Es ist die spanische Partei, der die alte, längst abgeschaffte und vom Volke vergessene Aristokratie zum Theil heimlich zuhält;

*) Bei der Schafzucht ist Talggewinnung die Hauptsache. Der Verbrauch an Talg ist sehr groß im Lande, weil in den Bergwerken nur Talgkerzen gebrannt werden.

die Partei der Monarchisten, beliebt durch spanisch= und französisch=bourbonische Intrigue, welche seit längerer Zeit jesuitische Abbés unterhalten. Ihr Ideal ist: ein spanischer oder französischer Prinz auf dem Throne der Azteken. Sie hassen die Santanisten, doch blasen sie oft in ein Horn wenn es gilt einen Vorschlag der wahren Republikaner zu vereiteln. Durch das Interesse ziehen sie oft die alten Constitutionellen auf ihre Seite, die wir als die Conservativen ihres Säckels und ihrer Stellen bezeichnet haben. Die Partei der Monarchisten ist klein und wäre längst ausgestorben wenn sie nicht ihre Hauptstütze in einem Stande hätte, der bei großem Einfluß schlau genug ist, seine wahren Plane zu verdecken.

Das sind etwa die Hauptfractionen, welche uns ein Ueberblick der Deputirtenversammlung erkennen läßt und die sich bei jedem neuen Zusammentritt des Congresses neu organisiren und recrutiren. Die santanistische ist jetzt kaum mehr zu zählen; dem Principe nach bleiben zwei Hauptfractionen: die republikanische und hierarchisch=monarchische. Dieselben großen Zeitfragen stehen in der alten wie in der neuen Welt auf der Tagesordnung.

Die Mehrzahl der Bevölkerung des Landes nimmt an den öffentlichen Angelegenheiten nur einen geringen Antheil. Zwei Dritttheile des Volkes bestehen aus Indianern oder Mestizen des Taglöhnerstandes, welchen die Politik völlig gleichgültig ist. An den Wahlen nehmen sie indeß Antheil, weil sie ihr Recht bethätigen wollen. Der Wahlmodus ist der indirecte und zwar doppelt. Jeder Bürger in Ausübung seines Bürgerrechtes kann wählen, d. h. jeder Mann über zwanzig Jahr alt, der selbständig ist (nicht im Privatdienst als Knecht, Bedienter oder Commis steht), keine diffamirende Strafe erlitten hat, kein notorischer Spieler ist u. s. w. Die Wahlsectionen werden nach einer Bevölkerung von wenigstens fünfhundert Seelen gebildet. Jede Section ernennt einen Wahlmann. Im Hauptort des Cantons vereinigen sich diese und wählen, je nach der Volkszahl, einen oder zwei Cantonswähler, welche in der Hauptstadt des

einzelnen Staates die Deputirten für den Generalcongreß wählen im Verhältniß von 1 auf 50,000 Seelen. Durch diesen dreifachen Wahlmodus werden die Intriguen, welche an manchen Orten vorkommen können, neutralisirt und im allgemeinen fallen die Wahlen im Sinne des Volkes aus.

Die Verfassung ist in den Grundzügen der nordamerikanischen nachgebildet, es ist eine föderative Republik, welche aus zwanzig Staaten, drei Territorien und dem Föderaldistrict besteht. Die gesetzgebende Gewalt der Union wird von den Kammern ausgeübt, welche Congreß und Senat bilden. Der Senat, zur Hälfte aus dem Congreß, zur Hälfte aus den Assembleen der einzelnen Staaten gewählt, revidirt und bestätigt die durch den Congreß gegangenen Gesetze. Verwirft er ein Gesetz, so darf derselbe Gegenstand nur erst bei einer folgenden Sitzung, d. h. im Beginne des folgenden Jahres, vorkommen.

An der Spitze der Verwaltung steht der Präsident mit seinem verantwortlichen Ministerium, welcher über die bewaffnete Macht gebietet, Verträge mit andern Nationen schließt u. s. w. Die Justiz ist von der ausübenden Gewalt getrennt, zwei Instanzen sind in den Staaten, der oberste Gerichtshof für die ganze Republik in der Hauptstadt.

Die einzelnen Staaten haben ihren speciellen Congreß und ihre Verwaltung. Die Verfassungen der Staaten werden von dem Generalcongreß bestätigt. Ueber die Einnahmen und Ausgaben der ganzen Republik entscheidet einzig der Generalcongreß, der überhaupt alle Gegenstände des Gesammtinteresses zu wahren hat, und dem einzelnen Staate nur die localen Interessen zur weiteren Entwicklung überläßt.

Meine Absicht war nicht die Verfassung hier zu zergliedern, sondern nur einige Züge daraus mitzutheilen, damit wir der Noten überhoben sind, die wir zum Verständniß mancher Aeußerungen nothwendig geben müßten. Wir kehren nun wieder in den Festsaal des Palastes zurück; aber das Ende der Sitzung und das Ausströmen der Versammelten macht die Fortsetzung unserer physiognomischen Studien unmöglich. Wir begrüßen

beim Herausgehen einige Deputirte unserer Bekanntschaft und folgen, da es noch frühe ist, ihrer Einladung, in der Gran Sociedad ein Glas Bier mit ihnen zu trinken. „Nun wie gefällt Ihren europäischen Freunden hier unsere Stadt, unser Congreßsaal? Nicht wahr das ist nicht so übel und könnte auch in Europa für etwas gelten?“ fragte der gewandte Licensiado (Advocat) A. Nationaleitelkeit hat wohl jedes Volk und so kann man es den lebhaften Creolen gern nachsehen, daß sie sich geschmeichelt fühlen wenn Europäer ihre öffentlichen Anstalten loben. Manche glauben auch es könne gar nichts schöneres geben als ihre Hauptstadt mit allem was darin ist. Schön ist sie, das ist wahr, aber es könnte manches besser darin sein. Doch darüber an einer andern Stelle; jetzt schauen wir uns im Café um, wo viele Leute an marmornen Tischen sitzen, einige im Gespräche, andere in den Zeitungen vertieft; noch andere mit Schach oder Domino beschäftigt. Die Eröffnung des Congresses bildete den Hauptgegenstand der Unterhaltung, das Ergebniß der Wahlen, die wahrscheinliche Majorität, die Taktik der Parteien, die wichtigsten Vorlagen und dergleichen.

„Es wird nichts Vernünftiges werden, sagte ein Mann an dem Tische neben uns, dessen markirtes Gesicht uns beim Eintritt auffiel, und dabei strich er einen kohlschwarzen Schnurrbart, der fast spannlang unter der Adlernase thronte; es wird nichts Vernünftiges werden, denn die Pfaffen und Gesetzverdreher werden wie die Elstern schwatzen und verstehen so viel von dem was uns noth thut als mein Pudel da. Nicht drei Militärs von Einsicht sitzen in der Kammer und so lange der Militärstand nicht eine andere Stellung erhält, bleibt alles Lumperei.“ Er streicht sich abermals den Bart und thut einen wackern Zug aus dem schäumenden Glase.

Brav gesprochen, Hauptmann, entgegnet ihm ironisch unser Nachbar Advocat, es ist allerdings ein klassisches Unrecht, daß man einen Mann von Euren Verdiensten nicht in die Kammer gewählt hat. Man vernachlässigt unverantwortlich Euren Stand, der so sehr der Hülfe bedarf um wieder auf gute Soh-

len zu kommen, die vom Laufen vor den Yankees noch immer im Unstand sind. Das Volk gedenkt noch der glücklichen Tage, da das Militärbudget vier Fünftheile der gesammten Staatseinnahme wegfraß, um ein Heer zu unterhalten das weder gegen irgendeinen äußeren Feind taugte noch zur Erhaltung der Ruhe im Innern zu gebrauchen war, weil aller Zwiespalt von ihm ausging. Ja nicht einmal die Sicherheit der Landstraßen konnte man den Truppen anvertrauen; denn Eure Helden machten Compagnieschaft mit den Räubern, waren nie da wenn die Reisenden angegriffen wurden, wenn aber die Beute in Sicherheit war wußten sie wohl wo sie ihren Antheil zu holen hatten.

O Ihr Heiligen, erwidert der Schnurrbart, was thut Ihr? Wenn die wackern Soldaten die Räuber glücklich zur Haft gebracht haben, wenden sich diese an Euch mit gespicktem Beutel und Ihr laßt sie laufen, ganz nach dem Gesetze, oder wenn der Zollbeamte das Aerar um ungeheure Summen geprellt hat und den Galgen verdiente, beweißt Ihr für gutes Geld, daß sich der arme Mann völlig im Staatsdienst aufopfere und nicht entfernt strafbar sei, ganz nach dem Gesetze; oder wenn der Empörer gegen die Verfassung, dem alle Welt das eiserne Halsband *) als wohlverdientes Ehrenzeichen zuerkennt, Euch unter vier Augen gewisse Winke gibt, so wißt Ihr es zu drehen, daß der Mann aus purem Patriotismus so gehandelt habe und völlig straflos sei, ganz nach dem Gesetze; oder wenn — —

Dios santo, Capitän, schreit der Licenciat, schont unsere Ohren und Eure Kehle; Eure vortreffliche Stimme könnte sonst durch einen Luftröhrenkrampf schmählich ruinirt werden und Euch wenn Noth an Mann geht, zu Eurem Schaden im Stich lassen. Bedenkt, daß Ihr bald Oberst werdet, zumal wenn man Euren parlamentarischen Talenten näher auf die Spur kommt. Von da ist der Sprung zum Kriegsminister eine Kleinigkeit

*) Das eiserne Halsband bezieht sich auf die Todesart des Erdrosselns, bei welcher ein Eisen um den Hals gelegt wird das durch einen Balken geht und durch eine Schraube plötzlich zugezogen wird. Vorrecht des spanischen Adels.

und dann könnt Ihr schalten nach Belieben. Aber Scherz beiseite, denkt Euch Ihr wärt es schon, mit was wolltet Ihr bei unsern zerrütteten Finanzen die Armee wieder herstellen, wie wollt Ihr denn ein taugliches Offiziercorps bilden?

Geld, erwiderte der Capitän, das wollte ich bald haben, das müßten mir die Advocaten schaffen und was noch fehlte das holte ich in den Klöstern. Ich schwöre Euch, mit den sechszig Millionen Piaster, welche die Güter der Mönche werth sind, wollte ich ein Corps herstellen, so schön wie Napoleons alte Garde, und wenn ich die Offiziere gut bezahlte, die jetzt so viel erhalten, daß sie gerade dem Hungertode entgehen, so würden sie schon wieder so weit zu Kräften kommen, daß sie das Gefühl von Ehre beherbergen könnten ohne den Schwerpunkt zu verlieren. Man hat Wahl genug und tüchtige Kräfte fehlen nicht.

Allgemeine Heiterkeit belebte die Gesichter der Zuhörer, wiewohl einige durch Winke zu verstehen gaben man möge lieber abbrechen, der anwesenden Fremden wegen, welche glauben könnten die öffentlichen Zustände seien wirklich so faul. Der Capitän, als Gentleman, versteht den Wink und fragt uns mit vieler Urbanität (denn die Mexicaner sind in ihren Manieren fein und gegen den Gast stets aufmerksam) wie uns das Land gefalle wie die Stadt und ob er uns vielleicht nützlich sein könne bei dem Besuche der Sehenswürdigkeiten. Ich konnte ihm danken, da ich als Eingebürgerter schon ziemliche Ortskenntniß besitze; aber da mir der Mann gefiel, sagte ich ihm, daß es mich freuen würde wenn ich öfter seine muntere Unterhaltung genießen könnte. Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, erwiderte er, Sie finden mich täglich hier und auf dem Spaziergang, und vielleicht kann ich Ihnen manches erzählen, was Sie in keinem Reisebuche finden. Wir trennten uns als gute Freunde, nachdem wir von allen die Einladung erhalten hatten, bei ihnen die Mahlzeit zu nehmen — eine Höflichkeit, die selten unterlassen wird.

Ich führte meine Leser in diese Gesellschaft um ihnen einige Einsicht in öffentliche Zustände zu verschaffen. Doch hört man das nur unter Bekannten; denn die Mexicaner sind darin

discret und sprechen nicht gerne aus dem Hause — eine gute Eigenschaft, die der Deutsche nicht immer besitzt und im Ausland sein Vaterland oft blamirt. Da wir einmal einen Blick in die Karten geworfen haben, können wir beifügen, daß der Advocat nicht ganz unrecht hatte, aber der Schnurrbart auch nicht. Bestechlichkeit ist den Richtern oft vorgeworfen worden, die öffentlichen Blätter haben manche Thatsache darüber bekannt gemacht, manches habe ich selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt. Es ist nicht sowohl der Richterstand, welchen der Vorwurf trifft, als das Personal der Schreiber und Subalternen, und die Richter sind nur in so fern zu tadeln, daß sie ihre Untergebenen nicht strenger controliren. Die Flucht von Verbrechern kommt häufig vor und gewöhnlich ist irgend ein bestochener Schreiber der Amtsstube der Veranlasser. Ueber das Militärwesen werden wir weiter unten reden.

Man kennt eine Stadt nicht genau wenn man nicht zu jeder Tageszeit ihre Straßen durchwandert und das Treiben des Volks beobachtet. Zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags ist die gewöhnliche Essenszeit aller Stände. Dies ist die ruhigste Zeit auf den Straßen; alles zieht sich in das Haus zurück, viele Läden und die Werkstätten werden geschlossen und selbst der Taglöhner hat eine Stunde Rast, welche er benutzt sein Sigarrito zu schmauchen und ein wenig zu schlummern. Nur Sonntags sind die Straßen um diese Zeit belebt, theils wegen der vielen Landleute, welche die Stadt besuchen, theils wegen der Spaziergänger, welche frühe nach den benachbarten Dörfern ausziehen. Die Gasthöfe bieten in ihrem Mittagstisch nichts besonderes, es geht dabei ziemlich europäisch her; dagegen sieht man in vielen Häusern der Straßen dritten und vierten Rangs im Erdgeschosse rauchige Gemächer, worin gewaltig gekocht und gesotten wird und wo es eigenthümlich zugeht. Da die Thüre nach der Straße zu weit offen steht, so gewahrt man an großen Feuern mächtige irdene Gefäße, worin ziegelrothe Brühen und schwarze Bohnen schmoren. In einem Zimmerchen dicht neben der Küche geht viel Volkes aus und ein; Maulthiertreiber in

ihrem Lederkoller, Rancheros, Soldaten, Taglöhner u. dgl. Das sind Abfütterungsanstalten, fondas (Speisehäuser) genannt, für die niedern Stände, wo man für einen Real (5 Sgr.) seine Mahlzeit hält und noch ein großes Glas Pulque dazu bekömmt.

Gewöhnlich sind dicht dabei andere Spelunken, in welchen ganze Reihen brauner Weibsbilder mit ganz nacktem, oder nur mangelhaft verhülltem Oberkörper auf dem Boden knieen, und auf flachen Steinen vor sich den Mais zerreiben, während andere die Masse klatschend in der Hand zu den Tortillas formen und diese auf flachen thönernen Pfannen backen. Gerade die Leute, welche in der benachbarten Garküche schwelgen, mögen kein Weizenbrod, ihnen ist die Tortilla Bedürfniß und in der That, zu den scharfgewürzten Ragouts und den Frigoles (Bohnen) sind sie wohlschmeckender als Brod.

Man speißt übrigens ohne Messer und Gabel, das Tischtuch ist stark unklar, und die Servietten erhalten durch die färbenden Gerichte einen eigenen Farbendruck, riechen aber gerade nicht nach eau de mille fleures, sondern erregen Niesen durch das Capsicum. Eine eigene Gewohnheit haben die Essenden dieser Reviere: daß sie sich nach eingenommener Mahlzeit (etwas Süßes macht stets den Schluß, wenn es auch nur ein Bröckchen ungeläuterten Zuckers ist) ein großes Glas Wasser trinken, darauf sich bekreuzigen mit den Worten „bendito y alabado sea Dios,“ und dann mit großem Geräusche durch den Mund Magengas explodiren lassen, was mit einer gewissen Virtuosität modulirt wird. Der gemeine Mann hält das für sehr heilsam und auch der, welcher sich viel höher stellt übt es, wenigstens en famille, zumal der Dörfler und Kleinstädter. Don Quixote verbietet seinem Schildknappen nur das Wort, aber nicht die Sache.

Auf den Straßen selbst hält vieles Volk seine Mahlzeit, und gibt sich behaglich der Mittagsrast hin. Handlanger und Taglöhner, die bei Bauten beschäftigt werden, Pflästerer, Lastträger u. dgl. bekommen ihr Essen gebracht und sitzen nun mit ihren Frauen oder Kindern auf der Erhöhung des Fußwegs

oder den Stufen einer Kirche und tafeln so behaglich als ob sie auf einem römischen Triclinium schmausten. Ja verschiedene Gruppen tragen ihre Schüsselchen zusammen und bereiten sich dadurch größere Mannichfaltigkeit des Mahls. Und wie machen sie sich gegenseitig Complimente über die vorzügliche Bereitung der Speisen! „In Wahrheit, Doña Mariquita," hören wir einen, gerade nicht sehr reinlichen Maurer-Handlanger sagen, „Sie haben eine Hand um die köstlichsten Bissen zu bereiten, wie man sie nicht leicht in der Stadt findet, es ist eine Wonne von diesem Mahle zu essen." „Sie wollen mir nur schmeicheln" (favor que Vmd. me hace) erwiedert die Angeredete, „mein Mann wirft mir immer vor, daß ich ihm nie solche gute Sachen zubereite wie Ihre Frau Gemahlin, Doña Camilla, zu machen versteht" ꝛc. Dieses Volk behandelt sich mit einer Höflichkeit, als ob alle in Salons ihre Studien gemacht hätten, und der Nordländer bewundert dabei die außerordentliche Mäßigkeit, die kleinen Quantitäten Nahrung, mit welchen sich Leute begnügen, die harte körperliche Arbeiten verrichten. Was e i n deutscher Bauer auf e i n e n Sitz verzehrt, reicht einer ganzen mexicanischen F a m i l i e für einen Tag hin.

Die letzten Gruppen, welche wir im Vorübergehen betrachteten, gehörten der Classe der Mestizen an, welche im allgemeinen den niedern Theil der Städtebevölkerung ausmacht. Die eigentlichen Indianer bilden in den Vorstädten gesonderte Gemeinden und unterscheiden sich nur wenig von ihren Stammesgenossen der Dörfer. Da wo sie Landbau haben, sind sie in ihrer Weise wohlhabend; in der Hauptstadt selbst üben die Indianer an den Enden der Stadt das Gewerbe ihrer Vorfahren zur Zeit der Unterdrückung unter den mächtigern Stämmen der Acolhuas und Tepanecos, sie suchen ihren Unterhalt in den Sümpfen und Seen und an deren unfruchtbaren Ufern. Dem Reiher gleich sieht man sie in den Gräben waten, welche die Sümpfe durchschneiden und mit kleinen Netzen Weißfische, Frösche und Acholotes fangen, jene wunderliche Proteus-Art, welche das Mittelglied zwischen Fisch und Eidechse bildet. In kleinen Ca-

noas durchrudern sie die breiten Canäle und binsenreiche Seen, sammeln Fisch- und Froschlaich, Fliegen-Eier, Brunnkresse und Wasserlilien, oder stellen den Wasservögeln und Strandläufern nach, die in unglaublicher Menge die Seen und ihre Ufer bedecken. Außerdem flechten sie Matten von Binsen, sieden Salz aus dem Wasser der Salzseen, welches sie wiederholt durch Ablaugen von salziger Erde anreichern, oder scharren Natrum tequesquite in den Feldern zusammen, das nach der Regenzeit effloreścirt. Ihre Gärtchen, die sie dem Sumpf abgewinnen, bringen gute Gemüse und Blumen hervor; diese Chinampas sollen einst schwimmend gewesen sein, jetzt aber sind sie auf den Grund gerathen, weil die Seen kleiner geworden sind. Alle diese kleinen Industriezweige und viele andere mehr*) bringen sie auf den Markt von Tlaltelolco, der vor drei Jahrhunderten — als Cortes zuerst die Hauptstadt der Azteken betrat — so groß war, daß täglich dreißigtausend Menschen dort ihren Handel trieben. Aermlich und schmutzig sind diese Indianer der Hauptstadt zum großen Theil. Wenn sie ihren Handel beendigt haben und einige Gläser Pulque ihren Stumpfsinn etwas aufstacheln, sieht man sie oft im Schatten einer hohen Mauer oder Kirche gelagert, um die Reste ihres Itacate (Mundvorrath den sie in einem Netze bei sich führen) zu verzehren. Trockenes Maisbrod (totopo), gekochte Bohnen in Blätter gewickelt, oder kleine, gesalzene Fischchen mit spanischem Pfeffer sind ihre einfachen Gerichte, und steht die Sonne noch hoch, so halten sie ihre Siesta auf platter Erde. Die Stunden von 2 bis 4 Uhr Nachmittags sind, wie schon bemerkt, die ruhigsten in den Städten; die Straßen sind leer, die Bewohner liegen dem Verdauungsgeschäft ob, oder rauchen im Frieden ihre Sigarre. Selbst die unthätigen Schlenderer suchen den Schatten, bis bald die Abend-

*) Sie verkaufen die verschiedenen Nahrungsmittel aus Mais, Hühner, lebende Strandläufer, Colibri in kleinen Käfigen von Grashalmen, Töpferwaaren, Körbchen, Spielzeug von Holz und Federn, Gefäße von Kürbisen, Stricke, Bindfaden und dgl.

kühle wieder mehr Regsamkeit erzeugt und gegen die Oracion hin (6 Uhr) die Straßen so belebt sind wie am Vormittag.

Alle mexicanischen Städte sind nach gewissen allgemeinen Regeln und Maßen gebaut, wo es die Bodenverhältnisse nicht absolut unmöglich machten. Durch die sich rechtwinklig schneidenden Straßen werden Vierecke von Häusern gebildet, welche dicht zusammenstehen und so einer compacten Masse gleich sehen. Jede Seite dieser Vierecke ist 200 varas oder 600 Fuß lang, und das ganze Quadrat von vierzigtausend □ varas Bodenfläche heißt eine Mansana. Jede Mansana wählt sich jährlich aus den Insassen einen Friedensrichter und einen Polizei-Aufseher, welche die kleinern Streitigkeiten und Störungen zu ordnen haben. Eine Anzahl Mansanas bilden in kirchlicher Hinsicht eine Pfarrei, in politischer ein Quartier, welches im Stadtrath repräsentirt ist.

Der Stadtrath (Ayuntamiento) wird vom Volk gewählt und besteht aus Bürgermeistern (alcaldes) und Regidores, welche die Verwaltung des städtischen Vermögens, das Unterrichtswesen, die Polizei, das städtische Bauwesen, Beleuchtung u. s. w. zu besorgen haben. Die Wahlen werden jährlich vorgenommen und ohne legalen Grund darf man die Annahme nicht verweigern; eine grundlose Verweigerung zieht Suspension des Bürgerrechts nach sich. Eine unmittelbare Wiedererwählung kann man ablehnen. Die Vorsteher der Quartiere und Mansanas stehen unter dem Stadtrath. Alle städtischen Aemter werden unentgeldlich verwaltet und gehören zu den bürgerlichen Lasten; nur das Bureaupersonal wird besoldet.

Die Verwaltung des Polizeiwesens hat große Lücken, die dem Europäer mehr auffallen als dem Eingebornen. Es ist wahr, es wird gesorgt, daß die Stadt Wasser habe, daß die Nahrungsmittel nicht fehlen (in den meisten Städten sind Fruchthallen und Schlachthäuser), daß ihre Preise geregelt, Maß und Gewicht richtig eingehalten werden. Es wird ferner die Reinlichkeit der Straßen überwacht, die Beleuchtung ist ziemlich gut, und nach Sonnenuntergang sind die Nachtwächter (serenos) mit

Spieß und Laterne an jeder Straßenecke. Auch sind die Friedhöfe außerhalb der Städte verlegt, Krankenhäuser stehen zur Aufnahme der Armen bereit und Verordnungen haben Tausend andere Dinge vorgesehen. Aber mit der strengen Beobachtung sieht es noch traurig aus. Die Polizei war bis jetzt nicht im Stand das so verderbliche Hazardspiel zu unterdrücken, den arbeitsscheuen Lepero mit unerbittlicher Strenge zu verfolgen, den Dieb und Gauner schnell ausfindig zu machen und den Gerichten zu überliefern, den Skandal trunkener Indianer von den Straßen zu entfernen, und bei dem niedern Volk das Tragen kurzer Waffen zu verhindern, das die Veranlassung so vieler Todschläge wird. Gerade die Proletarier haben die Sitte ein Messer im Gürtel oder in den Reiterstiefeln zu tragen, und kommen sie in Wortwechsel, so ist das Messer sogleich bereit einen scharfen Beweis zu führen. Das Gesetz droht schwere Strafen an, aber die Handhabung des Gesetzes gehört noch zu den frommen Wünschen. So geht es in vielen Dingen, jedermann kennt den Nachtheil und Mißstand, aber die Straflosigkeit ist schon so eingewurzelt, daß niemand wagt daran zu rütteln, um nicht den Haß auf sich zu laden. Der jährliche Wechsel der Municipal-Behörden trägt nicht wenig hiezu bei, jeder sucht sein Jahr so ruhig wie möglich zu verleben und seinem Nachfolger alle Odiosa zu überlassen, der es dann eben so macht.

Wenn sich die Sonne dem Horizonte zuneigt, beleben sich die Straßen der Städte mit denen, welche die kühle Luft im Freien athmen wollen. Zu Wagen, zu Roß und zu Fuß besucht man die Alamedas, diese einfachen Baumgänge, die nur Schatten gewähren sollen. Hier sieht man und läßt sich sehen; die jungen Löwen begrüßen die Schönen in den Wagen, bieten auch die Hand um sie zu Fuß in dem Parke zu geleiten. Die Verabredungen für den Abend werden getroffen; im Theater, in der Tertulla, auf dem Ball, im Spielhause verspricht man sich zu treffen. Es ist eine Bewegung wie auf dem Markte, dazwischen das fröhliche Treiben der Kinder, das Gesumme und Lärmen, welches aus den bewegten Straßen hereinschallt: da tönt bei



M. Rugendas delt. G.M. Kurz sculpt.

THE ALAMEDA, PUBLIC WALK.

LA ALAMEDA PASÉO PUBLICO. (MEXICO.) DIE ALAMEDA, ÖFFENTLICHER SPAZIERGANG.

Darmstadt G. G. Lange.

dem Beginnen der Dämmerung ein Glockenschlag von dem Hauptthurm der Stadt, dem ein Schlag von den andern Thürmen antwortet. Wie durch ein Zauberwort ist alle Bewegung gehemmt, alle Fußgänger stehen still, alle Männer ziehen die Hüte ab, viele Lippen bewegen sich zu einem Ave Maria; es tönt der zweite und der dritte Schlag, und wie dieser verklingt, kehrt das Leben in die Menge zurück. Ehe sich die Männer den Kopf bedecken, bieten sie ihren Bekannten einen guten Abend; man thut dieß selbst in dem Hause nach dem Klang der Abendglocke, und auch das Gesinde wird nie das Licht in das Zimmer bringen ohne dabei einen guten Abend zu wünschen. Bemerken muß ich hierbei, daß man im spanischen Amerika, wie in Spanien, von der Morgenfrühe an bis zu Mittag einen guten Tag wünscht (buenos dias), von Mittag bis zur Dämmerung einen guten Abend (buenas tardes) und von da eine gute Nacht (buenas noches). Nur in der Mehrzahl gebraucht man diese Bezeichnungen der Tageszeiten.

Mit der Oracion, dem Abendläuten, eilt alles der Stadt zu, die Straßen sind mit friedlich wandelnden Menschen bedeckt, wir ziehen mit, behaglich die schöne Luft athmend. Da hören wir plötzlich ein Glöcklein klingen: „nuestro amo“ hören wir überall flüstern, viele beschleunigen den Schritt um eine Seitenstraße einzuschlagen:

„Ein Priester ist's mit dem Leib des Herrn,
Voran kommt der Meßner geschritten.“

Aber er schreitet nicht zu Fuß, wie der, welchem der Habsburger begegnete, er fährt in einem Wagen, von zwei weißen Pferden gezogen und der Kutscher ist irgendein angesehener Mann der Stadt, aus der Innung der „Kutscher unsers Herrn“. Chorknaben gehen voraus mit Laternen auf Stäben, und wo das Glöcklein tönt, da kniet alles nieder auf der Straße und auf den Balconen, und wenn es Nacht ist, stellt man Lichter in die Fenster. In den Landstädten ist's noch so, in der Hauptstadt und in den Seestädten hat Lucifer vieles verändert, die Kutscherbrüderschaft kann sich nicht mehr recrutiren und die

Wandelnden der Straße sind zum Theil harthörig geworden gegen das Glöcklein. Wäre der in dem weiten Weltall nicht langmüthiger als seine Diener auf Erden, so wären der Städte viele gleich Sodoma von der Erde vertilgt.

Wunderbar ist der Anblick der Städte wenn der alte Erdgeist bisweilen an seinen Grundfesten rüttelt und das schwache Menschenwerk wie Kinderspiel zusammenschmeißt. Da stürzt alles auf die Straßen, auf die Plätze, wirft sich in den Staub und fleht um Erbarmen. „Libra nos Señor" tönt der Gesang weithin durch die Stadt, ein Schauer durchbebt alle und die Angst läßt sie in den bebenden Klüften die Macht fürchten, deren Wehen sie in dem säuselnden Athem des Frühlings nicht erkannten.

Die Abendglocke ruft die Familien in das Haus, die ledigen Männer nach den Café's um Chocolade zu nehmen. Auch der Handwerker ist daran gewöhnt und zumal die Frauen entsagen ungern diesem Genuß. Die Geschäfte des Tages werden beschlossen, nur der Kaufmann trägt noch seine Rechnungen ein und macht die Briefe zur Post bereit, welche um 8 oder 9 Uhr geschlossen wird. (Briefposten gehen durch das ganze Land und bis in die entferntesten Dörfer.) Der Handwerker räumt seine Werkstätte auf, viele Buden werden geschlossen, wer den Tag über gearbeitet hat, geht auf den Markt, nach den Portales, um zu hören und mitzutheilen. Die meisten Besuche werden Abends gemacht. Wer nicht in's Theater geht, besucht eine Tertulla, mehrere Familien vereinigen sich, man spricht, raucht, musicirt, tanzt, ohne daß dabei Thee, Backwerk, oder gar die Weinflasche oder Punschbowle figurirte. Höchstens reicht man ein kleines Glas süßen Weines, Sangria (Wasser, Wein und Zucker) oder Limonade. Der Creole ist mäßig, und bedarf zur Fröhlichkeit nicht der Aufregung durch geistige Getränke. Die Männer trennen sich häufig von den Frauen, um entweder eine Partie Malilla oder Tresillo zu spielen, oder gewöhnlich eine kleine Bank aufzulegen. Die galanten jungen Herren verlassen die Damen nicht, die Unterhaltung ist leicht, Witz und Wort-

spiele jagen sich, leicht entzündliche Naturen flammen auf und glühen; aber der äußere Anstand wird nie verletzt werden. Hier in diesen Kreisen von Bekannten tanzt man gerne noch die spanischen Tänze, Boléros und andere, welche stets von Gesang begleitet sind und durch die Mimik erst ihre rechte Bedeutung bekommen. Die Verliebten wissen sich mit Auge und Wort, mit Piano und Forte, mit Nahen und Fliehen ihre Gefühle mitzutheilen, ohne sich zu berühren; und die Eifersüchtigen werfen Disteln dazwischen, um ihrem bittern Gefühle Luft zu machen.

Von den eigentlichen Bällen sind diese Tänze gänzlich verschwunden; man hat bloß den schönen spanischen Contretanz beibehalten, schlendert die französischen Quadrillen zum Verschnaufen, jagt und tobt übrigens die ganze Reihe der Windsbraut und Mänadentänze, die Galopps, Polkas und wie alle die Lungenzerstörer ohne Charakter und Grazie heißen mögen. Die jungen Elegants, welche häufig auf ein Jahr die Vereinigten Staaten, Frankreich oder England besuchen, und nun als vielgereiste routinirte Löwen in ihrer Heimath angestaunt werden, bringen stets statt solider Kenntnisse, welche ihrem Vaterlande Nutzen bringen könnten, einen neuen Tanz, einen kühnen Schnitt von Frack oder Leibrock mit, und die ganze fashionable Welt tanzt und geckt ihnen nach. Ist uns auch bekannt!

Nun ists Zeit, die erste Wanderung zu schließen; gegen 10 Uhr ist Jedermann zu Hause, mit Ausnahme der verlornen Nachtschwärmer und Spieler, und Jener, welche im Schatten einer Säule auf das Oeffnen einer Balconthür hoffen, aus welcher die Sonne ihres Lebens aufgehen soll. Die Familien nehmen ihr Nachtessen spät ein, und begeben sich vom Tisch unmittelbar zu Bett. Thun wir dasselbe um uns zu einer neuen Wanderung zu stärken.

XV. Städtisches Gewerbe, Schulen, Kunst und Wissenschaft.

Zu dem eigenthümlichen Leben der Städte gehört überall der Handel und die Industrie, die man in Deutschland vorzugsweise städtisches Gewerbe nennt, und da sie die Physiognomie der Städte bestimmen, bezeichne ich hier den allgemeinen Typus. Das Specielle, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Schilderung des Individiums, bleibt der Beschreibung der einzelnen Städte vorbehalten.

Der Großhandel Mexico's mit dem Auslande wird durch die Seehäfen vermittelt und zwar auf der Ostküste durch die Städte Matemovos, Tampico, Veracruz, Tabasco und Campeche; auf der Westküste durch Acapulco, San Blas und Mazatlan. (Jamiltepec und Mansanillo sind unbedeutend.) Die Häuser, welche das überseeische Geschäft betreiben, sind meistens ausländische: diese empfangen die Waaren, setzen einen Theil an Ort und Stelle ab und spediren den Rest nach dem Innern, oder vielmehr ist häufig das Hauptgeschäft im Innern und im Hafen die Commandite. Die Hauptstadt Mexico ist als Centrum des Handels zu betrachten, nach welchem die Waaren von Veracruz, Tampico und Acapulco strömen, jedoch hat Tampico auch Zweiggeschäfte in San Luis, Potosi, Matamores in Monterey und Saltillo, San Blas in Guadalajara und Campeche in Merida. In den Magazinen dieser Städte wählen die Großhändler anderer Städte ihren Bedarf und versehen wieder in ihrem Kreise die kleineren Kaufleute in Städten und Dörfern.

Kein einziger Hafen ist ein eigentlicher Freihafen, in welchen Schiffe einlaufen und wenn sie für ihre Waaren keinen Markt finden, wieder auslaufen können. Sie können es, aber nach Zahlung der tarifmäßigen Abgaben und unter gewissen Restrictionen, eine der Belebung des Handels äußerst nachtheilige Maßregel. Die Zollsätze sind hoch und ein übelverstandenes Prohibitivsystem, welches eine inländische Industrie heben soll,

wofür gar keine Elemente da sind, vertheuert die Waaren. Das ist gerade bei den Fabrikaten der Fall, die den Bedarf der ärmeren Volksklassen ausmachen, den geringeren Baumwollen- und Wollenstoffen, Eisenwaaren u. s. w. Ein Land, welches noch ungeheure Strecken bauwürdiger Ländereien unbebaut liegen hat, welches alle Produkte des Erdkreises produciren kann, welches mit großem Mineralreichthum gesegnet ist und dem nur Hände fehlen: ein solches Land sollte nicht an Fabrikindustrie denken, sondern an Ausdehnung des Landbaues, der das Rohprodukt für den Austausch mit den Ländern schafft, welche zur Fabrikindustrie gezwungen sind. Um z. B. eine kleine Anzahl Baumwollen- Spinnereien und Webereien für ordinäre Stoffe halten zu können, ist die Einfuhr von Garn und Nesseltuch verboten, obgleich das Rohmaterial für diese Fabriken kaum zur Hälfte im Lande producirt wird, sondern aus Nordamerika eingeführt werden muß. Die Folge ist, daß der arme Mann, der Indier, sein Nesseltuch (manta) um 300% theurer bezahlen muß, als er es aus dem Auslande beziehen könnte *) und daß diese hohen Preiße große Anziehungskraft für den Schmuggelhandel haben, der sich auf dem ungeheuren Küstengebiet und den ausgedehnten Landgrenzen wahrlich nicht vermeiden läßt. Aehnlich ist es mit wohlfeilen Wollenzeugen, Decken, Teppichen u. dgl. aber auch mit Eisenwaaren die zu den dringendsten Bedürfnissen gehören. Die Eisenindustrie hat kaum einen kleinen Anfang gemacht, $^9/_{10}$ des Bedarfs an Eisen und Stahl werden eingeführt. Werkzeuge aller Art bezahlen einen hohen Zoll, damit den Schmieden der Verdienst bleibe. Nun aber sind die Werkstätten, zumal die guten, so dünne gesäet, daß der Taglöhner, der eine Axt oder Hacke braucht, oft acht bis zehn deutsche Meilen gehen muß, um einen guten Meister zu finden, er versäumt fünf bis sechs Tage, ehe er zu seiner Arbeit zurückkehrt,

---

*) Bestes Nesseltuch kann nach Veracruz zu 9 Kreuzer die spanische Elle gelegt werden und der Kaufmann verdient dabei, jetzt kostet es 36 Kreuzer. —

was er wenigstens zu 3 Dollar anschlagen kann, mit dem was er verzehrt, er zahlt für die neue Axt 3 bis 3½ Dollar, diese kostet ihn also zwischen sechs und sieben Dollar und zerbricht vielleicht beim ersten Schlage. Die vortrefflichen pittsburger Aexte kommen durch den Zoll sehr hoch, aber dennoch bezahlen die Arbeiter gerne mit 5 Dollar das Stück, um nicht ihre Zeit zu versäumen. Solcher Beispiele könnte ich eine ganze Reihe anführen, zum Belege, daß Aufhebung der Prohibitionen und niedere Zollsätze für Mecico im Interesse des Volkes und der Regierung sein würden; das Volk hätte wohlfeile Waaren und die Staatskasse durch den starken Verbrauch große Einnahme. Daneben verschwände der jetzt schamlose Schmuggel, und die Industrie würde durch die Concurrenz auf den richtigen Boden gestellt, sie hörte auf Treibhauspflanze zu sein.

In den hohen Preißen der ersten Bedürfnisse liegt zum Theil der Grund der ungünstigen Handelsbilanz Mexico's. Außer Gold und Silber hat es beinahe keine Ausfuhrartikel, weil die Produktionskosten zu hoch sind. Dazu kommt noch der trostlose Zustand der Wege von den Küsten nach dem Innern. Für Anlegung von Straßen geschieht nichts, oder doch nur sehr wenig, das Wegegeld wird erhoben, ohne daß es für Ausbesserungen verwendet würde, wenn auch die Fuhrwerke jeden Augenblick Gefahr laufen umzuschlagen, oder im Koth stecken zu bleiben. Das ist auf der einzigen prakticabelen Fahrstraße von Veracruz nach Mexico der Fall, man kann sich also leicht denken, wie die andern Wege durch dichte Wälder und Schluchten beschaffen sein mögen. Dieser Umstand vertheuert den Transport der Waaren außerordentlich und darin liegt ein zweites Hemmniß für die Ausfuhr der Produkte, sowie im Allgemeinen für das Aufblühen des Handels. Die Schiffe, welche ausländische Waaren nach den Seehäfen bringen, finden in denselben keine Rückfrachten, sie müssen nach andern Häfen steuern, um Fracht zu suchen, wodurch dem Rheder größere Unkosten entstehen, die er durch höhere Frachtsätze decken muß. Doch diese Erörterungen führen mich zu weit, als daß ich sie verfolgen könnte; ich kehre

zu den Städten zurück. Die Seehäfen bieten keineswegs das Bild solch ruhiger Thätigkeit, wie Havanna oder die Städte der nordischen Union. In Havanna sind oft 500 Schiffe vereinigt, das Aus- und Einladen beschäftigt Tausende von Menschen, unzählige Kähne kreuzen den Hafen: in Veracruz und Tampico sieht man nie dreißig Segel vereinigt, ja oft lungern die schwarzen und braunen Hafenarbeiter auf dem Damme, nach der Ferne spähend, ob sich kein Mast am Horizonte zeige. Im Innern der Stadt aber ist es lebhaft, noch sind Vorräthe genug in den Magazinen, und große Züge von Maulthieren kommen vom Lande her, um Waaren zu holen, andere ziehen bereits durch das Thor, zwei Waarenballe auf jedes Thier gepackt. Die Großhändler dürfen nichts im Einzelnen verkaufen, nur ballenweise; deßhalb haben sich eine Menge Geschäfte zweiter Hand gebildet, sogenannte sortirte Lager (almacenes surtidas) in welchen der Krämer der Stadt und Provinz seinen ganzen Bedarf vereinigt findet. In diesen werden viele Geschäfte gemacht, während die unzähligen Läden (tiendas) nur für den Verbrauch der Stadt und Umgegend berechnet sind, also für den eigentlichen Kleinhandel. Diese letzteren scheiden sich in tiendas de ropa, welche mit Ellenwaaren und pulperias, welche mit Specereyen, Lebensmittel, Getränken u. dgl. handeln. Beide sind häufig combinirt und verkaufen alles Mögliche. Einen besonderen Zweig bilden die Hartwaarengeschäfte (mercerias) die nur in Metall, Holzwaaren u. s. w. handeln. Diese Unterscheidungen findet man durch das ganze Land; der Kleinhandel sieht im Dorfe wie in der Hauptstadt aus, nur größer oder kleiner, je nach Oertlichkeit und Bedürfniß.

In den Städten des Innern ist der Verkehr vielfacher, weil der Umschlag mit Landesprodukten eine bedeutende Stelle einnimmt. Es wird viel gethan in Getreide, Weizenmehl, Hülsenfrüchten, Reis, Talg, Seife, Häuten, Oel, Wein, Rum, Pulque, Zucker, groben Zeugen von Wolle und Baumwolle, Decken, Matten, Häuten und Leder, Stricken und Apavestaser. u. s. w. Dieser Handel ist wichtig und beschäftigt viele Menschen. In

Mexico, Puebla und in andern Städten finden sich große Magazine dieser inländischen Waaren, in welchen sich der Kleinhandel so gut assortiren muß, als in den Lagern ausländischer Fabrikate.

In allen mexicanischen Städten sind viele Kaufläden, wiewohl nicht so viele als in den europäischen Städten. Die Eckhäuser gelten für die beste Lage, sowie unter den Arkaden der Plätze. Der Mexicaner schwärmt für eine tunda; wer nur irgend ein Sümmchen auftreiben kann, legt ein Krämchen an. Dieses unthätige Stehen hinter dem Ladentisch, das Plaudern mit Käufern und Vorübergehenden, während ein Sigaritto geraucht wird, ist Liebhaberei. Viele Spanier, namentlich Catalonier und Gallicier treiben Kleinhandel und kommen alle durch Fleiß und Sparsamkeit voran. Weder im Handel noch Handwerk ist irgend ein Zunftzwang, jeder betreibt diesen Erwerbszweig nach Belieben, mit Ausnahme der Apotheken, welche an Concession und Examen gebunden sind.

Schlendern wir nun durch die Stadt, um uns die äußere Gestalt des Handwerksverkehrs anzuschauen. Aufschriften mit ellenlangen Buchstaben so gut wie in Europa, mitunter wunderliche wie z. B. der Ruin der Wohlfeilheit. Viele Schilder sind denen unserer Wirthshäuser ähnlich, als dasind: Laden zur Sonne, zum Engel, zum Adler. Die Thür ist offen, neben der Thür ist gewöhnlich ein Stoß Waaren aufgestapelt, welche die Art des Geschäfs bezeichnen, oder andeuten, daß noch andere Artikel da sind, als man im Innern ausgelegt sieht. Schaufenster haben nur wenige der neuern Laden; man bedarf sie auch nicht, da man den Laden vor sich hat. Auf jedem Ladentische steht ein kleines Kohlenbecken, die Gluth mit Asche bedeckt, damit die unvermeidliche Sigarre sogleich angezündet werden kann.

Reichlich ausgestattet sind die Magazine der Modestoffe. Alle die luftigen, lumpigen Zeuge, wie sie die Mode in England und Frankreich entstehen läßt, finden sich hier ausgelegt, Equipagen halten vor der Thür, geputzte Damen lassen sich Massen von Stücken vorlegen, sehen und sehen wieder, finden es alle so schön und können sich für nichts entscheiden. In dem

Laden nebenan zeigt ein großer Stoß von bunten Decken, daß hier nur inländische Stoffe verkauft werden, aber sie finden nicht minder Bewunderer, wie die londner Stoffe. Handelsleute vom Lande kaufen eine Auswahl dieser schönen Sarapes, und suchen für eigenen Gebrauch auch ein Sarape von Saltillo aus, echt in Farben und wasserdicht wie ein Kautschuckmantel. Aber 60 Piaster ist viel Holz und der Alte kratzt sich hinter den Ohren ob dem Gelüsten seines Sohnes, kauft es aber am Ende doch und ein Rekozo von Temascaltepec (beste Art der baumwollenen Umschlagtücher) für 36 für die künftige Schwiegertochter.

Die Weinläden sind ganz mit gefüllten Flaschen ausgestellt, dahinter aber im Magazin liegen viele Fässer. Keller und Böden kennt man nicht, alle Waarenlager sind im Erdgeschoß, unmittelbar hinter dem Laden oder Comptoir. Auf den ersten Blick kann man aber das Geschäft des Nordeuropäers von dem des Spaniers oder Mexicaners unterscheiden. Die ersteren haben eine Anzahl Commis, welche alle den ganzen Tag schreiben, oder thun als ob sie schrieben. Bei den letzteren ist nur Einer, der bisweilen etwas notirt, die andern haben mit dem Verkaufe zu thun. Diese Ladendiener sind gewandte Bursche rasch im Geschäft, aber etwas lose Gesellen, die Niemand eine Antwort schuldig bleiben, den Käuferinnen viel Süßes zu sagen wissen, den Käufer unterhalten, aber wenn die Fama nicht lügt, ihre Privatkassendefecte gerne aus der Kasse des Herrn decken, was ihm aber Recht geschieht, wenn er sich nicht um sein Geschäft mehr kümmert.

In dem Weinladen stehen drei dicke Spanier und trinken ein Glas heimischen Weines, bei jedem Zuge versichernd, daß es nirgends guten Wein gebe, als nur in Spanien. Stehend nimmt man sein Glas vor dem Ladentisch, das ist einmal die Sitte des Landes. Nur genaue Bekannte des Herrn gehen ins Magazin und setzen sich auf leere Fässer.

Am stärksten ist der kleine Verkehr in den Buden der Specereyhändler, aber es ist ein lästiges Geschäft. Hier strömen

die Köchinnen und Küchenmädchen aus und ein, weil in allen Häusern für jede Mahlzeit der Bedarf im Kleinen gekauft wird. Hier handelt es sich nur um Tlacos und Cuartillas, die kleinste Münze des Landes (Achtel und Viertel, nämlich Real, der Real= 5 Silbergroschen oder 18 Kreuzer), höchstens um einen halben und doch gehören diese Geschäfte zu den lucrativsten, wenn der Kaufmannn seine Sache versteht. Es ist eine große Behendigkeit der Diener nöthig, um rasch zu befördern und dabei müssen die Wartenden durch einen Scherz unterhalten, die Drängenden beruhigt, Alle befriedigt werden. Die großen Modelager und Magazine haben nichts Eigenthümliches, sie sind mit weniger Veränderung der Decoration und Stafage den europäischen gleich; die Specereyladen aber sind für das Studium der Volkssitten von Interesse und man versäume nicht, im Vorübergehen etwas zuzuhorchen. Nicht allein, daß jeder Käuferin etwas Schönes im Fluge gesagt wird, sie mag noch so alt und raucherig aussehen, sie will auch ihr algo, ihre Zugabe, wenn sie über einen halben Real kauft und da fallen einige Cigarritos, ein Schlückchen mistela (süßer Brandwein) oder sonst etwas für sie ab. Kundschaft anzuziehen und zu erhalten ist die Aufgabe dieser Krämer. Die Kinder bekommen ein Stückchen Zuckerwerk und gewiß alle Kinder des Quartiers; mögen sie ihre Mütter auch nach andern Tiendas senden, kommen gewiß hierher. Ich erinnere mich eines industriellen Spaniers, dessen Specereyladen an dem Platze eines Landstädtchens lag. Er hatte einen gesattelten Esel unter dem Vordache seiner Bude stehen, und alle Knaben, die kamen um etwas zu kaufen, durften als Zugabe einen Ritt auf dem Esel wählen. Das zog natürlich alle Buben der Stadt an, der Mann bekam einen ungewöhnlichen Zulauf und wurde reich in wenigen Jahren.

Es liegt in der Natur dieser Etablissements, daß sie der Bazar aller Stadtneuigkeiten und Klatschereyen sind. Jeden Morgen von halb sieben Uhr an kommt das weibliche Personal um Brod, Chocolade, Kaffee und Zucker zu holen, da gibt es Vieles zu berichten, was am Abend und in der Nacht vorgefallen

ist, und da dieselben Personen viermal des Tages erscheinen, um den Bedarf zu kaufen, so spinnt sich die Chronik leicht fort. In diesen Läden sammeln sich natürlich auch die Arbeiter, Kutscher, Wasserträger und Müßiggänger, um einen Wurf zu nehmen, sonstige Einkäufe zu machen oder nur zu plaudern. Dadurch wird das Material zur Tagesgeschichte außerordentlich vermehrt und die Tienda erhält einen beinahe officiellen Charakter. Nebenbei ist es der Ort der Rendezvous, Botschaften werden gebracht und entsandt, und der Mexicaner sagt sprichwörtlich: die Tienda ist die ärgste Kupplerin.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Handels in den Städten gehören die vielen wandelnden Verkäufer, die kleinen Stände (mesas oder camillas) unter den Portales, an Straßenecken, Kirchen und öffentlichen Gebäuden, und zuletzt die Trödelmärkte, welche denen der Judenquartiere mancher europäischen Städte ähneln und nur von dem Proletariat gehalten und besucht werden.

Was sich nur in sehr geringer Anzahl findet, sind Buchladen und Buchbindereien, ein Zeichen, daß die geistigen Bedürfnisse des Volkes noch sehr gering sind und durch wenige Etablissements befriedigt werden können.

Eigentliche Börsen sind nur in wenigen Städten und da erst in neuerer Zeit entstanden. Die meisten Geschäfte werden durch Mäkler besorgt, welche eine Innung mit fester Zahl bilden, zu welcher die Aufnahme nur nach vorhergegangener Prüfung erfolgen kann. Im Allgemeinen herrscht viel Treu und Glauben im Verkehr, großartige Geschäfte werden oft ohne Zeugen abgemacht, und bedeutende Summen ohne Makler umgeschlagen. Der Zinsfuß ist hoch und die Stipulation der Zinsen nicht durch das Gesetz beschränkt. Commissionen werden mit wenigstens 2% bezahlt und die Speditions- und Verpackungsspesen sind im Ganzen hoch zu nennen.

Die Fabriken Mexicos sind noch nicht in dem Grade ausgebreitet, daß sie der Bevölkerung einzelner Städte eine eigene Färbung zu geben im Stande wären. So sind z. B. in Puebla

einige Fabriken, die mit Dampf oder Wasserkraft arbeiten; aber der größere Theil der Fabrikate wird handwerksmäßig von Einzelnen gefertigt und an die Händler verkauft. Die Klasse der Fabrikarbeiter ist zu gering, als daß sie einen überwiegenden Stand bildete, wie in Manchester, Lyon oder Elberfeld, sie verschwinden in der Gesammtbevölkerung, und wo sie den Charakter einzelner Städte motivirt, wird dieses später bei der Schilderung einzelner Städte erwähnt werden. So producirt z. B. Puebla vorzugsweise Baumwollenzeuge und grobe Hüte, Queretaro Wollenwaaren, Leon Leder, Sattlerarbeiten und Eisenwaaren, Zelaya Seife u. s. w. ohne daß sie sich von andern Städten wesentlich unterscheiden, und nur die Bergwerksstädte zeigen einen eignen Geist der Bevölkerung, wie wir in dem Abschnitte vom Bergbau bemerken werden.

Zum Schlusse dieses Kapitels fügen wir noch einige Notizen über das Unterrichtswesen und über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaften und Künste bei, weil diese Richtungen der geselligen Entwicklung mehr in den Städten als auf dem Lande ausgebildet werden. —

Die Elementarschulen in den Städten stehen unter der Oberaufsicht des Stadtraths, und die Lehrer werden aus städtischen Mitteln besoldet. Die meisten Städte setzen eine Ehre darein, daß der Unterricht für Kinder beider Geschlechter möglichst vollständig ertheilt werde; da es aber an Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen fehlt, so ist es schwer, die Stellen mit tauglichen Subjecten zu besetzen. Die Schulen sind stark besucht, trotzdem daß die Verpflichtung zum Schulbesuch wenig überwacht wird, aber sie leisten wenig.

Für die höhere Bildung der männlichen Jugend findet sich in allen Städten eine Art Gymnasien, Colegios genannt, welche ganz nach dem Zuschnitt der alten Klosterschulen eingerichtet sind. Die Schüler wohnen auf klösterliche Weise zusammen, die Lehrer sind Geistliche, die Lehrgegenstände der alte scholastische Cursus, wie er in Deutschland vor 300 Jahren bestand.

Die ganze Einrichtung ist erbärmlich, und weder die intellectuelle noch moralische Bildung fördernd.

Man hat deßhalb in neuerer Zeit gelehrte Schulen nach europäischem Muster zu bilden begonnen, worin die Bergwerkstädte Guanajuato und Zacatecas mit gutem Beispiel vorausgingen. Auch die Hauptstadt hat darin dem Geiste der Zeit zu huldigen gesucht, die Mittel entsprachen jedoch nicht überall dem Zwecke. Die Bergwerkschule, Colegio de mineria, noch von den Spaniern mit bedeutenden Mitteln gegründet, erfordert eine Umgestaltung, und vor allem tüchtige Lehrer.

Die meisten gelehrten Schulen sind geistliche Stiftungen, weßhalb ihre ganze Leitung in den Händen der höhern Geistlichkeit ruht. Schon wegen der Stabilität, welche in dem System der Kirche liegt, sind Neuerungen nicht durchgreifend zu erwarten, um so weniger als die ganze Verwaltung des Kirchenvermögens einzig von der Kirche, ohne Einmischung des Staats, besorgt wird. Mehrmals wurde von der Regierung versucht, der Kirche die Verwaltung des Vermögens abzunehmen; aber da sie keine hinreichenden Garantien für die Sicherheit des Capitals bieten konnte, ließ sich die Sache nicht durchführen.

Die Universitäten sind nach dem Zuschnitt der übrigen gelehrten Schulen organisirt; jede Facultät hat ihre scholastische, klosterartige Einrichtung, was der freien Behandlung der Wissenschaft und dem lebendigen Studium hemmend entgegentritt. Bemittelte junge Leute vollenden ihre Studien im Ausland, namentlich die Mediciner. Eine Obermedicinalbehörde (el proto medicato) zählt in ihrem Kreise gebildete Männer, welchen die Prüfung aller Aerzte, die ihre Wissenschaft praktisch üben wollen, obliegt, sowie die der Pharmaceuten.

Im ganzen ist die wissenschaftliche Bildung der mexicanischen Städte gewiß ebenso weit als die der meisten Provinzen der pyrenäischen Halbinsel, was freilich nicht viel sagen will.

Für Kunstbildung ist außerordentlich wenig geschehen. Zwar besteht in Mexico eine Akademie für Malerei und Sculptur (Academia de San Carlos), welche einige gute Schüler

erzogen hat; aber auf die Geschmackbildung im Ganzen hatte sie bis jetzt wenig Einfluß, und ebenso wenig legte sie den Grundstein zu einer nationalen Kunstentwicklung, zu einer originalen Schule. Die Kunst hat bis jetzt nur versucht, die Tempel zu schmücken, wenn man einen Schmuck jene gräulichen Gestalten nennen will, welche die Altäre vieler Dorfkirchen (und auch Stadtkirchen) verunstalten.

Daß es an Talent für plastische Darstellungen nicht fehlt, erkennt man an den Wachsbildern und Statuetten, welche, sehr naturgetreu, Gruppen aus dem Volke, einzelne Figuren, Früchte, Thiere u. dgl. darstellen. Selbst in den niederen Kunstschöpfungen des Indianers zeigt sich Gefühl für elegante Form, was wir z. B. in seinen Töpferwaaren, in seinen Blumenportalen vor den Kirchen und Ausschmückungen der Altäre sehen können.

Die Ideenverbindung führt uns von den Kunstschulen auf die Kunst im Allgemeinen, und da ihre Uebung vorzugsweise an die Städte geknüpft ist, liegen einige Bemerkungen nicht zu weit ab.

In der Baukunst sieht man den Mangel an schönen Mustern. Die öffentlichen und Privatgebäude der Städte sind zum großen Theil sehr solid, massenhaft, auch zweckmäßig; aber es fehlt die Eleganz der äußern Form. Einzelne Talente, wie Tolsa, Tresguerras und andere führten wirklich schöne Bauwerke aus, auch werden in neuerer Zeit manche Façaden nach jetzigem Geschmack umgebaut: jedoch herrscht in der großen Mehrzahl der Gebäude ein traditioneller spanischer Baustyl vor, welcher unverkennbar von dem altrömischen Hause den Grundtypus der Einrichtung entlehnt hat, und theilweise durch arabische Formen an die Zeit der Herrlichkeit Granada's und Cordova's erinnert. Das Haus des reichen Städters ist im Innern mit vielem Luxus ausgestattet. Schöne breite Marmortreppen führen zur Hauptetage in den hellen Säulengang, der von vier Seiten den Hofraum (impluvium der Römer) umzieht. In großen chinesischen Vasen stehen blühende Gewächse auf der Brüstung,

Gemälde zieren die Wände. Die vielen und glänzenden Räume zeigen elegante Fußteppiche, kostbare Geräthe, werthvolle Wand- und Deckengemälde. Die Fußböden sind von gebrannten Steinen oder Marmor, oft auch von einer festen Gypsmasse, welche wie ein Teppich gemalt und gefirnißt wird. Nicht allein in der Hauptstadt findet man glänzend eingerichtete Häuser, sondern auch in den Provinzialstädten, sowie überhaupt der reiche Mexicaner in seinem Hause und Haushalt, in vieler Dienerschaft, schönen Equipagen, theuren Pferden und Maulthieren und dergleichen seinen größten Stolz sucht, während der reiche Mann in Europa sich auf andern Steckenpferden erlustigt.

Die Liebhaberei an schönen Landhäusern und Gärten beginnt eben erst in der Hauptstadt aufzutauchen. Dicht um die Stadt ist der salzige Sumpfboden ungünstig, wiewohl Brüssel und Haag zeigen, daß sich solche Hindernisse überwinden lassen; man hat deßhalb in dem Städtchen Tacubaya, eine Stunde von Mexico, Landhäuser mit Gartenanlagen gegründet, in welchen eine Anzahl reiche Familien ihre Villeggiatura vom März bis Junius abhalten. Auch in den Dörfern S. Augustin und S. Angel, am Rande der Ebene malerisch auf Hügeln gelegen, haben viele Familien Häuser mit verwilderten Obstgärten, in welchen sie bisweilen einen Festtag verleben; aber im Ganzen sind die Städter und Städterinnen in Mexico weder dem Reisen noch den süßen Freuden des Landlebens besonders hold.

Von einer Gartenkunst ist kaum ein kleiner Ansatz da in den neuern parkartigen Anlagen in Tabucaya, welche von europäischen Gärtnern geleitet werden; der botanische Garten in dem Nationalpalast liefert kaum das nothwendigste Material für die Vorlesungen der Pflanzenkunde.

Für die Musik ist in der Stadt wie auf dem Lande Jedermann eingenommen; der Creole wie der Mestize hat viel Talent dafür; alle Welt spielt und singt, und doch liegt die musikalische B i l d u n g noch sehr im argen. An dem kirchlichen Gesang nimmt die Gemeinde keinen Antheil, sondern einzig der bezahlte Chor, den nur die Kathedralen und größern Pfarrkirchen unter-

halten können. In den Schulunterricht ist die Musik nirgends aufgenommen. Man lernt Piano, Harfe oder Guitarre klimpern, ohne eine Note zu kennen, ja ganze Musikbanden von Saiten- und Blasinstrumenten sind, wie man im Lande sich ausdrückt, bloße Lyriker, d. h. solche, die nur nach dem Gehör spielen. Die Zahl derer, welche einen regelrechten Musikunterricht erhalten, ist nur sehr klein. In den größern Städten, zumal in der Hauptstadt, findet man tüchtige Orchester, und auch von Privatcirkeln wird Musik mit Liebe gepflegt. Die deutsche Liedertafel in Mexico, welche für wohlthätige Zwecke selbst öffentliche Concerte gab, hat nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn für Chorgesang zu wecken.

Es gibt mexicanische Compositionen, die recht gut sind, aber nicht den Stempel einer Nationalität tragen. Originell ist nur das Volkslied, die Tanzweise, welche ursprünglich spanisch ist, aber sich eigenthümlich ausgeprägt hat, so daß man der Melodie augenblicklich anhört, ob sie auf den Hochebenen oder in den warmen Küstengebieten ihren Ursprung hatte.

Der Glanzpunkt für die profane Musik bleibt immer die Oper, und die Neigung für das Theater überhaupt ist bei dem Stadtbewohner Mexico's sehr vorherrschend, wie denn das ganze Volk eine Leidenschaft für öffentliche Schaustellungen hat. In den Provinzialstädten dieses Landes darf man natürlich das Ausgezeichnete ebenso wenig suchen wie in denen der meisten Länder Europa's. Nur Deutschland macht darin eine Ausnahme, zum Theil auch Italien, weil da die Provinzialstädte zu Residenzen geworden sind, und in dem Reflex der Kronen die Künste blühen, sowie die Memnonssäule klang bei dem Strahle der aufgehenden Sonne. In der Hauptstadt der Republik wird viel für die Oper gethan, weil das Publikum der Kenner und Dilettanten ein großes ist. Der berühmte Manuel Gracia war der eigentliche Begründer der Oper, die er einige Jahre dirigirte. Seinem unermüdlichen Fleiß und seiner ausgezeichneten Methode gelang es, die Mozart'schen Meisterwerke, den Cortes und die Vestalin von Spontini, die bessern Arbeiten von Rossini u. s. w.

in Scene zu setzen, und dadurch, daß er nur Gediegenes zur Aufführung brachte, den Geschmack an guter Musik auszubilden. Seitdem hielt sich die Oper, und wenn auch das Personal vielfach wechselte, wenn auch die Einmischung des Ballets mehr dem Auge der schaulustigen Menge schmeichelte als dem Ohre des Musikfreundes Genüge leistete, so darf man doch ihre Wirkung nicht verkennen.

Die Stadt Mexico hat drei Theater: eins für kleine Novitäten, Lustspiele und Vaudevilles, dann das alte Coliseo und das neue Nationaltheater. Letzteres wurde in den Jahren 1842 und 1843 von dem spanischen Architekten Hidalga erbaut, und kann hinsichtlich der Größe und Ausstattung den ersten Europa's an die Seite gesetzt werden. In akustischer Hinsicht ist es vollkommen gelungen, hat vielen Raum und Bequemlichkeit und außerdem schöne Salons für die Unterhaltung des Publicums. Schauspiel, Oper und Ballet wechseln ab, und die Darstellungen sind des schönen Hauses nicht unwürdig.

In den größern Provinzialstädten wie Puebla, Guanajuato, Guadalajara sind stehende Theater; in den mittlern wie Orizava, Veracruz, Oajaca wenigstens in der kühlern Jahreszeit vom October bis April.

Der Mexicaner läßt sich im Theater sein Sigarrito nicht nehmen, und sobald der Vorhang fällt, steigen überall die bläulichen Dampfwölkchen in die Höhe, selbst viele aus dem Mund der Schönen. Frauen besuchen nur die Logen, und zeigen gerne glänzende Toiletten. Der Fächer ist ein nothwendiger Begleiter, aber ein sehr unruhiger, der fortwährend entfaltet und wieder geschlossen wird. Bald muß er dem schalkhaften Gesicht zum Versteck dienen, bald einem Beglückten ein Zeichen zuwinken, bald einem Flatterhaften strenge Ahnung drohen, bald auch nur die sichtlichen Zeichen der Langweile bedecken.

Was nun die Stücke betrifft, welche zur Aufführung gebracht werden, so sind dieses zum Theil die Werke der alten spanischen Classiker, wie Calderon, Cervantes, Lope de Vega, Moreto, theils die der neuern Zeit, wie Moratin, Martinez de la Rosa,

Zorilla u. a. Daneben zieht sich die Fluth der Uebersetzungen und Bearbeitungen des Guten und Schlechten aller Nationen. Schiller und Alfieri, Kotzebue und Scribe, Shakspeare und Raupach sind Namen, welche man auf den Theateranzeigen der Andes-Städte ebenso wohl liest, wie an der Spree und Newa.

Im Land selbst hat die dramatische Literatur nur wenige Bearbeiter von Namen; die Dichtungen von Manuel Gorostiza sind wohl die vorzüglichsten, welche auch in Spanien eine anerkennende Aufnahme gefunden haben.

Eine Art Nachbildung der frühern autos sacramentales sieht man bisweilen auf den mexicanischen Theatern. Es sind Schaustellungen biblischer Scenen, mit poetischer Erklärung und Musik. So erinnere ich mich, die Sündfluth mit vielem scenischen Aufwand dargestellt und gesehen zu haben, und ebenso wird die Passion bildlich vorgeführt, was freilich den Ländern spanischer Zunge nicht eigenthümlich ist, sondern auch in nördlichern Breiten vorkommt. Es bedarf als Beleg blos der wörtlichen Abschrift eines Theaterzettels aus Innsbruck vom Jahr des Heiles 1850: „das ganze bittere Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi, in vierzehn Tableaux dargestellt,“ und „die glorreiche Auferstehung, mit bengalischem Feuer beleuchtet.“

Ich könnte hier auch das Puppenspiel erwähnen, welches seine großen Verehrer zählt in gewissen Classen der Gesellschaft; es bleibe aber der Schilderung des Humors im Volksleben aufgespart.

Ein Blick auf die Literatur im Allgemeinen möge diese kurze Abschweifung von unserer Wallfahrt durch die Städte schließen. Im 16. Jahrhundert zeigte sich in Mexico ein reger wissenschaftlicher Eifer; es wurden theils durch Spanier, theils durch Eingeborne tüchtige, historische, sprachliche, theologische und andere wissenschaftliche Werke geliefert. Das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zeichnen sich durch große Armuth an Geistesprodukten aus. Es lag dieses im System der Regierung, welches mit wahrer Angst jede selbstständige Entwicklung des Geistes in den Colonien als eine Kühnheit,

die üble Consequenzen herbeiführen könnte, durch den mächtigen Arm der Inquisition niederdrücken ließ. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts, etwa zur selben Zeit wie auch in Deutschland, erwachte ein neuer Geist für wissenschaftliche Forschung. Diese Periode fällt zusammen mit der Vertreibung der Jesuiten (1767) aus Mexico; ein Frühlingshauch scheint damals durch die Welt gezogen zu sein, um die schwellenden Knospen der Genialität dem Lichte zu erschließen. Aus diesem Zeitraum existiren zwei vorzügliche Werke über die Geschichte des Landes, das von Mariano Veytia und dem Abbé Clavigero. Letzterer, aus Veracruz gebürtig, war Jesuit und als solchen traf ihn das Exil. In Italien publicirte er das Resultat einer dreißigjährigen Forschung, seine ausgezeichnete „Alte Geschichte von Mexico," ein Werk, das mit großem Studium und gesunder Kritik zuerst Licht in das Chaos der alten Geschichte des Landes brachte.

Um dieselbe Zeit wirkte Diego Abadiano, ein gelehrter Geistlicher aus Mechoacan, als Historiker, Dichter und Kritiker, und es entstand die erste Literatur-Zeitung, gazeta de literatura, von dem humanen Antonio Alzate redigirt, welche viel zur Verbreitung eines wissenschaftlichen Strebens beitrug. Ein hervorragendes Talent, Velasquez de Leon, wandte sich dem Studium der Mathematik und Astronomie zu, und bereicherte die Wissenschaft durch seine Schriften, das Land durch seine Verbesserungen im Bergbau. Gamboa commentirte das Bergwerksgesetz, und Andres del Rio, zwar Spanier von Geburt, aber während eines langen Lebens Professor an der Bergschule in Mexico, schloß durch seine Werke über Mineralogie, Geognosie und Geologie diesen Theil der Naturwissenschaft dem spanischredenden Publikum auf.

Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts brach der Kampf der spanischen Colonien gegen das Mutterland aus. Mit Begeisterung erfaßten viele Creolen Mexico's die Idee der Unabhängigkeit, und viele Schriften aus diesem Zeitraum, manche poetische Ergießungen, beurkunden einen ungewöhnlichen Auf-

schwung. Ein vernichtender Krieg von 11 Jahren brachte in das schönbegonne wissenschaftliche Streben einen nachtheiligen Stillstand. Erst mit dem Jahr 1821, nach dem Ende der spanischen Herrschaft, beginnt eine neue Epoche für die Literatur. Der Licentiat Zarate hatte schon vielfach durch seine scharfe Feder gegen die Spanier gewirkt. Von ihm existiren zwei Romane, welche durch ihre scharfe Zeichnung der socialen Zustände des Landes von großem Interesse sind. Perico Sarniento und La Pepita sind die Titel dieser Werke. Außerdem schrieb er eine Anzahl guter Fabeln, und redigirte mit Humor, wohl auch mit beißender Satire, die Zeitschrift „el pensador mejicano (Der Denker).“

In den letzten dreißig Jahren ist die Literatur zu einer freiern Entwicklung gekommen. Die vorherrschende Neigung der Creolen für Poesie hat die schöne Literatur durch eine Reihe von Werkchen bereichert, welche der Beachtung werth sind. Außer dem schon genannten Gorostiza haben Calderon und einige andere dramatische Werke geliefert: Pesado, Heredia, Sanchez-Tagle, Ortega, Payno, u. a. zeichnen sich als Lyriker aus. Ein humoristisches Buch, el gallo pitagorico (Der Hahn des Pythagoras, griff die faulen Zustände an, welche Santana's gewissenlose Verwaltung zum Verderben des Landes herbeigeführt hatte, und die persönliche Verfolgung welche sich der Verfasser, Johann Gonsalez, dadurch zuzog, zeigte, daß er die wunden Stellen zu treffen wußte.

Für die Bearbeitung der Geschichte seines Vaterlandes erwarb sich Karl Maria Bustamante ein Verdienst durch die Herausgabe verschiedener Handschriften des 16. Jahrhunderts. Derselbe schrieb eine Geschichte des Befreiungskrieges Mexico's und mehrere kleinere historische Sachen, ziemlich breit und geschwätzig. Als geistreicher Schriftsteller mit elegantem Styl zeichnet sich Lorenzo Zaavala aus, dessen „historischer Versuch über die Revolutionen Mexico's den Leser jedes Landes ansprechen wird. Auch Lucas Alaman schrieb einige historische und statistische Abhandlungen, die mit Beifall aufgenommen wurden.

Cervantes, de la Llave und Lejarza veröffentlichten schätzenswerthe Beiträge zur Naturgeschichte (Botanik), und der liebenswürdige Joseph Maria Bustamante, ein Gelehrter, welcher seinem Vaterlande zu früh entrissen wurde, bereicherte die Wissenschaft durch geographische, orographische und geognostische Forschungen.

Die politische Controverse rief eine Menge von Schriften hervor, welche, wie die Tagsblätter, nur zu den vorübergehenden Erscheinungen gehören. Die Zahl der Zeitungen, welche durch das ganze Land erscheint, ist beträchtlich; aber nur wenige sind mit Geist und Geschick redigirt. Von bleibendem Interesse war ein Unternehmen des thätigen und industriösen Buchhändlers Cumplido, ein Unterhaltungsblatt unter dem Titel: Museo mejicano, o miscellanea pitoresca de amenidades curiosas e instructivas. Es sind davon fünf Bände mit vielen Lithographien und Holzschnitten erschienen, die eine Menge werthvoller historischer, biographischer, belletristischer Aufsätze enthalten, welche aus der Feder der jüngern Talente des Landes geflossen sind.

Dieser flüchtige Blick auf die Literatur Mexico's hat bei weitem nicht alle Erscheinungen hervorgehoben, sondern nur das, was uns als Touristen an den Aushängefenstern der Buchhändler besonders auffiel. Wer die Hauptstadt durchstreift, sehe sich um in dem Portal de Augustinos, dort findet man in einem kleinen Laden, bei Torres, alle Neuigkeiten der mexicanischen Muse. Von Interesse sind die Sammlungen von Volksliedern, welche das im Volke lebende poetische Element repräsentiren. Von Mund zu Munde gehen diese Lieder, welche bei den Tänzen gesungen werden; Niemand kennt ihre Verfasser, sie entstehen wie die Schnodahüpfeln im baierischen Oberland oder die Gsangeln in Tyrol, in dem Uebermuthe der Fröhlichkeit, in dem Jubel des Tanzes. Der Creole wie der Mestize improvisirt mit Leichtigkeit, er wirbt, er neckt in Versen, und das Witzspiel der Singenden spannt und erheitert die Zuhörer. Der Indianer dagegen hat keine eigenthümliche Poesie, und wenn

auch hin und wieder ein aztekisches Lied gesungen wird, so ist es nur dem Spanischen nachgebildet.

XVI. Das Soldatenwesen in Mexico.

An einem schönen Abend schlenderte ich behaglich auf dem Spaziergange de las Vigas am Rande des großen Canals hin, und sah entzückt die goldige Gluth im Westen, deren Widerschein die Schneegipfel des Hochgebirges mit Purpur übergoß — als mich Jemand am Arm faßte. Es war meine neue Bekanntschaft, der Capitän mit dem abnormen Schnurrbart*).

Ich freue mich Sie endlich zu finden, sagte er, schon einige Abende bin ich Ihnen zu Gefallen hierher gekommen, denn ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Nicht daß ich wüßte, entgegnete ich, wir haben ja kaum zehn Worte zusammen gesprochen. „Eben deßhalb, fuhr er fort, Sie haben mich blos sprechen hören, und könnten darum eine üble Meinung von mir und meiner Gesinnung haben. Erinnern sie sich meines Gespräches mit dem Licenciado? (s. Nr. XIII. Die Städte und die Städter.) Wir beide kreuzen uns so oft wir uns treffen, sind aber doch gute Freunde. Zieht er über meinen Stand los, so bleibe ich ihm nichts schuldig hinsichtlich des seinen, und leider bieten beide Schwächen in Menge. Nur dürfen Sie nicht glauben, daß ich von dem Stande der Rechtsgelehrten im Allgemeinen eine nachtheilige Meinung hätte. Ich ehre den Stand der Richter, verkenne auch nicht die Tüchtigkeit gar vieler, aber ebenso wenig bin ich blind gegen die Nachlässigkeit, Parteilichkeit und Bestechlichkeit so mancher, welche ihren hohen Beruf schänden. Namentlich ist es der Anhang der Richter, es sind die Subalternen und Tintenklexer, welche einer strengen Controle unterworfen werden müßten. Dieser Mangel hängt mit den Schwächen unserer Verwaltung im Allgemeinen zusammen, man fürchtet

*) Die Leser kennen ihn aus dem vorigen Abschnitt.



M. Rugendas delᵗ. Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt. G. M. Kurz sculpᵗ.

SOLDIERS AND PROLETARIANS.

SOLDADOS (CIVICOS) DE TIERRA CALIENTE Y FRUTEROS. (MEXICO.) SOLDATEN UND PROLETARIER.

durchgreifende Maaßregeln, und läßt den alten Schlendrian. Der oberste Gerichtshof hat in schwierigen Verhältnissen, selbst der Gewalt gegenüber, seine Würde und Integrität behauptet, und steht als ein Muster unparteiischer Rechtspflege da, aber ihm dürfen Fehler der Untergerichte nicht angerechnet werden, weil hier die Verwaltung einschreiten müßte, namentlich in den Staaten. Doch darüber kann Ihnen ihr Freund, der Advocat, bessere Auskunft geben als ich. Was meinen Stand betrifft, den jener so hart angriff, so weiß ich darin besser Bescheid, und gerade hierüber möchte ich Ihnen Aufschluß geben. Wir müssen hier vorerst ein wenig rückwärts gehen. Die Spanier unterhielten in ihren Colonien stets eine solide Streitkraft, welche den Hauptbestandtheilen nach aus Europäern zusammengesetzt war, aber aus Creolen ergänzt wurde. Bei der geordneten Verwaltung der amerikanischen Provinzen und ihrer glänzenden finanziellen Lage war es ein leichtes, die Regimenter auf einem ausgezeichneten Fuße zu erhalten; viele junge Creolen, Söhne von Spaniern, dienten auf Avancement, und ich selbst begann meine militärische Laufbahn als Cadet eines spanischen Regiments.

Im Anfang dieses Jahrhunderts begann sich die Idee einer Losreißung vom Mutterland und Erhebung zur politischen Selbstständigkeit in unserm Lande mit Bewußtsein auszubilden. Die Erhebung Bolivars in Carracas zündete wie ein Wetterstrahl, die vielen Spanier, welche, unter sich eins, die ganze bürgerliche und militärische Verwaltung in Händen hatten, suchten mit Strenge den Geist der Unabhängigkeit niederzudrücken, selbst als ihr Vaterland von den Franzosen eingenommen und in sich zerüttet war; und sie konnten es, weil sie außer ihren Truppen auf viele Creolen zählen konnten, deren Interessen mit denen der Regierung aufs Innigste verwebt waren. Aber der strengste Terrorismus konnte den Geist nicht beschwören, er wuchs im Volk, und im Jahr 1810 erhob sich die Unabhängigkeitspartei unter Anführung von Hidalgo und Allende zum offenen Kampfe gegen die Spanier. Es war natürlich, daß viele eingeborene Militärs, Offiziere wie Soldaten, die Reihen der Spanier ver-

ließen und sich zu ihren Landsleuten schlugen, und ebenso natürlich war es, daß sie hier, als Geübte und Leute vom Fach, höhere Commandos erhielten.

In dem zehnjährigen blutigen Kampfe wechselten die Führer, denn das Schwert fraß viele weg. Die Spanier warfen ihre ganze Macht in das Land, um ihre wichtigste Besitzung zu erhalten, und der Taktik und Disciplin gelang es, die wilde Tapferkeit ungeordneter Schaaren zu besiegen. Zwar hatte die Volkspartei große Talente für Kriegsführung, wie z. B. die beiden Geistlichen Morelos und Matamoros; aber sie erlagen in der offenen Schlacht, weil ihren Truppen die Uebung fehlte. Es folgte hierauf ein langwieriger Guerrillakrieg, welchen ein steiles, wildes Gebirgsland, große Wälder, tiefe Schluchten mehr als irgendwo begünstigten. Die Anhänger des unabhängigen Amerika waren in die unwegsamsten Gebirge der Küsten zurückgedrängt, und machten von da aus in die kleinen Partien Einfälle in die von den Spaniern besetzten Gegenden, überfielen ihre Geldtransporte, oder übten Rache an einzelnen Anhängern der spanischen Partei. Die Häuptlinge dieser Guerrillas, welche sich nie unterwarfen, Guerrero, Bravo, Cos, Victoria u. a. nannten sich Generale, aber ihre Wirksamkeit war nicht groß. Gegen das Jahr 1820 hin konnten sie sich nicht mehr aus den Gebirgen hervorwagen, die Waffen der Spanier hatten die bewohnten Gegenden völlig unterworfen, wiewohl die Anhänglichkeit an die Sache der Unabhängigkeit in den Gemüthern der Creolen zu tief gewurzelt war, als daß sie die Gewalt hätte auslöschen können.

Augustin Iturbide, ein Mexicaner von Geburt, von Jugend auf Soldat in den Reihen der Spanier, und als Sieger oft hart gegen seine Landsleute, erhielt den Oberbefehl über eine Division, welche die Reste der Insurgenten in den Schluchten der Sierra Madre vernichten sollte. Auf dem Wege nach Acapulco hin faßte er den Entschluß, sein Vaterland zu befreien. Lange mag er den Gedanken mit sich getragen haben, und ein schlichtes Lied seiner Soldaten, das er in stiller Nacht in seinem

Zelte singen hörte, habe, sagt man, den Entschluß gereift. Er erklärte sich für die Unabhängigkeit, besiegte die letzten Anstrengungen der spanischen Partei und gab seinem Vaterlande die Freiheit. Die bewaffnete Macht hatte diesen Umschwung hervorgerufen, und alle, welche früher für die Sache gestritten hatten, schlossen sich ihr an. Aber auch viele Spanier waren in der Armee; deßhalb war eine der Grundlagen der neuen Ordnung: alle Spanier im Lande haben das Bürgerrecht, alle Offiziere, welche es wünschen, bleiben im Dienst in ihrem Rang.

Iturbide opferte dem Ehrgeiz das Glück seines Vaterlandes; er trug kurze Zeit eine Krone, die ihm seine Satelliten aufgesetzt hatten, aber ihm schwindelte unter der Krone, und wieder waren es die Soldaten, welche den ephemeren Thron zerstörten.

Das Volk wählte nun die republikanische Regierungsform, und zwar die Förderalverfassung, nach dem Vorbild der Vereinigten Staaten. Es war ein Act der Gerechtigkeit, daß man die Männer, welche ein Jahrzehnt mit unendlichen Beschwerden im Kampfe gegen die Spanier ausgedauert hatten, zu belohnen suchte; aber es war ein Fehlgriff der Regierung, daß man ihnen die höchsten Würden und resp. Besoldungen im stehenden Heere gab. Den meisten derselben fehlte es durchaus an militärischer Bildung, ja an Bildung überhaupt; sie machten sich lächerlich bei ihren Subalternen, welche sie zum Theil weit übersahen, und dadurch wurden die Bande der Disciplin außerordentlich lax. Ein großer Theil der spanischen Truppen war nach den Capitulationen von Iguala und Cordova zurückgetreten und hatte das Land verlassen. Man mußte die Cadres der Bataillone herstellen, und verwandte theilweise für Subalternoffiziere und Unteroffiziere die Insurgenten, welche sich durch das Feldleben der Arbeit entwöhnt, aber Kriegszucht nicht kennen gelernt hatten. Die allgemeine Volksbewaffnung, die Bürgergarde, sollte die Hauptmacht des Landes bilden; aber man organisirte sie so fehlerhaft, die große Masse des Volkes hatte durch den langen zerstörenden Krieg einen solchen Ekel und Abscheu

vor dem Waffenhandwerk erhalten, daß das ganze Institut der Bürgergarde zum Spielwerk und Gespötte der Linie wurde (wie die Landwehr 1815 im südlichen Deutschland.)

So war die Organisation des Heeres in den ersten Jahren der Republik eine durchaus mangelhafte; sie war es in sich durch ihre Zusammensetzung, durch den Mangel an Disciplin, durch den Mangel an Taktik, durch den Mangel eines gebildeten Offiziercorps, welches die hohe Bestimmung, den Schirm und die Wehr eines freien Staates zu bilden, verstanden hätte. Man hatte kein anderes Vorbild als das spanische Heer, dessen Ordonnanzen noch galten, welches, wenn man die Geschichte des spanischen Kriegswesens kennt, damals keineswegs als Muster aufgestellt werden konnte.

Die Geschichte unseres Landes in den letzten 25 Jahren bietet ein unerfreuliches Bild innerer Zerwürfnisse, in welchen das stehende Heer die traurige Rolle spielte, bald dem einen, bald dem andern Parteimann zum Siege verholfen zu haben. Die unkluge Ausweisung der Spanier hatte die Armee schon vieler tüchtigen Offiziere beraubt, welche zum Theil durch unbrauchbare Subjecte ersetzt wurden. In den fortwährenden Parteikämpfen suchte man sich Einfluß zu verschaffen durch Ernennung ergebener Chefs, die zurückgesetzten aber wagte man nicht zu offenen Gegnern zu machen, und ließ ihnen Rang und Gehalt. Von der Einmischung Santanna's in die Angelegenheiten der Republik datirt die völlige Entartung des Heeres. Dieser Mann, dem es in die Hand gelegt war, der Wohlthäter seines Vaterlandes zu werden, hat unsägliche Uebel über dasselbe gebracht. Er ist ein durchaus unmoralischer Charakter, ein raffinirter Egoist, der nur eine Rolle spielte, weil er die Schwächen seiner Landsleute kannte und auszubeuten verstand. Das Wohl des Landes galt ihm nichts, Ehre und Gewissen, Treue und Glauben waren ihm leere Worte, die er benutzte, je nachdem es sein Interesse erheischte, und da er für seine egoistischen Pläne stets Werkzeuge fand, wirkte sein Ansehen demoralisirend auf alle Classen der Gesellschaft. Durch offenen Aufruhr war

er an die Spitze der Verwaltung gelangt, und durch kluge Transactionen mit seinen Gegnern wußte er den der Regierung ergebenen Theil der Armee in sein Interesse zu ziehen. Durch Avancements der höheren Offiziere, willkürliche Einsetzung der niederen Grade schuf er sich eine Schaar von Prätorianern, welche gefügige Werkzeuge seiner eigensüchtigen Plane wurden.

Ende des Jahres 1845 entfernte ihn die allgemeine Stimme des Volkes von den Geschäften und verbannte ihn aus dem Lande. Eine Zerrüttung ohne Gleichen in allen Theilen der Verwaltung war das Resultat einer langen Dictatur. In den Ausgaben des Staates hatten jedes Jahr ungeheure Summen für das Kriegsdepartement figurirt, 12 — 15 Mill. Pesos, und doch war kein Kriegsmaterial da, die Truppen waren schlecht gekleidet, die Festungen verfallen; der Stand der Armee sollte 36,000 Mann sein, und keine zehntausend waren auf den Beinen. Es wird ihnen ganz fabelhaft erscheinen, aber es ist doch so: die Armeeregister ergaben 120 Generale und dreißigtausend Offiziere; alle verlangten Sold ohne Etwas zu thun, und dieses Heer von Blutegeln sollte das Land nähren. Um das zu verstehen, müssen Sie den historischen Verlauf, den ich kurz andeutete, im Auge behalten. Da waren viele alte Knaben aus der spanischen Zeit, viele welche die Guerillachefs nach Willkür aus Bauern zu Offizieren gemacht hatten. In den bürgerlichen Zwisten war eine Unzahl von Offizieren entstanden, jedes Pronunciamiento schuf die Obersten und Generale dutzendweise. Sie lachen? Nun das will ich Ihnen erzählen, wie es dabei zugeht. Da fällt es irgend einem vormaligen Militär, vielleicht einem Hauptmann, in einem Dorf, dreihundert Stunden von der Hauptstadt, ein, daß die Regierung nichts tauge. Er bespricht sich mit dem Hans und Peter aus seinem Dorf, liest ihnen aus der Zeitung vor, zeigt Briefe von wichtigen Freunden, welche auch die Minister tadeln, und haranguirt seine Gevatterleute, daß sie die Sache ändern müßten. Die sind das zufrieden und werben Proletarier für ihren Plan, Kerls, die lieber Geld verzehren als arbeiten, und schon wissen, daß man bei einem solchen

Unternehmen wenig zu riskiren hat. Man kennt einen Oberst, der auch mißvergnügt ist, dem theilt man mit, daß man ihn zum Retter des Vaterlandes ausersehen habe, und ersucht ihn, sich an die Spitze zu stellen. Ist das der Mann nach Wunsch, so kommt er mit einigen Vertrauten, man hält sogleich eine Berathung und setzt den Plan der Weltverbesserung auf. In derselben Nacht besetzt man das Gemeindehaus, läßt den Gemeinderath zusammenkommen, legt ihm den Plan vor und zwingt ihn zur Huldigung. Darauf nimmt man dem Steuereinnehmer weg was er in Casse hat, und wenn es wenig ist erhebt man ein gezwungenes Anlehen von mißliebigen Krämern des Ortes, läutet die Glocken, brennt Raketten ab, und wenn sich nun die ganze Einwohnerschaft auf dem Markt versammelt hat, theilt man mit was geschehen ist. Nun folgen Vivats für die neuen Beglücker, zumal den Chef, der Obergeneral genannt wird; eine Proclamation an das ganze Volk wird entworfen und unter Beifall verlesen, und nachdem Spirituosen die Köpfe gehörig erhitzt haben, der Beschluß gefaßt, sogleich aufzubrechen und nach dem nächsten Städtchen zu marschiren. Alle eilen fort, um ihre Pferde und Waffen zu holen; die Weiber heulen und wollen die Männer nicht ziehen lassen, und bei vielen bedarf es keiner großen Ueberredung, sie schleichen die Hinterthüre hinaus nach dem Wald zu, bis der Tumult vorüber ist. Nach Mitternacht endlich ist das Befreiungsheer marschfertig, es ist klein, aber von Muth entbrannt, auf Regimentskosten geht noch einmal die Flasche um, und im Dunkel verschwinden die Helden.

Geht nun alles gut, so werden auf solche Weise einige Dörfer überrumpelt und für den Plan gewonnen; ist aber einmal das Hauptdorf des Bezirkes beigetreten, so wird eine provisorische Regierung eingesetzt, das Heer, (vielleicht 200 Mann) organisirt, armirt, exerciert; die Zeitungen sind davon voll, es werden 50 Mann Truppen vom Präfecten gegen sie ausgeschickt, welche aber mit verhängtem Zügel fliehen, wenn sie eine solche Uebermacht anrücken sehen. Der Präfect packt sein Archiv ein und macht sich fort, jeder sucht zu bergen, was

niet= und nagellos ist, man schickt vertraute Männer, um zu sondiren, man verspricht dem Plan beizutreten, um Zeit zu gewinnen.

Unterdessen haben Eilboten die Regierung des Staates und die Federalregierung benachrichtigt. Der Staat klagt, daß es ihm an Geld und Waffen fehle, den wachsenden Aufstand zu unterdrücken, er vermuthet verdächtige Verzweigungen, spricht von einer gewissen Partei, welche nur den Moment erwarte, und bittet um schnelle Hülfe aus der Hauptstadt. Wären die Pronunciados Leute von Energie, so könnten sie in der Regel das halbe Land durchzogen haben, ehe sie organisirten Widerstand finden; aber sie gehen nicht weit, sehen nur zu, wo sie in der Nachbarschaft umher eine öffentliche Kasse mit Beschlag belegen können, und verwahren sich gegen einen Ueberfall. Sie haben ihre Noth ihre Leute zusammenzuhalten, die allerlei Bedenklichkeiten bekommen, wenn der Katzenjammer eintritt. Weiß ich doch einen Fall, wo das ganze Contingent eines Dorfes seinem Chef erklärte: es müsse nun wieder nach Hause, um sich die Hemden waschen zu lassen!

Endlich kommt die Nachricht, die Truppen der Regierung seien im Anmarsch, Kriegsrath wird gehalten, man beschließt eine feste Stellung einzunehmen, sich ins Gebirge zu werfen, bleibt aber vorläufig in dem Dorf. Mit einem wohlcombinirten Ueberfall ließe sich in der Regel das ganze Nest ausheben, aber nun wird erst der Weg der Güte versucht. Man will kein Bürgerblut vergießen, und Verirrte zurückführen. Das wird trotzig abgewiesen; einige Vorposten schießen auf tausend Schritte gegen einander; ein Dutzend Soldaten der Regierung desertiren; das ist bedenklich, und Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Einige brave Leute der Nachbarschaft bieten ihre Vermittelung an, welche man zuläßt, und das Ende vom Lied ist, daß nach einigen fruchtlosen Märschen, nach unschädlichem Verbrennen einigen Pulvers ein Vergleich geschlossen wird, nach welchem die Chefs der Pronunciados ihre Waffen niederlegen, und die Autorität der Regierung anerkennen, Rang, Würde und Sold, den

sie sich selbst ertheilt, behalten, was sie dem Staate gestohlen nicht erstatten, ihre Armee entlassen, und mit dieser völlig amnestirt werden.

Das ist der gewöhnliche Gang der Pronunciamientos, wodurch das Heer eine große Anzahl vortrefflicher Obristen, ja Generale erhalten hat, und worin vorzüglich Santanna bald auf der einen, bald auf der andern Seite gute Geschäfte machte. Die Straflosigkeit gegen solche Verbrechen hat dem Land vieles Unglück gebracht, und wird noch mehr bringen, wenn die Regierung nicht streng das Gesetz handhabt.

Wundergeschichten könnte ich Ihnen erzählen von diesen Revolutionen, wenn ich nicht fürchtete, Sie hielten mich für einen Charlatan, der zu Ihrer Unterhaltung Possen erzählen wollte. Man weiß häufig nicht, ob man sich über den grassen Egoismus ärgern oder über die Dummheit und Indolenz lachen soll; auf jeden Fall aber bleibt es unbegreiflich, warum die Regierung stets Concessionen machte, statt die Schufte aufzuhängen!

Wenn schon durch die angeführten Umstände das Offiziercorps ungewöhnlich vermehrt wurde, so verschwindet dieses doch noch gegen die großartigen Schöpfungen von Santanna. Er hat, während er am Ruder war (nach officiellen Angaben), 13,000 Offizierspatente unterzeichnet. Darunter waren sehr viele, die er als Geburtstags- und Namenstagsgeschenke gab, zum Theil an kleine Kinder, die Buben seiner Anhänger, wenn sie die ersten Hosen bekamen, wozu dem kleinen Affen dann eine Offiziersuniform angethan wurde. Das geschah meist, um sich Partei zu machen, oft aber auch als Belohnung, als Trinkgeld für erhaltene Dienste (wie bei euch in Europa oft die Orden gegeben werden sollen, was ich jedoch unmöglich glauben kann). So machte z. B. ein guter deutscher Schuster Sr. Excellenz einen künstlichen Stiefel für seinen Stützelfuß. Der Fußkünstler wurde nach Verdienst belohnt mit einem Hauptmannspatent, denn er hatte ja dem ersten Mann der Republik auf die Beine geholfen. Aber der bekam nun einen Stich, und

ließ dafür seine Leisten im Stiche, um mit Federhut und Schleppsäbel einherzuziehen. Seine Schuhfabrik ging indessen doch fort, wiewohl der Hauptmann mit seinen Kameraden in Kaffeehäusern und Wachtstuben einherzuziehen und viel über den Durst zu trinken hatte, wodurch dem Meister keine Zeit zum Zuschneiden und beaufsichtigen der Gesellen übrig blieb. Die Kunden klagten über Hühneraugen, über schlechte Arbeit und bestellten anderswo, und sehr schnell war der geachtete, wohlrennomirte deutsche Schuhmacher ein großer Lump von mexicanischem Hauptmann.

Und Sie, fragte ich erstaunt, können unter solchen Truppen dienen? O, was denken Sie, erwiderte er, es ist lange her, daß ich meinen Abschied genommen habe; aber ich beschäftige mich mit militärischen Studien, und werde wieder eintreten, wenn das Militärwesen eine würdige Gestaltung erhält. Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß das Offiziercorps der activen Armee nur schlechte Bestandtheile enthalte, im Gegentheil, der Wahrheit gemäß muß ich sagen, daß sich recht wackere, kenntnißreiche Männer darunter befinden, welche überall dem Stande Ehre machen würden. Aber bei einer Armee von Offizieren und der Art ihrer Ernennung können Sie sich leicht denken, daß viele nicht den Namen verdienen.

Das finde ich begreiflich, entgegnete ich, nur war es mir unerklärlich, daß Leute, welche wenigstens den Degen getragen haben, ehrlose, ja verbrecherische Handlungen begehen können, ohne aus den Listen gestrichen zu werden, oder von ihren Cameraden öffentlich die Epauletten von den Schultern gerissen zu bekommen. So erinnere ich mich in den Tageblättern gelesen zu haben, daß ein Oberst der Falschmünzerei bezichtigt wurde, daß Hauptleute genannt waren, die als Dilettanten im Räuberhandwerk sich auszeichneten, daß andere als falsche Spieler figurirten, noch andere in Ehrensachen die Genugthuung verweigerten. Ja, einmal sah ich, es ist wohl schon zwanzig Jahre her, daß ein Offizier in einem Bijouterieladen rechts und links Ohrfeigen bekam, weil ihm einige Ringe ohne Zahlung an den

Fingern hängen geblieben waren. Aber er schüttelte sich, und ging zur Thüre hinaus, als ob nichts vorgefallen wäre.

Mein Capitän machte ein bittersüßes Gesicht, auf dem Aerger und Humor die Züge nach verschiedenen Polen vibriren ließ. Das ist ja gerade mein beständiger Kampf, mündlich und schriftlich, sagte er, daß ein großes Purificationswerk vorgenommen werde. Es ist leider wahr, was Sie sagten, daß solche verworfene Subjekte in den Listen aufgeführt stehen, welche an den Galgen oder in das Arbeitshaus gehörten. Ich begreife nicht, warum die Regierung nicht längst alle Namen mit einem Flecken ohne weiteres gestrichen hat, denn alle diese Schufte gehören nicht der activen Armee an; sie haben keine Ansprüche an den Staat, und schreien und sollicitiren fortwährend um rückständigen Gehalt. Es sind die nutzlosesten Proletarier, denen man alle Hoffnung abschneiden muß, vom Staat Unterhalt zu empfangen: sie mögen arbeiten oder verhungern. Bei dem Mangel an aller Erziehung und Moral ist von Ehre auch nicht die Rede. Viele, sehr viele schwören auf die Grundsätze des großen Hans Falstaff, und sagen mit ihm: was ist Ehre? Ein Wort; was ist ein Wort? Wind! Für ein so windiges Ding wie Ehre ziehen sie den Degen nicht, den mittelalterlichen Barbarismus des Duells verachten sie gründlich, schon weil ihn das Gesetz verbietet, und der wackere Vaterlandsvertheidiger ist Held genug gleich den alten Römern — fortia agere et pati — lieber einige Schläge zu dulden, als das Gesetz zu verletzen, oder einem barbarischen Vorurtheil zu huldigen. Wer sich beleidigt glaubt, kann ja klagen, dafür sind die Richter da, um die Klagen anzuhören.

Ich theile Eure Ansicht nicht, Capitän, unterbrach ich ihn, ohne Ehrenhaftigkeit ist dieser Schein von Ehre ein Nichts, und in einem Rechtszustande darf das Duell nicht stattfinden. Es ist eine Verwirrung der Begriffe: für ein Phantom will man sein Höchstes, sein Leben, alle seine Pflichten aufs Spiel setzen. Bei jeder Beleidigung muß einer Recht, der andere Unrecht haben, oder es waltet überhaupt ein Mißverständniß ob.

Mißverständnisse müssen aufgeklärt werden, und damit ist der Streit beseitigt; wem sein Unrecht nachgewiesen wird, der muß Moralität, Rechtsgefühl genug haben es einzugestehen, und das ist sicher eine bessere Sühnung, als wenn der mit Unrecht Beleidigende, weil er ein guter Schütze ist, dem Ehrenmann, der Recht hatte, die Kugel durch den Kopf jagt. Der esprit de corps darf keine ehrlosen Bestandtheile in seiner Mitte dulden, und für Streitigkeiten, die nirgends zu vermeiden sind, werden Ehrengerichte, aus den geachtetsten Offizieren gebildet, wahrer Ehre mehr Rechnung tragen, als Degen und Pistolen.

Dagegen habe ich nichts einzuwenden, wenn ich mit einem gebildeten Offiziercorps zu thun habe, erwiderte der Capitän; wo aber dieser Geist der Körperschaft fehlt, den Sie voraussetzen, da halte ich mir den Flegel vom Leibe, wenn er weiß, daß er sich schlagen muß, falls er mir auf den Fuße tritt. Auf ein andermal wollen wir darüber disputiren, denn ich habe mir meine eigene Theorie gebildet, die von der des unsterblichen Ritters Don Quixote vielfach abweicht.

Für jetzt will ich den Faden unseres Gespräches festhalten, und Ihnen noch einiges über unsere Militärverhältnisse erklären. Der Einfluß Santanna's, der länger als zwölf Jahre absoluter Disponent in Militärsachen war, wirkte, wie ich schon erwähnte, höchst nachtheilig auf den Geist des Heeres. Einige Vortheile, welche er im Anfang seiner Laufbahn während der bürgerlichen Zwiste über seine Gegner errungen hatte, brachten ihm den Glauben bei, daß er ein großes militärisches Talent sei. Er besaß keine Kenntniß der Kriegsgeschichte und der Kriegswissenschaft im engern Sinne, er war kein Taktiker, verstand nichts vom Geniewesen, verachtete jedes gründliche Studium, und duldete an seiner Seite kein hervorragendes Talent, das dem Heer eine durchgreifende Reform hätte geben können. Alle Schlachten, welche Santanna in neuester Zeit en chef commandirte, wurden verloren durch grobe Versehen von seiner Seite, und hinterher machte er Generale, die unter ihm commandirten, verantwortlich, und stellte sie vor ein Kriegsgericht wegen grober

Vernachlässigungen, welche allein ihm zu Schulden kamen Dieß war namentlich der Fall in dem letzten Kriege mit den Vereinigten Staaten. Gegen den Rath der einsichtsvolleren seiner Generale zog er von San Luis gegen Saltillo um Taylor anzugreifen, in ungünstiger Jahreszeit, auf dem schlimmsten Wege, durch eine gegen 28 Meilen lange, völlig trockene, menschenleere Wüste. Mangel an Mundvorrath, wie Fütterung für die Pferde, gänzlicher Mangel an Wasser, Schnee und Kälte hatten das Heer aufs äußerste erschöpft, und doch griff er Taylor an, der sich bei Buena Vista, wohlausgeruht, eine günstige Stellung gewählt hatte.

Für diesen Marsch durch die Wüste sprach kein Grund; es war keine wichtige militärische Position zu decken, keine Verstärkung war im Anzug, er konnte ruhig jenseits der Wüste abwarten, daß sein Gegner sich in Nachtheil setze und ihn aufsuche.

In dem Treffen gegen Scott bei Cerro Gordo hatte Santanna einen höchst schwierigen Paß besetzt, und Streitkräfte genug, um die Amerikaner lange hinzuhalten; aber er hörte nicht auf den Rath eines seiner Ingenieure, der ihn wiederholt auf die Schwäche einer Flanke aufmerksam machte, welche leicht durch einige Schanzen gedeckt werden konnte, ja er traf keine Dispositionen für den Rückzug, und stellte die Cavallerie als Reserve auf einem Rücken auf, der ein Manövriren unmöglich machte.

Ich würde nie enden, wenn ich Ihnen die Details dieser Schlachten und der darauf folgenden mittheilen wollte. Alle bezeugen, daß nur die erbärmlichen Dispositionen unsern Ruin herbeigeführt haben. Die tapfersten Soldaten richten ohne Anführer nichts aus. In Cerro Gordo waren die meisten Chefs verschwunden, als die Stellung noch nicht verloren war; ein Hauptmann vertheidigte einen Felsenpfad mit seiner Compagnie bis auf den letzten Mann, und fiel als ein Held; nicht an den Subalternen, nicht an den Soldaten lag die Schuld, sondern an den Anführern.

Der mexicanische Soldat geht mit großer Kaltblütigkeit und Todesverachtung ins Feuer und erträgt Mühe und Beschwerden ohne Murren. Seine Mäßigkeit ist zu bewundern. Mit einem Säckchen Pinole, einem aus geröstem Mais und Zucker bereiteten Pulver, welches in einer Schale kalten Wassers aufgelöst wird, marschirt er viele Tage ohne alle andere Nahrung, und dabei ist ihm der Boden sein Bett und der Himmel sein Obdach. Er ist gelehrig und anhänglich an seinen Capitän, wenn dieser kriegerischen Geist besitzt, und selbst die Disciplin übt, welche er von andern verlangt. Und was hätte erst unser Militär sein können, wenn man, wie in Preußen, den Dienst der Waffen als eine allgemeine Bürgerpflicht behandelt hätte. Aber unser Rekrutirungssystem ist von jeher ein erbärmliches gewesen.

Die Conscription (fuhr der Capitän fort) ist hier nicht üblich, und überhaupt nicht eine regelmäßige Truppenaushebung nach Altersklassen, da nicht einmal in den Gemeinden und auf den Bureaux der Verwaltungsbehörden genaue Listen der Bevölkerung existiren. Wenn die Bataillone durch Tod oder Desertion so klein geworden sind, daß sie kaum noch Compagnien vorstellen, so wird vom Kriegsminister an die Gouverneure der Staaten und an die Generalcommandanten der Befehl erlassen: daß die Zahl ergänzt werden müsse. Jedes Bataillon hat seinen Bezirk, aus welchem es sich rekrutirt. Der Commandant verlangt von dem Gouverneur die nöthige Anzahl, und dieser schreibt den Präfecten, je nach dem Census ihres Departements, die zu stellende Quote aus. Der Präfect vertheilt wieder die Lieferung an die Unterpräfecten und Ortsbehörden, mit der besonderen Weisung: ja keine nützlichen Leute den Geschäften zu entziehen, sondern vorzugsweise die Tagediebe und Vagabunden, Bursche, die in wilder Ehe leben, Spieler von Profession, Säufer und sonstige anrüchige Subjecte (vagos y mal entretenidos, jugadores, ebrios y sujetos de mala nota) aufzugreifen und unter guter Bedeckung einzuliefern. Sollte aber, wird gewöhnlich beigefügt, die verlangte Anzahl nicht

zusammenkommen, so müsse dieselbe aus den ledigen Burschen durch das Loos ergänzt werden.

Ein solches Rundschreiben verbreitet stets einen panischen Schrecken unter der honorablen Classe der Taugenichtse, wie Spreu vor dem Winde stäuben sie auseinander und verstecken sich in Wäldern und Klüften, was bei der dünnen Bevölkerung des Landes ein Leichtes ist. Gewöhnlich werden deßhalb solche Befehle geheim an die Behörden gesandt, und da die Ortsbehörden die verlangte Zahl liefern müssen, sehen sie sich ganz im stillen nach würdigen Candidaten um. Eines guten Abends werden sie in den Spielhäusern, auf den Straßen oder in ihren Wohnungen von einer Patrouille der Bürgerwache aufgegriffen, eingesperrt und am folgenden Tage, die Ellenbogen auf den Rücken geschnürt, zwei und zwei zusammengekoppelt, nach der Districtsstadt gesandt.

In den Dörfern ist es nicht ungewöhnlich, daß man den Sonntag abwartet, weil sich dann alles Volk auf dem Markte versammelt; oder man macht am Sonnabend den Fang bei einem Tanze, den man mit vielen Raketten ankündigt, gerade um die Vögel anzulocken, die man haben will, und die in der Regel Enthusiasten für dergleichen gesellige Vergnügungen sind. Aber welcher Schrecken ergreift die muntere Gesellschaft, wenn plötzlich der Alcalde mit der Wache eintritt, die Thüren besetzt, und nun die Subjecte auswählt, welche die gehörige Qualification haben. Der Ruf: leva (Rekrutirung) erregt bei weitem mehr Bestürzung als ein Erdbeben. Sah ich doch einst ein altes Mütterchen im Trabe ins Feld laufen, und als ich sie fragte, was vorgehe, sagte sie keuchend: „man hebt Volk aus.“ Ich rief ihr zu: „Euch wird man doch wahrlich nicht zum Soldaten wollen“, aber sie meinte, das könne man nicht wissen, sicherer sei, sich zu verstecken.

Sind die Gepreßten in der Districtsstadt angelangt, so wird wenig Federlesens mit ihnen gemacht. Haben sie Geld, was gewöhnlich nicht der Fall ist, oder wohlhabende Freunde, die sich für sie verwenden, so läßt sich bei den Schreibern in

der Regel etwas für ihre Befreiung thun; ist das aber nicht, so werden sie Kämpfer fürs Vaterland, für Recht und Freiheit. Sie werden nun an das Depot abgeliefert und in die Kasernen eingesperrt, wo sie eine gute Schule finden für alle losen Streiche, die sie noch nicht kannten.

Natürlich kommt es bei dieser Art der Rekrutirung oft vor, daß nicht allein wirkliche Vagabunden aufgegriffen werden, sondern daß die Classe der armen Teufel ins Garn läuft. Wo findet sich nicht ein elternloser Junge, ein Findling und dergleichen. Diese müssen in den kleinen Dörfern gewöhnlich daran; natürlich, sie können ja abkommen, und Niemand spricht für sie, während viele, die es nicht verdienten, frei durchkommen, weil sie Eltern und Verwandte haben, die für sie sprechen.

Ein so zusammengebrachtes Corps besteht nun der Mehrzahl nach aus wahren Galgenschwengeln, aus Gesindel, das anderswo vom Staate in Schutz genommen wird, um in Tretmühlen, Arbeitshäusern und andern Klöstern dieser Art ein beschauliches Leben zu führen. Wer kann verlangen, daß Ehre und Vaterlandsliebe die Triebfeder der Handlungen dieser Krieger sei: der Stock muß hier regieren, und er wird auch tüchtig gehandhabt. Nach und nach werden diese Wildlinge gezähmt, und erst wenn sie sich in die neue Ordnung gefügt, erhalten sie Kleidung und dürfen aus der strengen Haft der Kaserne unter Aufsicht ganz gezähmter Bestien. Die ersten Versuche sind stets gewagt, und haben häufig schon die Desertion zur Folge. Gewöhnlich aber wartet der Rekrut, bis sich eine bequeme Gelegenheit bietet, im Dienst zu desertiren; denn alsdann hat er den Vortheil, seine Waffen mitnehmen zu können, deren Verkauf einen Nothpfennig für die Reise liefert.

Man kann sich nicht leicht einen Begriff machen von der Menge der Desertionen, welche jeder Ergänzung der Armee folgen, oder eigentlich bei jeder sich darbietenden bequemen Gelegenheit vorkommen. Dutzendweise laufen sie fort, suchen die einsamen Gegenden zu gewinnen, die zerstreuten Bauernhöfe, wo sie sicher sein können, Arbeit und Brod zu finden. Dieses

ist vorzüglich der Fall bei den Truppen, welche nach den Küstengarnisonen gesandt werden. Der Marschbefehl nach einem Seehafen gilt für den Bewohner der Hochebenen für ein halbes Todesurtheil, der Instinkt der Selbsterhaltung treibt ihn also, sich umzuschauen wie der Fuchs, wie am besten aus dem Garne zu entwischen sei. Er entfernt sich von der Heerstraße, und hat nun gewonnenes Spiel. Niemand verfolgt ihn; in der ersten Nacht entfernt er sich weit genug, um, wenn ihn der Hunger treibt, auf einem einsamen Gehöft Nahrung fordern zu können. Das Volk ist mitleidig und läßt keinen Hungernden ohne Nahrung vorüberziehen. Der arme Teufel klagt seine Noth, erbietet sich, für die Kost zu arbeiten, und wird gern aufgenommen.

Einst reiste ich in der Suite eines Generals, der 15 Mann Dragoner mit einem Trompeter als Escorte bei sich hatte. Nach drei Tagreisen war die ganze Escorte verschwunden, einige mit den Pferden, und der Trompeter hing zum Hohn zuletzt noch seine Trompete an einen Baum vor das Quartier seines Chefs und verschwand gleichfalls. Sie hatten freilich eine Garnison der Küste, und die ungesunde Jahreszeit nahete.

Daß die Art der Ergänzung der Armee nichts tauge, hatte man oft erkannt und ausgesprochen, und selbst Santanna versuchte durch das Loos unter den jungen Leuten guten Leumunds eine Rekrutirung durchzuführen. Aber er stieß auf unbesiegbare Hindernisse, welche theils in dem gränzenlosen Abscheu der Mexicaner vor dem Militärdienst, theils in dem Umstand lagen, daß er die neuen Truppen nicht mit alten mischen durfte, wenn er ein neues Geschlecht erziehen wollte, und daß er gesondert dieser Classe Militär nicht trauen durfte, weil sie ihm durchweg abhold war. Es blieb also beim Alten. Waren diese Truppen einmal an das Kasernenleben ganz gewöhnt, so hielten sie nachher sehr gut aus und pflegten lebenslang zu dienen. Sie wurden auch, wie ich schon erwähnte, recht tüchtige Soldaten, die sich schlugen, so gut wie Croaten und Panduren, mit denen sie überhaupt in vieler Beziehung wohl am besten verglichen werden können. Meine Meinung ist, mit guten Offizieren läßt sich

ein gutes Heer schaffen, das zeigt die Kriegsgeschichte aller Zeiten, und deßhalb würde mir für unsere bewaffnete Macht das Hauptaugenmerk sein, eine strenge Auswahl unter den vorhandenen Offizieren und Chefs zu treffen, ich würde ausgezeichnete Männer nach verschiedenen Ländern Europa's senden und das Kriegswesen studiren lassen, und namentlich die bewährte Wehrverfassung Preußens zum Vorbild nehmen. Unser Heerwesen muß von Grund aus neu aufgebaut werden. Ein Schritt ist in neuester Zeit dafür geschehen, dadurch eine große Masse Offiziere von den Listen verschwand. In dem amerikanischen Kriege berief man alle zur Vertheidigung des Landes, mit der Androhung, daß, wer zur bestimmten Zeit nicht erschiene, als absolut verabschiedet angesehen würde. Nicht die Hälfte meldete sich, und alle Fehlenden wurden von der Armeeliste gestrichen. Ferner sah man ein, daß während 25 Jahren das Heer nur das Werkzeug für die ehrgeizigen Plane gewissenloser Generale war, aber im Fall der Noth zur Vertheidigung des Landes nichts leistete; daß es der Ruin des Landes war, theils durch die enormen Kosten die es verursachte, (12 bis 15 Millionen Dollars jährlich), theils durch seine fehlerhafte Organisation, und man wagte den Schritt, es, wenn auch nicht ganz aufzulösen, doch nur auf ein Minimum zu reduciren. Man gab der Bürgergarde mehr Gewicht und verbesserte ihre Statuten, man begann die Militärcolonien an der Nordgränze zu gründen, theils um das Proletariat, welches im Kriegsdienst eingewöhnt war, unterzubringen, theils um einen Damm gegen die Einfälle der Indianer zu bilden. Alles dieses sind Neuerungen, welche zwar noch nicht völlig durchgeführt sind, noch nicht ihrem Zweck entsprechen, aber doch einen Schritt zum Bessern enthalten.

Sie sehen, mein Bester, ich habe Ihnen einen Blick in unsere Verhältnisse eröffnet und auch die wunden Seiten nicht verborgen, und Sie werden jetzt das nicht mißverstehen, was neulich zwischen mir und dem Licenciado verhandelt wurde.

Die kurze tropische Dämmerung war vorübergegangen, und das schöne Sternbild des Kreuzes glänzte prächtig im Süden

über den Thürmen der Stadt, als wir in die Straßen eintraten. Ich dankte meinem neuen Freunde aufs wärmste für seine Belehrung, und wir schieden beide befriedigt.

Das lesende Publikum möchte aber noch sehr unbefriedigt sein, und ich sehe mancherlei Fragen auf den Lippen schweben; darum einiges zur Ergänzung. Wenn man vor einigen Jahren auf dem großen Platze in Mexico an einem Festtag eine Parade sah, und von der vollen Militärmusik einen Marsch von Meyerbeer oder Rossini spielen hörte, so glaubte man nicht auf dem Tafellande der Andes zu sein. Nur bei näherer Betrachtung der Soldaten zeigt die dunkelbraune Hautfarbe sehr vieler, daß man hier in einem andern Welttheil stehe. Die Uniform war dem Schnitte nach halb französisch, halb spanisch, kleidete ganz gut, war aber für das Land nicht zweckmäßig. Die enganliegenden Uniformen von Tuch, das weiße Lederzeug, die schwere Kopfbedeckung (Tschako oder Käppi), welche weder gegen die Sonne noch gegen den Regen Schutz gewährt, sind Unbequemlichkeiten, die man in Europa immer mehr zu entfernen sucht, die aber für die Tropenländer am wenigsten passen. Die zweckmäßigste Bekleidung würde eine kurze Bluse, ein weites Beinkleid, und ein runder, auf einer Seite aufgeschlagener Hut sein. Der Indianer und Mestize ist von Kindheit an daran gewöhnt, weder Weste noch Jacke zu tragen, die Uniform hemmt deßhalb jede freie Bewegung und widerspricht ihrem Zweck. Dieß gilt zunächst für die Infanterie. Die Reiterei könnte eine der besten der Welt sein, wenn man die vorhandenen Elemente benützen wollte. Die Mexicaner sind geborne Reiter, von frühester Jugend an weiß Jeder mit dem Pferde umzugehen, bewegt sich mit großer Leichtigkeit auf jedem Terrain, und versteht Lanze und Lazo mit Meisterschaft zu handhaben. Aber er muß sein bequemes mexicanisches Sattel- und Zaumzeug haben, dazu eine Kleidung, welche der malerischen Reitertracht des Landes entspricht. Dieß hat man nicht berücksichtigt. In dem ungarischen und französischen Sattel, wie sie für die Armee eingeführt wurden, sitzt der Mexicaner schlecht, das schwere Casket, die

rothe knappe Uniform und hellblauen Beinkleider rauben alle Bequemlichkeit, und derselbe Mann, welcher mit seinem Reitzeug und in seiner Tracht wie ein Kunstreiter sein Pferd tummelt, hat gar kein Ansehen, keine Beweglichkeit mehr. Nur leichte Reiterei eignet sich, der Pferde wegen, für das Land; die mexicanischen Gestüte liefern lebhafte und ausdauernde Pferde, aber von Mittelgröße, nicht geeignet für Dragoner und Cuirassiere.

Das Militär war lange Zeit in Mexico ein theurer Luxusartikel — das Steckenpferd der Präsidenten, welche fast alle diesem Stande angehörten. Der Garnisonsdienst der Hauptstadt, der ebenso gut durch Bürgerwehr hätte versehen werden können, beschäftigte mehrere Bataillone, und gerade diese waren am elegantesten herausgeputzt. Sie haben große Casernen, welche eben nicht als Muster von Reinlichkeit dienen können. Die Mannschaft wird zu wenig beschäftigt und geübt, die gymnastischen Uebungen, welche jetzt bei uns einen Theil des Exercitiums ausmachen, kennt man noch nicht, so wenig wie den Schulunterricht in der Caserne. Das müßige Leben führt zu vielen Unordnungen, der Soldat setzt sein Proletarierleben fort, und bekommt dadurch einen Anhang, welcher der Disciplin höchst nachtheilig ist. Wenn ein Bataillon einen Garnisonswechsel vorzunehmen hat, folgt eine Schaar Weiber und Kinder, stärker als die Truppe selbst, ja in den Krieg ziehen sie mit, erschweren die Bewegungen, verkürzen den Proviant und verleiten zur Desertion.

Alle diese Uebelstände sind von einsichtsvollen Offizieren hinlänglich erkannt und Vorschläge zur Abstellung vorgelegt worden; aber es hält schwer, Neuerungen einzuführen, weil der beste Wille Einzelner die Trägheit der Masse nicht überwinden kann. Die Zusammensetzung der Bevölkerung trägt hierzu viel bei. Der Indianer hat an den Boden die Anhänglichkeit des Hausthieres an seinen Stall, aber keinen Patriotismus. Er regt sich nicht, wenn er nicht gezwungen wird, sein Leben und Denken ist stereotyp, er kann aus dem engen Kreise nicht heraus.

Der Krieg mit Nordamerika zeigte dieß in hohem Grad. An eine Erhebung des Volkes war nicht zu denken, die Indianer

verhielten sich völlig indifferent; nur in den größern Städten war es ein Theil der gebildeten Creolen, welcher regen Antheil zeigte. Hätte sich das Volk zur Vertheidigung seines Vaterlandes aufgerafft, so würde die Armee Scotts vernichtet worden sein. Der alte Elias Taylor war als vorsichtiger Militär vorgeschritten, er erhielt die Verbindung mit seinen Anhaltspunkten im Rücken, und sicherte sich die Flanken. Aber Scott drang auf der einzigen Fahrstraße von Veracruz ins Innere vor, in einem sehr zerrissenen Terrain, mit vielen Engpässen, über ein Gebirge, das sich zehn- bis zwölftausend Fuß über das Meer erhebt, gegen siebenzig Stunden entfernt von seinen Vorräthen und seiner Reserve. Er war von der Küste abgeschnitten, eine unbedeutende Guerrilla hielt seine Transporte auf, er war verloren, wenn sich die ziemlich dichte Bevölkerung der Hochebenen zu einem Angriff vereinigt, oder ihm nur den Proviant entzogen hätte. Ein unbegreiflicher militärischer Mißgriff schlug für Scott glücklich aus; man ließ ihn länger als einen Monat in dieser kritischen Lage unangefochten, er hatte Zeit, Kriegsbedarf und Verstärkung an sich zu ziehen, und konnte wieder die Offensive ergreifen. Die Lorbeeren, welche Scott errungen, verdankt er weniger seiner Taktik und Tapferkeit, als der Schwäche und Indolenz seiner Gegner. In dem entscheidenden Kampf in der Nähe der Hauptstadt schlugen sich einzelne Abtheilungen der Mexicaner mit Muth und Aufopferung, namentlich bei Churubusco; aber der günstige Augenblick war vorüber, die oberste Leitung ohne Energie, und, was schlimmer wirkte, ohne Vertrauen, weil sie in den Händen Santanna's lag, der keine Begeisterung hervorzurufen im Stande war.

Die Erfahrungen der letzten Jahre drängen die Ueberzeugung auf, daß die indianische Bevölkerung für den Kriegsdienst nicht geignet sei, so lange nicht ihre intellectuelle Entwicklung hervorgerufen wird. Man hat sie deßhalb so viel wie möglich vom Dienst der Waffen, selbst für die Bürgerwehr, zu entbinden gesucht, und es mag dabei ohne Zweifel die Rücksicht eingewirkt haben, daß es überhaupt nicht rathsam sei, diesem

Bestandtheil des Volkes die Waffen in die Hand zu geben, der als der numerisch größere dasteht, und die alten Erinnerungen, wenn auch unklar, bewahrt, daß er einst der herrschende war. Der Aufstand in Yucatan ist ein Racenkrieg, der Vorsicht anräth, wenn auch bis jetzt nur geringe Symptome von Sympathien im eigentlichen Anahuac bemerkt wurden.

Die Wehrpflicht im Allgemeinen liegt dem spanischredenden Bewohner des Landes ob, also den Creolen und Mestizen, und da dieser eine große Abneigung gegen den Kriegsdienst hat, wird aus einer tüchtigen Volkswehr nie viel werden. Im Staate von Durango z. B., der in den letzten Jahren unendlich viel von den Jägerstämmen der Apaches zu leiden hatte, und noch leidet, können keine dreihundert Mann gut berittener Truppen zusammengebracht werden, welche hinreichend wären, die Wilden in ihren Gebirgslagern aufzusuchen und für immer unschädlich zu machen. Diese räuberischen Tribus fallen nicht in großen Schaaren ein; sie kommen wie der Wind, dreißig bis fünfzig Mann stark, überfallen die Höfe und Dörfer, morden die Männer, entführen die Frauen und Mädchen, und fliehen, die Heerden von Rindvieh und Pferden mit sich treibend, so schnell als sie gekommen sind. Der ganze Staat zittert vor dieser Plage, der Bergbau wie der Landbau liegt darnieder, weil sich Niemand weit von den größern Orten zu entfernen wagt, und doch fehlt es an Gemeingeist, eine tüchtige Schaar auszurüsten, um das Gemeinwesen zu schirmen. In dem ganz dünn bevölkerten Staate von Durango mag dieses einige Entschuldigung finden in den großen Entfernungen der bewohnten Stätten unter einander; aber in den stärker bevölkerten Gegenden zeigt sich eine ähnliche Erscheinung in dem Verhalten gegen Räuberbanden, welche nur in einem ausgeprägten Egoismus ihren Grund hat. Ein Zusammenwirken der Büger würde diese Vexationen rasch abschneiden; doch jeder scheut sich aufzutreten, er will es mit Niemand verderben, und selbst die Behörden schreiten nicht ex officio ein, wie sie müßten, theils aus Mangel an Unterstützung, theils aus Furcht, den Haß der Verbrecher auf sich zu ziehen.

Nicht in allen Theilen des Landes ist dieß gleich, im Staate von Veracruz z. B. kommt kein verdächtiges Volk auf, weil sich rasch die Dorfbewohner und Bauern zu einem Treibjagen verbinden. In diesem Staate allein kämpften die Guerrillas ununterbrochen gegen die Nordamerikaner, schnitten ihnen manchen Transport von Proviant und Kriegsbedarf ab, und hemmten ihre Operationen durch Ueberfälle auf dem Marsch. Auch hier nahmen die Indianer keinen Theil an dem Kampf, sondern umschlichen nur nächtlich, wie der Schakal, das Lager der Feinde, um ihnen die Pferde von der Weide wegzuschnappen.

So weit diese Bemerkungen, deren loses Gewebe von Einzelheiten nur dazu beitragen wird, nationale Sitten kennen zu lernen, und den Charakter des Volkes genauer zu bezeichnen.

Nachträglich gebe ich die Uebersetzung eines Liedes, welches in den Kämpfen um die Unabhängigkeit zum Nationallied geworden war, und noch lange im Volke wiedertönte:

Das Joch ist nun gebrochen,
Das unsern Nacken bog:
Amerika, das freie,
Das gleiche lebe hoch!

Dreihundert Jahr in Banden,
Dreihundert Jahr in Schmach,
Von Despotie gelähmet,
Die drückend auf uns lag.

Doch nach so vielen Jahren
Der harten Sklaverei,
Zerbrachen unsre Helden
Die Ketten, wir sind frei!

Und nach so vielen Jahren
Von Arbeit und von Noth,
Erschien uns mit der Freiheit
Des Friedens Morgenroth.

Das Joch ist nun zerbrochen
Das unsern Nacken bog:
Amerika, das freie,
Das gleiche lebe hoch!

Die Strophe, welche Iturbide zum plötzlichen Entschluß des Abfalls von den Spaniern bewogen haben soll, heißt wörtlich übersetzt:

Wann, ihr armen Indier, werden
Eure bittern Sorgen enden?
Eure Söhne auf dem Boden,
Fremde in der Fülle schwelgend!

Die Geschichte der Kämpfe um die Unabhängigkeit hat viele wahrhaft romantische Züge, aus welchen ich einige an einer andern Stelle mittheilen werde.

XVII. Das Proletariat in Mexico.

Die mexicanischen Städte besitzen ihr zahlreiches und ganz eigenthümliches Proletariat, so gut wie Neapel und Sevilla, und die weltberühmten Lazzaroni haben vielleicht mehr Uebung im Macaroni-Essen, aber schwerlich repräsentiren sie ihren Stand so würdig wie die Leperos (auch Pelados genannt) im Westen. In Europa ist es ein hartes Geschick, dieser Classe angehören zu müssen, in Mexico wählt man sie aus Liebhaberei und mit Neigung; kein Druck der Verhältnisse beengt die freie Entwickelung, das Talent kann sich glänzend entfalten. Es ist natürlich, daß in einem Lande, dessen Bevölkerung gegen die ausgedehnte Bodenfläche gering ist, kräftige Arme gesucht sind. Wer arbeiten will, findet Arbeit; wer Grundbesitz sucht, kann ihn haben; wer der Mutter Erde nur einige Aufmerksamkeit schenkt, wird von ihr reichlich beschenkt. Ein Proletariat dürfte also in Mexico gar nicht bestehen, es ist kein nothwendiges Uebel, und könnte durch gute Schulen und scharfe Polizei längst weggetilgt sein. Aber es wäre schade darum, ein ehrenwerther Theil der Gesellschaft würde fehlen, und das lesende Publikum würde um gegenwärtige Schilderung kommen, was ihm gewiß leid wäre.

Wäre ich ein deutscher Professor, Hofrath oder nur Dr. phil., so böte sich hier die glänzendste Gelegenheit zu classificiren,

mit römisch I und II, arabisch 1, 2 und 3 und dann das ganze Alphabet durch: aber ich besitze dieses herrliche Talent nicht, und kann höchstens beschreiben, was ich hie und da in den Straßen und auf den Märkten der Städte gesehen habe. Nur über den Namen Lepero erlaube ich mir die Bemerkung, daß er von lepra, Aussatz, stammt, und nicht die ganze Classe der Proletarier bezeichnet. Die Leperos sind die Proletarier im engsten Sinne des Wortes. Epikureer aus Princip, vermeiden sie das Unangenehme der Arbeit so viel als möglich, und haschen den Genuß, wo er sich nur darbietet. Haus und Hof zu besitzen, macht Sorgen, und Kasten und Kisten zu verwahren ist unbequem; deßhalb geben sie sich damit nicht ab. „Ich habe mein' Sach' auf Nichts gestellt", das ist buchstäblich die Loosung des Lepero. Der ganze Kerl ist keine drei Groschen werth mit allem was an und um ihn hängt, und doch hat er den besten Humor von der Welt, und ist aufgelegt zu Spiel und Gesang. Am Abend weiß er selten, wo er in der Nacht sein Haupt hinlegen werde, noch womit er am Morgen seinen hohlen Magen befriedigen soll. Ein Hemd ist ein Luxusartikel, aber angenehm als Reservefonds, um es nach Umständen versetzen oder verspielen zu können. Wenn er im Glück ist, kauft er sich ein solches und ein ditto Beinkleid von Manta (Nesseltuch, wohlfeilstes Baumwollenzeug.) Das Hauptbesitzthum ist die Frazada, ein grober gestreifter Teppich, der Schutz gegen Wind und Wetter, der Schild gegen Stich und Hieb, Bett und Bettdecke für die Nacht, Ehrenkleid für Kirche und Markt. Diese seine toga virilis wirft der Lepero mit mehr Pathos um, er perorirt damit geschickter als weiland Cicero und Pompejus, ja fällt er einst von dem Messerstich eines gereizten Gegners, so thut er es mit so viel Anstand, wie der große Cäsar an den Idus des Märzen, und theilnehmende Genossen hüllen ihn in sein Purpurgewand, schnüren ihn mit einem Strick wie einen Waarenballen, und so wandert er ins Grab, einfach wie er gelebt.

Schuhe trägt der Lepero nicht, theils weil er keine hat, theils weil sie seine Freiheit beschränken, zumal wenn er davonlaufen

will. Ein alter Strohhut schützt ihn gegen die Sonne, ein geflochtenes Tragband und ein Strick gegen den Polizeidiener, um sich stets als Lastträger ausweißen zu können. Ein Rosenkranz mit einem Kreuz oder Scapulir daran, den er auf bloßer Brust trägt, ist der Beweis des guten Christenthums, auch besucht er die Messe, wenn ihn nicht dringende Geschäfte abhalten. Die Speculanten auf den Inhalt fremder Taschen versäumen nie die großen Kirchenfeste, und sollen da gute Geschäfte machen. Sie thun sich hervor durch Zeichen der Andacht und Zerknirschung, aber nichts entgeht ihren Falkenaugen, trotz dem, daß sie unverwandt in das Gebetbuch in der Hand zu blicken scheinen. Aber der Arm ist falsch, die Hand, die das Gebetbuch hält, täuschend von Wachs gearbeitet, und unter dem Mantel operiren sie frei mit beiden Händen, wie der beste Escamoteur.

Der beweibte Lepero hat gewöhnlich ein kleines Stübchen in einer der Vorstädte, worin er die Nacht zubringt; der unbeweibte überläßt sich dem Zufall. Hat er einen guten Nachmittag oder gewinnt er am Abend im Spiel, so bleibt er in einer der vielen Spelunken, wo nicht, so ruht er im Schutz der Kirchen, oder in einer der weniger frequentirten Hallen, wenn ihn die Polizei nicht in der Wachtstube unterbringt. Ist das Quartier unter den hellen Sternen, so findet sich gewöhnlich Gesellschaft zusammen, um sich gegenseitig warm zu halten, denn die Nächte sind kühl. Am Morgen wird gedehnt, die Augen gerieben und nun eine Pulqueria oder Schnappsbude besucht. Reichen die Mittel, so wird ein Frühtrunk genommen, wo nicht, so gilt es durch Witze, andere Trinker zum Zutrinken zu bewegen. Vielleicht ist auch ein Messer oder Taschentuch (letzteres ist allen Ständen Bedürfniß) zu verpfänden, um die Nüchternheit los zu werden. Das zweite Bedürfniß ist eine Cigarre, und da stehen nun diese fadenscheinigen Schufte, dicht in ihre Decken gewickelt, und berathschlagen, wohin sie ihre Expeditionen richten sollen.

Wer je in der Morgendämmerung durch die Vorstädte von Puebla, Mexico, Queretaro oder Toluca gekommen ist, wird

die Gruppen dieser Menschen gesehen haben, bis an die Augen verhüllt in ernster Berathung. Andere sieht man gegen eine Ecke gelehnt, oder auf einem Stein sitzend, regungslos, einer Bildsäule gleich. Letztere haben schon ihre feste Beschäftigung, oder bedürfen als Altmeister des Rathes nicht. Die andern vertheilen sich nach Ost und West und verfolgen verschiedene Industrieen. Manche fassen an den Kirchthüren Posto als Bettler, fingiren Gebrechen und suchen in jammervollen Tönen das Mitleid der Kirchengänger zu erregen. Andere haben mit einigen Blinden Verträge geschlossen, die sie abholen, um mit ihnen die Straßen zu durchziehen. Sie führen die Casse, aber gewiß nicht zu ihrem Nachtheil, verköstigen übrigens ihre Menagerie gut, weil die Einnahme nicht übel ist. Noch andere treiben sich in der Nähe des Portals, an den Kaffeehäusern und Buden umher, und sammeln alle Endchen von Cigarren, welche die Raucher wegwerfen. Sie werden getrocknet und in Cigarritos umgewandelt, welche sie, da der Tabaksverkauf Privilegium des Staates ist, heimlich billiger absetzen. Die große Zahl der Taschendiebe und Gauner drängt sich nach dem Markte, nach den Kirchen, Gerichtssälen, oder wo sonst eine größere Volksmenge ein Feld für ihre Eroberungen bietet. Sie sind geübt, von loser Zunge und großer Impertinenz. Was sie erbeuten, wandert nach dem Trödelmarkt (baratillo), wo der ganze appetitliche Bazar von Freunden und Amtsbrüdern verwaltet und betrieben wird.

Eine Classe Leperos sieht besser aus als die aufgeführten, trägt Schuhe, sogar eine Jacke, ist aber um kein Haar besser als die andere. Es sind die vielen Colporteurs, welche allerlei Zeuge, Halstücher, Hüte, Schuhe und Stiefel, Sporen ꝛc. gegen eine Provision feil tragen. Sie drängen sich vorzugsweise in den Gasthöfen in die Zimmer der Reisenden, rühmen ihre Waaren, verwickeln den Unerfahrenen in ihre Händel, stehlen, was ihnen unter die Finger kommt, und sind die Helfershelfer der Räuber, welchen sie die Notizen über Abreise, Vermögen oder Weg der Reisenden zustecken.

Die beste Art der Proletarier sucht Arbeit; sie gehen dahin, wo Bauten, Reinigungsarbeiten u. dgl. vorgenommen werden, um als Handlanger und Taglöhner etwas zu verdienen. Diese Leute haben, mit den andern verglichen, einen guten Fonds von hombria de bien oder Moralität; sie sagen von sich selbst: „Gott sei Dank, bis hierher war unser Wandel ohne Fehltritt, ob er so bleiben wird, wer kann es wissen?" Bei diesen Grundsätzen haben sie häufig das Glück, zu Hausknechten, Ausläufern, Wasserträgern u. dgl. zu avanciren, und wenn sie nicht von schlechten Gesellen zu Spiel und Liederlichkeit verführt werden, arbeiten sie sich oft zu wohlhabenden Bauern oder Krämern empor. Wer es einmal zum Wasserträger (aguador) gebracht hat, steht auf der Leiter zu höheren Würden. Denn der Wasserträger hat Eintritt in das Innere der Häuser; er muß ein ordentlicher Mensch sein, und feinere Manieren haben um sich das Wohlwollen des Küchenpersonals erhalten zu können. Das ist so leicht nicht bei den Launen der Köchin und dem Muthwillen der Küchenmädchen. Kommt er zu früh, so ist es nicht recht, kommt er zu spät, so wird er überfluthet mit Vorwürfen, und muß sich als gewandter Schiffer durchlaviren. Z. B. „Sie haben gut reden, Donna Crispina, sagt er, der Brunnen war so umdrängt von meinen Kameraden, daß man nicht heran konnte, und doch schöpfte nicht ein einziger, weil jeder erst die merkwürdige Geschichte hören wollte, die der alte Hilario mit angesehen hatte. Ich hörte sie nicht ganz aus, füllte schnell meine Krüge und lief her, damit Sie mir nur nicht zürnen möchten." Ach erzählen Sie doch, schreien die Mädchen; aber die Köchin, die schnell ein Töpfchen Wasser zum Feuer gesetzt hat, um Chocolade zu kochen, wonach die Herrschaft verlangt, kann den üblen Humor noch nicht bemeistern, und wirft ärgerlich ein: ich brauche Wasser in meiner Küche und keine Geschichten. Der kluge Wasserträger hütet sich nun, in gleichem Tone zu antworten, und sagt: „Wie sie befehlen, ich werde Wasser bringen und schweigen." Als geübter Psycholog hängt er seine Krüge auf den Rücken, in der Ueberzeugung, daß die Neugierde der

guten Donna stärker als der Aerger sein werde, und darin irrt sich der Praktikus auch nicht. Die Köchin vertritt ihm wie zufällig en Weg mit den Worten: „Ei, Meister, so kurz angebunden? Es ist wahr, ich habe meine Launen, aber ihr kennt mich doch genug, um zu wissen, daß es so schlimm nicht gemeint ist. Da steht noch euer Champurrado*) im Töpfchen; setzt euch, und trinkt und erzählt dann, was Ihr wißt." „So seid ihr Weiber doch, entgegnet der Wassermann, gleich oben hinaus und nichts macht man recht! Bin ich nicht jeden Morgen mit dem Tage da, und weiß ich nicht alles, was in der ganzen Stadt vorgeht? Ja, wenn ich die Bestellungen zu machen habe an den Don Fulano, dann bin ich der gute Meister und der liebe Meister; sind aber die Damen nicht bei Laune, so bekomme ich keinen guten Morgen. Ich habe auch mein Stückchen Ehrgeiz, und gehe jetzt; Ihnen zu Gefallen habe ich ohnehin schon so viel Zeit verloren, daß ich zwei Gänge gethan haben könnte." Er thut zwar, als wolle er gehen, aber die Aussicht auf das Töpfchen und die Bitten der Mägde besiegen seine Sprödigkeit, die Wasserkrüge werden abgestellt, auf dem Herd bietet sich ein bequemer Sitz, und nun hört das gespannte Publikum die neueste Nummer aus der Chronique scandaleuse.

Der Wasserträger ist der Vertraute in den Häusern seiner Kundschaft; nicht allein der Portier unterhält sich mit ihm, nicht nur die Köchin verwahrt ihm sein Stück Braten, und die Stubenmagd und das Küchenmädchen halten große Stücke auf ihn, sondern die Kinder des Hauses sehen ihn gern, die Hausfrau zieht ihn zu Rath, wenn sie eine Magd wechseln will, oder einen Bedienten annehmen. Er weiß alles, was in der Stadt vorgeht, und kann über vieles Auskunft geben, was in dem Schooß der Familien vorfällt. Manches duftende Briefchen wird seiner Hand zur Besorgung anvertraut, manches zierliche

*) Champurrado ist ein Brei aus geriebenem Mais und Chocolade, welcher Morgens statt Kaffee getrunken wird.

Kammermädchen gibt ihm auf der Treppe einen mündlichen Bescheid. Aber er mißbraucht das nicht, und hält etwas auf den guten Ruf der Innung.

In den Städten der Hochebenen, namentlich in Mexico haben die Wasserträger eine eigene Tracht; es zeichnet sie eine kurze lederne Schürze, ein Leder über den Rücken und ein rundes ledernes Käppchen aus. Den schweren Wasserkrug tragen sie auf dem Rücken an einem Riemen, der über die Stirn geht, und einen kleinern Krug an einem Riemen vor sich, der auch durch die Stärke des Nackens gehalten wird. Die Wasserträger der Küstenstädte machen es sich bequemer: sie laden einem Esel oder kleinen Maulthier vier Fäßchen auf, welche in einem eigenen Gestell, das über dem Packsattel liegt, festgehalten werden. Alle sehen auf wohlgenährte, schmucke Thiere, und erscheinen selbst rein und gut gekleidet. Man kann also füglich sagen: der Stand der Wasserträger ist die nobelste Partie des Proletariats, und die Grenzscheide des Vagabundenthums.

Unendlich viel tiefer unter den arbeitenden Leperos stehen die Lastträger (Cargadores), eine Art Eckensteher, wie sie auch die europäischen Städte aufzuweisen haben. Sie haben entweder festen Stand an den Ecken der frequentesten Straßen, oder umschwärmen Zollhäuser, Gasthöfe und Märkte, und bieten Ankommenden und Vorübergehenden ihre Dienste an. Auf der Straße rufen sie jedem zu, dem sie es am Schritt ansehen, daß er in Geschäften geht: brauchen Sie einen Diener, oder voy mi amo? (gehe ich, Herr?) Rasch sind sie und brauchbar, aber meist ausgemachte Schufte, welche man, wenn man sie beschäftigt, nie aus den Augen verlieren darf, weil sie sonst mit dem Bündel, das sie zu tragen bekommen, plötzlich unsichtbar werden. Wie weiland Johann Caspar Lavater, oder besser, verstehen sie sich auf die Physiognomik, sie sehen es ihren Leuten gleich an der Nase an, ob sie sich prellen lassen. Der unerfahrene Fremde, der Landbewohner, welcher zum erstenmal in die Stadt kommt, Dorfpastoren und solche Leute sind ihnen

angenehme Bekanntschaften; sie müssen sicher Haare lassen, und Erfahrung mit irgend einem Verlust erkaufen.

Diese Eckensteher sind eine lästerliche Race, schmutzig, liederlich, unverschämt in jeder Beziehung, nichts ist ihnen heilig, über alles machen sie Späße, über jeden Vorübergehenden eine Glosse. Den Damen auf den Balconen werfen sie Kußhände zu, den Kindermäden machen sie Liebeserklärungen; Branntwein und Spiel sind ihre Leidenschaft, und wenn sie am warmen Mittag im Schatten einer hohen Klostermauer Siesta halten, oder liegend dem dolce farniente nachhängen, so wird die Karte hervorgeholt, und wenn diese fehlt, aus der eigenen Menagerie sechsfüßige Renner aus der Classe der Apteriden, auf welche sie wetten so gut wie die Engländer auf ihre Vollblut-Rosse.

Einen und den andern Ehrlichen gibt es auch in dieser Gesellschaft, den seine Cameraden einen dummen Teufel nennen, weil er z. B. so unbegreiflich bornirt ist, eingekaufte Waaren, die ihm ein vertrauender Bauer nach dem Gasthof zu tragen gibt, wirklich abzuliefern, und sie nicht als einen Glückswurf im eigenen Hafen zu bergen.

Bei den starken tropischen Regen im Sommer geschieht es bisweilen in der Hauptstadt, daß sich die Abzugscanäle des Wassers verstopfen, und alle Straßen überschwemmt werden. Auf den erhöhten Trottoirs geht man zwar trockenen Fußes, aber von einer Straße zur andern ist die Communication unterbrochen. Das sind Stunden der Ernte für die Eckensteher; als lebende Fähren tragen sie auf dem Rücken alle, die nicht Barfüßer wie sie sind, von einer Ecke zur andern; der Lepero wird zum Nachfolger des heiligen Christoph, und durcheilt für ein Medio die strömenden Fluthen. Nach dem Theater ist es eine Freude, diese fliegenden Brücken zu sehen, (gewöhnlich fallen diese Regengüsse Nachts zwischen 8 und 10 Uhr); es ist keine Wahl, selbst die Damen müssen das zweibeinige Roß besteigen, und das Licht der Reverberen bescheint manche geründete Wade. Das wäre nun noch die geringste Sorge,

wenn nicht anderweitige bedenkliche Zufälle dabei vorkämen. Bisweilen unterhandeln die Träger mitten im Wasser (zumal bei Damen) um den Fahrpreis, und wenn das Gebot nicht genehm ist, drohen sie mit unfreiwilligem Bade. Oder die Genossen der Träger, Schufte wie diese, benutzen die Wehrlosigkeit der Getragenen, um sie gegen ihren Willen zu erleichtern: sie nehmen Halstücher vom Nacken, Hüte vom Kopf, Taschentücher aus dem Rock, oder was sonst ein geübter Fischer mit der fünfhakigen Angel erhaschen kann, und in dem Getümmel, Plätschern und Rauschen hört Niemand die Protestationen der Berupften.

Aber auch die wirkliche Angel wenden diese Gauner an; an einer starken Schnur läßt einer eine Angel von dem platten Dach eines Hauses herab; sein Gehülfe hakt sie unbemerkt in den Mantel eines Vorübergehenden ein, und plötzlich fliegt wie durch Zauber das Kleid in die Luft, ich sah dieß einst bei dem Ausgang aus dem Theater, ein Mantel flog gen Himmel, und der unglückliche Erdenwaller, der ihn seinen Schultern entschweben sah, sprang verzweifelnd in die Höhe, reckte beide Arme in die Luft und fluchte seinem Geschick, das ihm durch das schallende Gelächter und die Witze der Umstehenden nur herber gemacht wurde. Bis die Polizei requirirt und das Dach bestiegen war, hatte sich der glückliche Fischer längst geborgen.

Zu der Classe der ächten Proletarier gehören die ambulirenden Schuhflicker, remendones genannt. Sie haben bessere Tage in ihrer Jugend gesehen, und sind jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß alles auf der Welt eitel sei. Sie halten viel auf die Freiheit, und arbeiten deßhalb bei keinem Meister; auch können sie das anhaltende Sitzen nicht vertragen und ambuliren aus Neigung. Morgens früh zieht der Läpper aus mit einem Körbchen an dem Arme; er tritt in die Höfe der größern Häuser und ruft mit tiefer Branntweinstimme langgezogen sein remendár (flicken). Der Pförtner des Hauses kennt ihn schon, und auch die Bedienten. Setzt euch Meister, ruft ihm einer zu, unter der Thorhalle, es gibt zu thun für

euch. Nun kramt der alte Kerl sein Körbchen aus, es enthält Kneipe und Pfriemen, Stückchen Leder, Faden, Borsten und das unentbehrliche Pech. Ja das Pech hat ihn so weit gebracht, erzählt er nun den Knaben des Hauses, die ihn umstehen und den Bedienten — während er eine klaffende Wunde am Stiefel des Kutschers zusticht — offenbares Pech, damals als er mit General Bravo die Spanier schlug, drei Tage nachher, als er dem General die schönen Stiefel gemacht. „Tiburcio, sagte er, und klopfte mir auf die Schulter, siehst du, sagte er, heute habe ich die neuen Stiefel an, die schön sitzen, sagte er, heute sollen die Spanier mein Schwert fühlen und du sollst in meiner Nähe reiten, und wenn du dich gut hältst, sollst du Lieutenant werden. Das war ein schöner Tag, und General könnte ich jetzt sein, oder wenigstens Oberst, wenn mein verfluchter Gaul nicht gestürzt wäre und mir das Bein gebrochen hätte. Einmal konnte ich nun meine Tapferkeit nicht zeigen, und dann war es aus mit dem Kriegsdienst, denn mein Bein blieb krumm, wie Sie es noch sehen."

Nun werden mehr Schuhe gebracht, welche bedeutende Schilder erhalten, und dabei erzählt er Anekdoten, die das Publikum entzücken. Den Mägden sagt er viel Schönes, und lobt den kleinen Fuß der Köchin, die ihm dankbar dafür ein großes Stück Brod und Fleisch zusteckt.

Ist der Wandel des Hauses verbessert, so zieht er wieder ab, und läßt auf der Straße sein remendár vernehmlich ertönen. Es ist ein schönes Institut, das der wandernden Schuster, das bei uns Nachahmung verdiente; es würde vielen zu statten kommen, die jetzt auf schlechten Füßen stehen!

Proletarier reinsten Vollblutes sind die Verkäufer von Zeitungen, Flugschriften, Theaterzetteln und Lotteriebilleten. Sie eilen gewöhnlich raschen Schrittes durch die Portale und Hauptstraßen und rufen ihre Waaren aus, was oft mit vielem Humor geschieht, oder unverkennbarer Bosheit, z. B. für fünf Groschen Thaten des General Santanna ꝛc. In den Winkelspielhäusern sind ähnliche Gesellen als Coymes oder Croupiers beschäftigt,

und bei Pferderennen und Hahnengefechten bieten sie die Wetten an, tragen die Hähne aus und ein, binden die Messer fest, kurz unterziehen sich allen Arbeiten aus Liebhaberei und Hang zum Spiel.

Zur fatalsten Art der Proletarier gehören die verkommenen Söhne wohlhabender Eltern, Winkel-Advokaten, abgesetzte Schreiber, verabschiedete Lieutenants und ruinirte Krämer rc. Dieses Volk ist eine wahre Pest für das Land, die Ursache vieler Unordnungen und Mißbräuche, ja Revolutionen. Schon in früherer Zeit, als die Spanier die ganze Colonialherrschaft unverkümmert besaßen, war es ein sehr gewöhnlicher Fall, daß völlig ungebildete Gachupines *) durch die großen Begünstigungen, welche der Europäer in Handel und Wandel hatte, zu beträchtlichem Vermögen gelangten. Viele derselben konnten nicht lesen und schreiben; sie verheiratheten sich gewöhnlich mit der Tochter eines Spaniers, die auch Geld hatte, vergrößerten durch Fleiß und Thätigkeit ihre Habe, dachten aber nicht daran, ihre Kinder etwas tüchtiges lernen zu lassen, und in die Geschäfte mit Ernst einzuführen. Dabei war der Alte geizig und mürrisch, der Junge als Creole leichtsinnig und vergnügungssüchtig, er trieb sich unbeschäftigt mit dem Gesinde herum, lernte alle möglichen Untugenden, wurde von der schwachen Mama stets in Schutz genommen, auch wenn er den Vater bestahl; und wenn dieser dann die Augen zudrückte, so ging es mit verhängtem Zügel dem Verderben zu. Die Kinder dieser mißrathenen Söhne verlebten ihre Jugend noch zur Zeit der Opulenz des Hauses, lernten nichts als Unarten; ihre wissenschaftliche Bildung beschränkte sich auf Lesen, Schreiben und die Species, und wurden, da die Eltern schnell verarmten, wahre ächte Proletarier. Daher das mexicanische Sprüchwort:

---

*) Gachupin heißt der Spanier in der Volkssprache. Aus dem aztekischen Cactli Schuh und chopinia stechen, also cactchopin Stachelschuh, ein Name, den die Indianer den bespornten Spaniern gaben.

El padre comerciante
El hijo paseante
El nieto medicante.

D. h. der Vater Kaufmann, der Sohn Spazierer, der Enkel Bettler.

In jeder Stadt, selbst in jedem größern Dorf findet man die lebenden Beweise der Wahrheit dieses Sprüchworts; Leute, die ihrer Farbe nach zu der höhern Classe der Gesellschaft gehören, unerfahren in jeder Arbeit, und ohne alle Lust und Energie zu irgend einer Anstrengung. Sie spielen die Guitarre, tanzen, singen, verstehen das Hazardspiel bis in die kleinsten Details der Listen und Ränke, sprechen von den Pferden mit Meisterschaft, von den Kampfhähnen als Kenner, sind gewissenlose Verführer der weiblichen Jugend, fehlen bei keinem Tanze, bei keinem Feste, und doch weiß Jedermann, daß sie nichts haben, als was sie auf dem Leibe tragen. Ihr beständiges Streben ist ein destinito, d. h. ein Stellchen, ein Pöstchen zu erhaschen. Durch Empfehlungen von Freunden und Verwandten werden sie als Ladendiener in Kaufläden untergebracht, halten aber in der Regel nicht lange aus, weil sie die Einnahme mit dem Herrn theilen, womit dieser so wenig zufrieden ist, daß er sie schnell verabschiedet. Als Schreiber und Copisten bei den Gerichten, Stadträthen und Bürgermeistern werden sie häufig eingeschmuggelt, und wenn gar nichts mehr ziehen will, müssen sie suchen, auf dem Lande als Unteraufseher in Landbau- und Bergbaugeschäften anzukommen; oder als Schulmeister bei den Indianern. Wo sie auch sind, bringen sie keinen Segen; es sind verdorbene, unmoralische Subjekte, welche Unkraut in den Weizen streuen.

Viele dieses Gelichters mögen die Städte gar nicht verlassen, und diese sind die wahren Schwindler, welche hier eine besondere Erwähnung verdienen. Spiel, und in der Regel falsches Spiel, ist ihre Haupterwerbsquelle; aber da sie diese nur in den Nächten ausbeuten, bleibt am Tag Zeit, auf andere Dinge zu sinnen. Sie haben gewöhnlich die Kleidung der

Weißen, wenn auch ärmlich, besitzen große Mundfertigkeit und Muße genug, um alle möglichen Rollen einzustudiren. In den Portalen, Kaffeehäusern und Gasthöfen findet sich Gelegenheit, Auswärtige in das Garn zu bekommen. Sie reden über Geschäfte, führen die, welche Einkäufe machen wollen, in die Magazine, helfen wählen, handeln, sind überhaupt dem Fremden in jeder Hinsicht gefällig. Der Verkäufer ist zufrieden mit dem Geschäft und erhält seine Zahlung richtig; der Käufer wünscht, mit dem Hause in Verbindung zu bleiben, und verspricht schriftliche Bestellungen zu machen. Bei allem ist der Schwindler zugegen, und der Verkäufer hält ihn für einen Verwandten des Kunden. Dieser zieht nach seinem Dorfe heim, sehr dankbar gegen den guten Freund, der ihn so zuvorkommend geführt hat. Der Freund aber hat sich seine Adresse ausgebeten, besitzt nun seine Handschrift und benutzt diese zu Fälschung von Briefen, worin mehr Waaren bestellt werden, welche der Kaufmann dem Vetter übergeben möge. Er empfängt die Waaren und verschwindet damit aus diesem Theil der Stadt. Verloren sind sie auf jeden Fall, auch wenn der Gauner einmal von dem Betrogenen wieder erkannt würde.

Auf ähnliche Weise werden falsche Wechsel ausgestellt, Quittungen nachgeahmt und Summen erhoben, und was dergleichen Betrügereien mehr sind. Das geringste ist, daß sie die neuen Bekannten anpumpen, wie die Studenten sagen; nur fünf Piaster, weil sie die Börse vergessen, auf eine Stunde. „Ich mag, sagen sie, nicht den weiten Weg nach meinem Hause machen, haben Sie kein Mißtrauen, ich kehre sogleich zurück.“ Gibt man es, so ist es verloren; sagt man aber bestimmt: ich leihe kein Geld, so wird von neuem angesetzt. „Ich könnte Ihnen meine Uhr lassen, wenn ich nicht einen Cavallero wie sie dadurch zu beleidigen glaubte. Mein Wort gilt ein Königreich, aber freilich, ich habe nicht die Ehre, Ihnen näher bekannt zu sein; ich könnte Ihnen Männer nennen, die ersten der Stadt, bei denen ich tausend Pesos fordern darf, und Sie haben Bedenken wegen lumpiger fünfe, die ich meinem Bedienten nicht

abschlage? Wenigstens drei geben sie mir." Wer alle Windungen eines solchen Glücksrittes gern mit anhören will, verweigere ruhig, und die Forderung fällt bis auf einen Dollar und immer dringender. Sagt man aber endlich ärgerlich: kurz ich leihe nichts, hier haben Sie zwei Real und lassen Sie mich in Frieden, so wird er sich stolz in seinen abgetragenen Mantel hüllen mit den Worten: „Ich bin nicht gewohnt, Almosen zu empfangen!" Aber es dennoch nehmen mit dem Bemerken, er werde es dem ersten Armen geben, dem er begegne, und danke nur im Namen von diesem.

Unerfahrene Landleute, welche eine Streitigkeit vor Gericht auszufechten haben und solchen Burschen in die Hände fallen, können ihrem guten Geschick danken, wenn sie nicht ruinirt werden. Sie constituiren sich als Advokaten, werfen mit juristischen Redensarten um sich, lesen ihren Clienten die pikantesten Schriften vor und lassen zahlen, gehörig zahlen. Erst den Vorschuß für Stempelpapier und Taxen, dann für Termine, Acteneinsicht u. s. w., sie ziehen die Sache Monate lang hinaus, und wenn nicht ein Zufall dem armen Prozeßführer die Augen öffnet, so zehrt der sorgsame Advokat Haus und Hof auf. Natürlich werden solche Betrügereien bestraft, wenn sie bewiesen werden; aber die Betrüger sind schlau und wissen sich in der Regel unsichtbar zu machen, wenn ein Gewitter droht.

Die sehr ehrenwerthe Zunft, die wir eben beschrieben haben, liefert eine Nachkommenschaft, welche gewöhnlich ganz verloren ist, ja von den Vätern enden manche als Banditen oder Straßenräuber. Es wäre ungerecht, wenn ich nicht auf der andern Seite anführen wollte, daß gar manche bessere Natur sich durchkämpft, durch Fleiß und Rechtlichkeit sich die Stelle in der Gesellschaft erringt, welche der Leichtsinn der Eltern verloren hatte, und so dem Verderben entflieht.

Weg von den ernsten Reflexionen! Der Himmel ist blau, die Luft ist mild, kein Winter mit seinem Schnee, keine Wüste mit dem Samum! Wo die Natur so wirthlich und reich ist, wo selbst die Vögel unter dem Himmel nicht so sorglich ihr

Haus bauen, als im rauhen Norden, wie sollten da die Menschen das Leben nicht leichter nehmen als anderswo? Unter den Tropen genießt man das Heute, ohne an das Morgen zu denken, und wer einmal das glückliche Temperament hat, nur den Augenblick zu fassen, dem gönne man seine Freude.

Dem Proletarier eines Tropenlandes erscheint sein Geschick nicht hart; er tauscht mit keinem andern, und ein Festtag ist für ihn ein Tag aus dem goldenen Zeitalter. Gehe man in die Städte Mexicos am Christfest oder auf Allerheiligen, sehe man dem Volke, welches in der Nacht auf dem Platze wogt ins Angesicht, und man wird nicht die Falten des Kummers, nicht das Gespenst des Mangels erblicken. In der Christnacht sind die öffentlichen Plätze mit Kienfackeln erleuchtet, die schöne und häßliche Welt wogt auf und ab zwischen langen Straßen von Buden, welche mit Blumen und Laubwerk verziert sind, und Früchte, Confect, geistige und erfrischende Getränke in reicher Auswahl enthalten. Den Christbaum und die Bescheerung der Kinder kennt man nicht bei den Völkern romanischen Stammes, selbst nicht bei den Britten (wohl aber in Nordamerika), und dennoch freut sich Alt und Jung auf die Christnacht. So auch in Mexico.

Von dem wolkenlosen Himmel glänzen die Sterne so hell, die Luft ist so mild und still, daß man gern einen Gang durch die Stadt macht, und dem Drängen der Kinder nach dem Markt nachgibt, um die Polacas anzusehen. In den meisten Städten gehört es zu den Christnachtvergnügungen, Glücksspiele zu spielen, und diese werden mit polizeilicher Erlaubniß auf vielen Tischen und in Buden auf dem Markt dargeboten. Bald hie und da versucht man sein Glück mit Roulette, Karte oder Lotto, aber am beliebtesten sind die Polacas, eine Art Lotto, wobei Bänder, Taschentücher, Ringlein und Kettchen, aber auch Glas- und Porcellanwaaren, Zuckerwerk u. dergl. die Gewinnste für die Treffer sind. Musik schwirrt an allen Enden, man singt, man tanzt, man läßt Raketten steigen, und überläßt sich ganz der heitern Laune.

Für solche classische Feste schwärmt der Lepero: er putzt sich heraus wie ein Bräutigam, seinen Hut schmückt ein neues buntes Band, oder ein seidenes Tuch statt der Hutschnur, sein Hemd ist weiß gewaschen, sein sonst struppiger Haarwuchs ist etwas geglättet, er hat einen Medio (2½ Sgr.) Seife verwandt, um die Schlagschatten von Erde, Staub und Ruß, welche reliefartig Gesicht, Hals und Nacken bezeichneten, in ein gleichmäßiges Braun zu verwandeln. Mit königlichem Anstand wird die Toga umgeworfen; er schreitet auf dem Kothurn, denn an seiner Seite wandelt der Abgott seines Herzens, seine China, seine Chata (sein Lockenkopf, sein Stutznäschen), die Blüthe der Straße, seine würdige Geliebte.

Wir erwähnten bisher nicht den Dualismus des Proletariers, und doch ist es unumgänglich hier davon zu reden. In seinem Wirken und Streben bei Tag erscheint er allein, höchstens erblicken wir bei ihm weibliche Gesellschaft zur Essenszeit, wie dieses im vorigen Abschnitt angedeutet ist. Viele derselben sind auch förmlich und kirchlich verheirathet, die Mehrzahl aber wohl nicht. Darum fühlen sie nicht weniger das Bedürfniß, sich an ein holdes Wesen anzuschließen, und wie sollten sie das nicht finden unter der Zahl der Jungfrauen ihres Standes, welche die Freiheit wie sie lieben? Leicht knüpfen sich die Geschicke aneinander. Nach des Tages Mühen vereint sie die Liebe, und sie theilen, was das Schicksal ihnen gab. Ohne den Priestersegen leben sie glücklicher als mit ihm; denn da beide Theile frei sind, hält sie bloß die Neigung zusammen, und wenn diese aufhört, bindet sie nichts gegen ihren Willen. Dieß die socialistische Philosophie des Lepero. Denn wie sehr er auch in andern Dingen zum Communismus neigt, so macht ihn doch sein Hang zur Eifersucht gerade in diesem Punkte zum Gegner des Systems. Wenn wir also auf dem nächtlichen Feste die Proletarier so erblicken, als wenn sie aus der Arche Noah kämen, so wissen wir das zu deuten. Freunde werden begrüßt, man hört Redensarten so förmlich und höflich, als ob sich Mandarinen begegneten. „Ritter, wie geht es Ihnen, wie

befindet sich Ihre liebenswürdige Genossin? Ihre Gnaden scheinen ja übeln Humors, Sie sehen ja aus wie acht Tage Fastenzeit! O Sennorita, ermuntern Sie ihn! Wir wollen eins trinken, ein Glas Süßen, der den Damen mundet" ꝛc. Bei den Trinkbuden dieser Glücklichen geht es sehr lebhaft zu, die Gesichter flammen, die Witze sprühen, die Schönen legen Sprödigkeit und Kälte ab, sie bleiben keine Antwort schuldig, und wiewohl sie verschämt unter dem Umschlagtuche das Glas zum holden Munde führen, so beweist doch der niedere Stand der Flüssigkeit die Kraft der Saugwerkzeuge.

Von da geht es zum Spiel; die galanten Cavalleros machen die Einsätze, und der Gewinn beglückt die Reizenden. Diese treten aber auch selbstständig und als Emancipirte auf, holen einen Medio nach dem andern aus dem Gürtel, und fassen, mit der Cigarre in dem Munde, Posto an dem Spieltisch. Was bei solchen Zusammenkünften von dem Abschaum der Gesellschaft für lästerliche Reden geführt werden, kann man sich wohl denken; ihr Lauf geht stets an den äußersten Grenzen des Anstandes hin, oder oscillirt zwischen Zweideutigkeit und Obscönität.

Selten endet die Nacht ohne Rauferei und Verwundung; alte Rivalinnen treffen zusammen, oder die größere Aufmerksamkeit des einen Taugenichts erweckt die Eifersucht des andern; man verwundet sich mit Stichelreden, man erhitzt sich und schimpft, bis zwei grimmige Kampfhähne, den Teppich um den linken Arm gewickelt, mit dem Messer auf einander gehen. Niemand fällt ihnen in den Arm; man sieht dem Gefecht ruhig zu, ja feuert an, bis der eine mit dem Rufe: Jesus me valga (Jesus stehe mir bei!) blutend zusammensinkt. Der andere reinigt sein Messer und sagt: „Ich wollte ja keinen Streit; denn ich bin friedfertig bis zum Uebermaß; aber bedenken Sie, er hat meine Mutter erwähnt, und das dulde ich nicht!" Alle verschwinden in der Menge, um der Polizei nicht in die Hände zu fallen, und nur die Geliebte des Verwundeten umschlingt ihn schluchzend und verbindet mit ihrem Halstuche das strömende Blut.

Es vergeht kein Volksfest, keine kirchliche Feier, keine Hochzeit in den Vorstädten, ohne daß sich einige Leperos verwunden oder todtstechen. Die Gerichte können die Verhafteten gar nicht alle unterbringen, und da keine Correctionsanstalten bestehen, sind die Gefängnisse wahre Schulen des Lasters. Wer einmal in Haft war kommt sicher mehr hinein, und stets in höherem Grade gravirt. Vor Gericht sprechen sie mit einer Beredsamkeit, als ob sie im Pariser Assisenhofe studirt hätten; sie sind so unschuldig, so offen, so bescheiden. „Herr Richter, sagen sie, ich spreche nicht gern von mir selbst, und hasse es, mich zu loben; aber ich muß es hier sagen, ich bin ein grundehrlicher Mann, ich täusche bloß mit der Wahrheit, und spreche lieber gegen mich selbst, als daß ich einen andern verklage." Wer so beginnt, ist gewiß ein Schalk, und man darf ihm kein Wort glauben.

Das Polizeiwesen und die Rechtspflege bedürfen einer gründlichen Reform; das Verfahren ist viel zu langwierig, es wird den Verbrechen nicht vorgebeugt, und die Strafe folgt ihnen nicht auf dem Fuße, es darf uns also nicht wundern, wenn die Pflanzschulen des Lasters und des Verbrechens ein Gedeihen haben, das dem gesunden Theile der Gesellschaft nur zum Verderben gereichen kann.

Die Genrebilder aus dem niedern Volksleben könnte ich hier noch durch verschiedene Gruppen vervollständigen, welche dem Pinsel eines Teniers der Neuzeit bessern Stoff gäben, als Kirchweihen und Marktscenen. Dahin gehören die Evangelisten, deren ich früher gedachte, die Lohnkutscher, die Maulthiertreiber, welche durch ihr Geschäft mit sprichwörtlich unhöflichen Thieren auch etwas eselhaft in Manieren und Sprache sind. Es ist aber ein derber Schlag Menschen, und nicht so erfahren in den Listen der städtischen Leperos, deßhalb werden sie oft von diesen ausgebeutet, vorzüglich im Spiel. Hat eine Schaar Arrieros (Maulthiertreiber) ihre recua (Heerde Saumthiere) in einem Wirthshaus untergebracht, so finden sich gewiß einige Leperos ein, welche sich anscheinend ohne Beachtung der Gäste in einen Winkel setzen und mit einem schmierigen Spiele Karten eifrig

zu spielen beginnen. Bald finden sich Zuschauer, welche nach und nach in das Spiel verwickelt werden, und die arglosen Lederjacken lassen in der Regel den Lohn einer langen Reise in den Händen der Gauner. Denn diese kennen jedes Blatt ihres Spieles an äußern Zeichen, lassen Schnapps kommen und trinken fleißig zu, und schlagen die Volte so geschickt wie ein Taschenspieler. Freilich geschieht es auch bisweilen, daß ein latino (ein alter Praktikus) unter den Arrieros ist, der das falsche Spiel entdeckt, und nun regnet es mehr Peitschenhiebe auf die Leperos, als selbst ein Esel vertragen kann; sie werden ausgeplündert und zum Thore hinausgeworfen.

Mancher friedlichen Gruppe der Leperos thue ich gewiß offenbares Unrecht, wenn ich sie in dieser Verherrlichung ihrer Zunft nicht näher bezeichne; es gehören dahin die Sammler der Talgstümpfchen, Straßenkehrer, Klosterdiener, Fabrikarbeiter und manche andere; aber ich fürchte, meine Leser zu ermüden, und schließe dieses Capitel nur mit einem Glanzpunkt aus ihrem öffentlichen Leben.

Zur Feier des 16. Septembers, des Jahrestags der Befreiung von der spanischen Herrschaft, (oder an irgend einem andern Feste), ist großes Stiergefecht angekündigt. Der Lepero kennt nichts schöneres, und läßt alle Arbeit liegen, und dichte Schaaren belagern schon einige Stunden vor dem Beginn der Feierlichkeit die Thore des großen Circus. In mehreren Städten sind steinerne Gebäude dafür errichtet, nach dem Muster des altrömischen Circus, meist oval, und groß genug, viele tausend Menschen zu fassen. Man erlasse es mir, das Stiergefecht selbst zu beschreiben, das von dem in Spanien wenig verschieden ist, und nach den vielen Schilderungen von Madrid und Sevilla, Burgos und Leon wenig Interesse haben dürfte. In dem großen Circus von Mexico ist der Kampfplatz, die eigentliche Arena, mit einer starken Wand von Balken und Bohlen von etwa 7 Fuß Höhe umschlossen, außerhalb dieser Wand ist ein fünf Schritt breiter Weg, und dann erhebt sich erst das Gebäude, welches die Logen und Sitze enthält. In diesen Zwischenraum

wird die ganze Canaille gegen ein ganz niedriges Eintrittsgeld eingelassen, wobei natürlich ein großer Theil durch Ränke und Listen umsonst einschlüpft. Viel sehen sie da nicht, sondern nur durch die Fugen und Astlöcher der Bretter, oder dadurch daß sie an Stangen und Balken in die Höhe klettern. Die Trompeten verkünden den Anfang der Kämpfe; die Helden zu Roß und zu Fuß bewähren ihre Gewandtheit; der Hanswurst macht seine Späße, und findet ein vielfaches Echo bei den Proletariern, welche ihn um seine glänzende Situation beneiden; der Matador beendet den widerwärtigen grausamen Act, um gleich von neuem dasselbe Spiel zu beginnen. Die Stiere machen ihre Sache herrlich, schon haben sie einige Pferde getödtet, einige Menschen wurden aus der Arena getragen; da kommt einer, der nicht angreifen will, und der als schlechter Schauspieler ausgepfiffen wird. A la cola (an den Schweif) schreit die Menge, und die Picadores (berittene Kämpfer) verfolgen ihn im Kreise der Rennbahn; einer faßt ihn an dem Schweif, andere stechen ihn mit der Lanze, bis das geängstete Thier, in der Verzweiflung furchtbar brüllend, über die hohe Barrière setzt. Hier in dem engen Zwinger steht Kopf an Kopf die Straßenritterschaft; bei dem kühnsten Muthe kann sie keinen Strauß mit dem Ungethüm bestehen; in der wildesten Flucht stürzt alles durcheinander, und ganze Reihen werden niedergerannt, niedergetreten und niedergehornt. Die Behendigkeit, mit welcher das Gesindel an allem was nur zu erreichen ist in die Höhe klettert, die Art und Weise, wie es dicht gedrängt von der Barrière schreit und jubelt, gleicht der Flucht einer Schaar Affen, unter welche ein Schuß fällt, während sie auf dem Boden des Waldes harmlos spielen. Man kann sich die Heiterkeit des Publikums denken, das Klatschen, das Bravorufen und Lachen, und selbst die unfreiwilligen Schauspieler verhöhnen, nachdem der Feind glücklich entfernt ist, die, welche den Schaden hatten.

Nun aber rückt der wichtige Moment heran, in welchem auf den Wink des ersten Alcalden der Stadt Fanfare geblasen wird, das Zeichen, daß unsere Leperos freiwillig auf der

Bühne erscheinen dürfen. Wie ein Schwarm Ameisen krabbelt und zappelt der ganze Inhalt des Zwingers; in komischer Eile wird die Barrière überklettert, und die ganze Arena füllt sich mit einer ausgesuchten Sammlung von Lumpen. Jeder dieser braunen schäbigen Bursche hält seinen Mantel bereit, wie die Toredores ihre rothe Decke, womit sie dem eindringen Stier die Augen verdecken. Ein zweiter Trompetenstoß — und durch das geöffnete Thor stürzt ein ungeheurer Ochse, dem man es ansieht, daß er nicht Lust hat, sich ungestraft necken zu lassen. Um Schaden zu verhüten, ist die Spitze der Hörner abgesägt, und mit einem dicken Knäuel Lappen und Bindfaden umwunden. Wie die Halmen unter der Sense des Schnitters, so fallen die Leperos unter den Stößen des Thieres. Die Meister unter ihnen greifen an mit der ganzen Kunstfertigkeit der Toredores; sie wenden den Stoß ab durch ihre Decke, aber das Getümmel und Gedränge ist so groß, daß der sich wendende Ochse sie mit vielen andern niederrennt. Die Furchtsamen fliehen vorsichtig nach der erhöhten Spina, in der Mitte der Arena, aber oft holt sie auf der Flucht der Feind ein, und der Jubel und Spott der andern zeigt die Schadenfreude. Es kommen außerordentlich lächerliche Situationen dabei vor: das Getümmel und Geschrei ist unglaublich; trotz aller Püffe und Stöße ist der Lepero stets auf den Beinen, und ermüdet nicht, aufs neue sein Glück zu versuchen. Zuletzt hängen sich ganze Leperosklumpen an den Schweif, an die Hörner des Ochsen; sie werden wie Spreu abgeschüttelt und auseinander geschleudert, und wenn der Bürgermeister nicht das Zeichen zum Ende geben ließe, so würden sie ihn umwerfen, wenn es auch noch mehr zerbrochene Rippen, eingestoßene Zähne und blutende Köpfe geben sollte.

Das ganze Spiel ist wie ein wüster Spuk, wie der Kampf von Gnomen und Zwergen gegen einen wilden Giganten; aber in der Art der Aufführung zeigt sich des Volkes unverwüstlicher Humor.

Dasselbe Thema wird auf verschiedene Weise variirt. So setzt man in die Arena eine Menge Tische mit allerlei Lieblings-

gerichten der Leperos besetzt; sie nehmen die Bänke ein, und beginnen behaglich zu tafeln. Da bricht auf einmal das Verderben herein, der grimmige Ochse rennt unter die Tische, stürzt Leperos, Schüsseln und Bänke durcheinander und zwingt alles zur wildesten Flucht. Das Komische ist hier, wie jeder noch etwas aus dem Schiffbruch retten will: einen Teller, einen Braten, wenigstens ein Zuckerbrod; die Verzögerung bringt ihm den Feind auf den Nacken, und die Schüssel wie ihr Träger wirbeln im Staube.

Bisweilen werden statt der Tafeln Kletterbäume aufgestellt, mit Talg bestrichen, an deren Spitzen Tücher, Uhren, Schuhe u. dergl. als Preise ausgehängt sind. Wenn der Knäuel der Menschen, welche den Versuch machen wollen, am dichtesten ist, wird der Ochse hereingelassen, und nun bringt Furcht und Habsucht die drolligsten Conflicte hervor.

Eine andere Lustbarkeit ist das Sackhüpfen, das Hüpfen nach einem Ziel (mit Preisbewerbung) von einer Reihe in Säcke gesteckter (von dem Hals abwärts) Proletarier. Auch die Jagd der Blinden gehört unter diese Volkswitze, welche den Lepero in die höchste Extase der Fröhlichkeit bringen. In die Arena kommt ein halbes Dutzend blinder Leperos, und ebenso viele Schweine, jedes mit einem Glöckchen um den Hals. Die Blinden haben Stöcke in der Hand, und können sie damit einem Schwein einen Schlag geben, so erhalten sie es als Preis. Der Klang des Glöckchens verräth den Aufenthalt des Schweins; nun geschieht es aber, daß mehrere Blinde nach einem Schwein heranschleichen, und gegenseitig auf sich, statt auf das Schwein losprügeln, was dann das proletarische Publikum mehr als alles entzückt.

Ich breche hier diese Schilderung ab, um die Geduld meiner Leser nicht zu ermüden, welche es vielleicht sonderbar finden, das ich die Auswüchse und Warzen des Gesellschaftskörpers zum Gegenstand der Untersuchung gewählt habe. Für den vergleichenden Anatomen dürfte die Sache indessen doch von Interesse sein.

Zum Schluß füge ich die Bemerkung hinzu, daß das Proletariat fast ausschließlich von den Mischlingen (Mestizen) gebildet wird, und daß die Indianer, so ärmlich auch ihr Aeußeres sein mag, als Landbauer, als Besitzer von Grundeigenthum, als Gewerbtreibende, als Mitglieder eines Gemeinwesens, nicht als Proletarier angesehen werden können. Der Indianer nährt sich und seine Familie redlich, zahlt seine Abgaben, lebt in der Ehe und verläßt seine Gemeinde nicht, um ungebunden einherzuschweifen, wie der eigentliche Lepero, der seinen größten Zuwachs aus unehelichen Kindern erhält, und in den Städten am ausgeprägtesten ist, welche die meisten Klöster zählen!

Zwei große Talente für öffentliche Verwaltung haben bewiesen, daß diese Art Proletariat in kurzer Zeit auszurotten, ja für den Staat nutzbar zu machen ist; es war der Graf v. Revilla-Gigedo, Vicekönig in Mexico von 1789 bis 1794, dessen Andenken noch heute gesegnet ist, und der General Miguel Tacon, Generalcommandant in Cuba (Ende der dreißiger Jahre.) Die Stellung des letzteren war unendlich schwierig, weil er in Havanna mit einem verworfenen, aus Negern und Mulatten gebildeten Proletariat, und einem durchaus verdorbenen widerspenstigen Adel zu kämpfen hatte. Beide beugte er mit Strenge und Unparteilichkeit unter die Herrschaft des Gesetzes, und rief Schöpfungen hervor, die Jeden in Staunen setzen müssen.

Möchte Mexico das Glück zu Theil werden, an der Spitze seiner Verwaltung einen Heros zu sehen, weise wie Revilla-Gigedo und unerbittlich wie Tacon!

XVIII. Drei Feste.

Die Charwoche, Frohnleichnam, das Allerseelenfest.

Volkessitte und Volkesart findet man nirgends stärker ausgeprägt als bei nationalen Festen, welche bei den meisten Völkern mit ihrem religiösen Cultus verwebt sind. Auch in Mexico

haben sich christliche Feste eigenthümlich ausgebildet; indische Gewohnheiten erhielten sich theilweise und geben eine ganz locale Färbung, welche den Beschauern dieser Bilder von Interesse sein wird. Aber nicht in den Städten darf man diese Eigenthümlichkeit suchen, denn auf dem ganzen Erdenrund leckt die Cultur die alterthümlichen Ornamente der Volkssitte zuerst in den Städten weg, und die Mode verhöhnt das, was in dem entlegenen Landstädtchen und Dorfe noch als Heiligthum thront. Darum, lieber Leser, ziehe mit mir über die Ebene nach den fernen Bergen hin, um in einem Bergwerksflecken, tief in den Anden, ein Fest in altem Glanze zu schauen.

Zur Feier der Charwoche sucht Jeder der auswärts beschäftigt war, nach seiner Heimath zu gelangen, und nicht mit leerer Tasche; auch der Trägste wird fleißig, wenn diese Zeit sich naht; denn es gilt für ein hartes Geschick, am Feste nicht einige Thaler durchbringen zu können. Die verschiedenen Dörfer wetteifern in Vorbereitungen, um sich im Glanze des Festes zu überbieten. Endlich erscheint der Palmsonntag, und mit ihm die Reihe der festlichen Aufzüge. Eine Prozession stellt bildlich Christi Einzug in Jerusalem dar; ein hölzernes Christusbild, auf einem Eselein sitzend, wird durch das Dorf in die Kirche getragen, an deren Pforte es das Hosianna begrüßt und Palmzweige und Blumen gestreut werden. San Ramos nennt der Indianer das Bild, und ehrt es hoch, vielleicht seines Lieblingsthieres, des Eseleins wegen. Von den geweihten Palmen sucht Jeder ein Zweiglein mit nach Hause zu nehmen, denn es hat wunderbare Kraft, und wird zu einem Kreuzchen geflochten an die Pforte des Hauses geheftet, um alles Böse, namentlich aber den Blitzstrahl ferne zu halten.

Die heilige Woche hat begonnen, die Beichtstühle sind gefüllt von früh bis spät, Jeder sucht die Vorschrift der Kirche zu erfüllen, wenige der Frivolität zu entsagen. Um die Gemüther feierlicher zu stimmen, tönt Morgens früh und Abends spät eine trübselige Musik durch das Dorf; es ist eine kleine indianische Trommel und eine Rohrpfeife, welche in langezogenen

Tönen die dumpfen Schläge begleitet. Diese einfachste der Klagemusiken (die Pfeife bringt nur drei Töne hervor) wird abgelöst von den feierlichen Tönen der Chirimia, eines Instrumentes, welches das Herz besondes zu einer erschütternden Andacht stimmt, wie mir ein alter Geistlicher sagte. Die Chirimia ist eine hohle Stange, acht bis zehn Fuß lang, am dünnen Ende mit einem großen hölzernen Mundstück, etwa wie für eine Posaune versehen, nach dem andern Ende sich erweiternd zur Dicke eines Armes, und wie bei einer Schalmey geöffnet. Das Wunderbare dieses Instrumentes ist, daß es, abweichend von allen Blasinstrumenten, durch Einziehen des Athems den Ton hervorbringt, ohne Löcher und Klappen, durch stärkeres oder geringeres Pressen der Lippen die Modulation erzeugt, und sonach eine Art musikalischer Bauchrednereien bildet, welche das Innerste erschüttert. Der Virtuose, welcher das originelle Instrument spielt, muß eine große Lunge haben, und wegen der Länge des Saugwerks selbst groß und stark sein. Gehend bringt er den Athem nicht auf, deßhalb steht er, lehnt sich weit zurück, um die Tonstange in eine horizontale Lage zu bringen, und lockt einen langen jammervollen Ton heraus, ganz geeignet, die in den Gräbern Schlummernden zu erwecken. Die zarten Modulationen, vorzüglich die Triller, welche er producirt, sind höchst rührend, und stimmen das Gemüth eigens wehmüthig, man möchte fast sagen erbärmlich für die Feier. Eine Melodie läßt sich übrigens nicht hervorbringen, was auch nicht nöthig ist, da es eigentlich einen langen Klageruf andeuten soll.

Die retrograde Construction dieses Instruments empfiehlt es sehr den neuesten Tonsetzern für Glanzpunkte der Opern, da wo die gegenwärtige schwache Instrumentirung nicht ausreicht, für Kirchhofsscenen, Bartholomäusnächte u. dgl.; aber ich bemerke Reflectirenden, daß ich mir das Einführungspatent vorbehalte.

Nach dieser musikalischen Abschweifung kehren wir nach unserm Dorf zurück, in welchem große Thätigkeit herrscht. Die

Straßen werden gefegt und unebene Stellen ausgebessert, man sieht Uebungen zu Pferd und zu Fuß; der Schulmeister verzweifelt bald über einige junge Bursche, welchen er einen versificirten Dialog einpauken muß, die aber jeden Morgen vergessen haben, was sie am Abend wußten, und der Pfarrer seufzt im Vertrauen gegen seinen Vicar: ach wenn es doch gar keine heilige Woche mehr gäbe! Die Frauen eilen sichtlich erregt ins Haus der Donna Philomena, welche als höchste Autorität in Geschmacksachen Rath über das Costüm der Engel ertheilen muß. Die Mater dolorosa wird neu frisirt, der Jesus Nazareno gebürstet und lackirt; kurz da ist Niemand, der nicht sein Stück Sorge und Arbeit hätte, weil eben das ganze Dorf die Passionsgeschichte mit aufführen hilft. Am Abend werden Bußpredigten gehört, Stationen und Rosenkränze gebetet, geistliche Exercitien gehalten, auch einige nächtliche Prozessionen; aber alles nur als Einleitung zu dem Hauptfeste, welches mit dem Gründonnerstag anhebt. In aller Früh beginnt der Gottesdienst, denn die Zahl derer, welche das Abendmahl erhalten, ist sehr groß.

Durch die Ortsbehörden wird die Fußwaschung vorgenommen, und gewöhnlich wählt man dazu Blinde. Darauf findet die letzte feierliche Messe statt, und zum Zeichen, daß Christus in Gefangenschaft gerathen, wird der Schlüssel zum Tabernakel, welches das Heiligthum verwahrt, an einem breiten Bande vom Geistlichen dem Alcalden umgehangen. Um die Mittagsstunde ist die kirchliche Feier beendet, die Glocken müssen nun schweigen, die Orgel darf nicht mehr tönen. Am Nachmittag wird das Innere der Kirche umgewandelt, die Altäre werden einfach schwarz überhangen, zu beiden Seiten des Hochaltars aber werden die sogenannten Monumente aufgeführt, hohe Pyramiden von Cypressen oder Fichtenzweigen dicht geflochten, und mit unzähligen Blumen und Früchten, vorzüglich Orangen ausgeschmückt, dazwischen aber alles, was das Dorf nur aufbringen kann an Silberzeug, Porzellan, und Glas, an Schüsseln, Becken, Flaschen und Leuchtern. Das Ganze ist mit vielen

Hundert Kerzen und Lampen ausgestattet, und ist der Stolz des Dorfes, der Gegenstand der Bewunderung für die Fremden.

Während man diese Vorbereitungen in der Hauptkirche trifft, wird bei einer ferner stehenden Capelle der Oelberg geschmückt. Man pflanzt eine Menge grüner Bäume und Zweige, so daß sie einen Garten vorstellen, in dessen Mitte dichteres Laubwerk eine Nische bildet, die mit Festons und Blumengewinden umhangen ist. Hat das Dorf Filiale indianischer Bevölkerung, so errichten auch diese kleinere Nischen ringsum, und schmücken sie aufs bunteste nach ihrer Phantasie. Mit dem Sinken der Sonne, bringt das Volk in langer Procession das lebensgroße Bild des „Nazareners",*) in veilchenblauem Seiden- oder Sammetgewand und langem Lockenschmuck, nach dem Oelgarten in die große Laube; die Indianer der Filiale aber, die auch ihr Theil haben wollen, bringen von ihren Dörfern ihre Christusse und stellen sie in den kleinen Nischen auf. Dichte Wolken von Weihrauch steigen auf, denn die Indianer lieben diese Opfer, welche bei ihren Vätern rings um die Tempelpyramiden ihrer Gottheiten Tag und Nacht nicht erlöschen durften. Auch die Apostel kommen dahin, entweder als Statuen oder als dafür eingekleidete Dilettanten aus den Bewohnern des Dorfes.

Nach Einbruch der Nacht sammeln sich dichte Volksmassen um den Oelberg, Stille wird geboten, und der Geistliche besteigt eine mit Zweigen und Blumen umflochtene Kanzel an dem Portal der Capelle. Ein gedämpftes Licht von bunten Laternen erleuchtet magisch den Olivengarten, die Apostel liegen und schlafen. „Dort liegen sie, ruft der Redner, und schlafen, ihres Herrn vergessend, dessen Seele in tausend Aengsten schwebt, und schon naht er, Judas, der schwarze Verbrecher, der Auswurf der Menschheit, der Schmuck der Hölle. Wachet und betet, Mitchristen, die Stunde der Versuchung naht, seht, seht, dort kommt

*) Der gewöhnliche Volksausdruck.

das Ungeheuer" u. s. w. Waffengeklirr — es kommen die Häscher mit Stangen und Spießen, Judas voran, die Laterne in der Hand, in schauderhafter Maske; er naht sich Christus in der Laube und gibt ihm den Verrätherkuß. Der Prediger harangiirt mit der höchsten Steigerung der Stimme; es hilft nichts, die verruchte Rotte fällt über das unschuldige Lamm und bindet ihm die Hände auf den Rücken; die erschreckten Apostel zerstreuen sich, nur Petrus drängt sich hervor, zieht vom Leder, zum großen Ergötzen des Volkes, und haut mit breitem hölzernem Schwert dem Knechte Malchus ein mächtiges Pappdeckelohr vom Schädel. Die Häscher erheben den gebundenen Heiland, nehmen ihn in ihre Mitte, die Apostel folgen, und daran reiht sich in endloser Prozession die Volksmenge paarweise mit brennender Wachskerze; der Zug bewegt sich langsam durch die Straßen bis zur Pfarrkirche, wo der Gefangene in den Kerker gesetzt wird, d. h. in ein mit Gitterwerk decorirtes Seitencapellchen der Kirche.

Tief in der Nacht zieht sich die Menge vom Markte zurück, nachdem sie in wunderlicher Mischung Andacht und Frivolität zur Schau getragen. Wenige Tage im Jahr bieten gleiche Gelegenheit für verliebte Rendezvous, die Nacht und das Gedränge vereiteln die strengste Wachsamkeit der Mütter, und täuschen die eifersüchtigen Blicke der Ehemänner; Devotion und Profanation gehen Hand in Hand, und selbst Spiel und Trinksucht schreiten neben der Ausstellung des Heiligsten daher.

Am Morgen des Charfreitags ruft die Klapper die Gemeinde zur Frühandacht, Gesang und Beten der Stationen füllen die Stunden, bis gegen Mittag der gefangene Christus in großer Prozession zum Hause des Pilatus gebracht wird, eine Capelle, die diesen Namen führt. Eine wunderliche Schaar zu Roß und zu Fuß bildet die Escorte, Krieger mit glänzenden Helmen und Brustharnischen, den Centurio voraus, dessen Pferd ein schönes, gutdressirtes Thier sein muß, das mit glänzendem Reitzeug, vergoldeten Hufen, Bändern und Flittern wunderlich herausgeputzt wird. Daneben sind stehende Figuren, die Hohenpriester, Pharisäer und Leviten, mit gräulichen, langnasigen

Masken und weiten Gewändern. Das Christusbild wird in die Capelle gebracht, vor der Pforte aber erläutert die Predigt des Priesters den Fortgang der Geschichte bis zu Pilato's Spruch, und das „ecce homo.“

Nach Mittag beginnt, als die Spitze des ganzen Festes, die Kreuzigungsprozession. Die eintönige Musik von Trommel und Pfeife und dem Klagehorn zieht voraus, dann folgt paarweise die Schaar der Büßenden und Asceten, welche theils aus zerknirschten Sündern, theils aus bezahlten Taglöhnern besteht, von den Festordnern für Geld gedungen, um den Zug recht prachtvoll auszustatten. Es sind grasse, schauderhafte Gruppen, ganz geeignet, um alle Poesie religiöser Anschauung mit den Spukbildern ascetischen Mönchthums zu verzerren. Da ziehen Büßer in Todtenhemden, den ganzen Kopf mit schwarzem dichten Schleier überdeckt, die Hände und Füße mit Ketten gefesselt; ihnen folgen andere im Sanbenito, dem Schmachgewand der Inquisition, die Hände auf den Rücken gebunden und den Strick um den Hals. Eine ellenhohe kegelförmige Mütze deckt den Kopf und geht über das Gesicht, nur für die Augen runde Oeffnungen lassend. Manche schleppen schwere Kreuze, manche sind an Kreuze festgebunden, selbst wandelnde Kreuze. Ihnen folgen halbnackte Büßer mit Dornenkronen auf dem Kopf, Stachelgewächse über den Rücken, Schädel in den Händen, und noch andere gehen bis zur Erde gebückt, Kreuze von Todtenbeinen in der gefesselten Hand. Für den Maler, welcher den Triumphzug eines Torquemada darstellen will, lassen sich vortreffliche Studien hier machen, und viele der nackten Schenkel und Rücken tragen ein Colorit, als ob sie die Hölle selbst schon angeraucht hätte.

An die Büßer schließt sich das Bild des kreuztragenden Christus, von der Römerwache und den Pharisäern umgeben. Die Gestalt des Heilandes hat einen Mechanismus, so daß sie durch den Druck einer Feder in die Kniee niedersinken kann. Der Zug der Andächtigen folgt: zuerst Männer, dann Frauen, welche ein Bild der Jungfrau voraustragen. Ihm zur Seite gehen Kinder als Engel verkleidet, theils mit weißen Federflügeln,

theils mit Psycheflügeln von steifem Papier, welche nicht sehr ätherisch beim Gehen wackeln. Auch der Lieblingsjünger Johannes wird von Frauen getragen und Engel begleiten ihn, bis zuletzt Männer den Schluß machen.

Auf dem großen Platze vor der Pfarrkirche ist an der Seite eines Hauses eine Kanzel errichtet, auf welche der beste Prediger der Geistlichkeit tritt, sobald sich der Zug nähert. Er fährt fort mit der Darstellung der Passionsgeschichte, schildert in den grellsten Farben den Verrath der Pharisäer, die Bosheit der Juden, welche alles Gräuels Maß überschritten durch Verdammung des schuldlosen Gottes. Siehe da sprengt der Centurio heran, auf der Lanzenspitze ein Papier, das er dem Prediger hinaufreicht. Er entfaltet und liest; es enthält das Todesurtheil Jesu; in heiligem Eifer zerreißt er es und streut die Stücke in den Wind. Alle Hebel der Seele werden in Bewegung gesetzt: „für uns Unwürdige mußte er das dulden, für uns ward er mit dem Kreuze belastet, seht, seht, dort schleppen sie ihn heran, seht, seine Kräfte sind erschöpft, er sinkt nieder unter der Bürde, eure Sünden werfen ihn nieder.“ In der That sinkt die Gestalt in die Knie; die Frauenwelt drückt die Augen in die Tücher und schluchzt laut, die Männer aber schlagen sich, zum Zeichen der Zerknirschung ins Gesicht, und namentlich die Indianer geben sich ernsthafte Backenstreiche, so daß das Geplätscher die Rede übertönt. Simon von Cyrene ist zur Hand und unterstützt den Gefallenen, aber dreimal wiederholt sich die Beugung, und gibt dem Prediger glänzende Gelegenheit, durch sein Talent die Wogen des Gefühles zu heben und zu senken. Auch wenn das Bild Maria's vorüberzieht, schildert er die Schmerzen der Mutter um den Sohn, und öffnet die Quellen der Wehmuth in strömenden Thränen, und auch Johannes läßt er sprechen, den treuen Schüler, bis der ganze Zug in der Kirche verschwindet.

Stark, aber flüchtig sind die Eindrücke auf das Gemüth des Südländers. Sah man eben noch während der Predigt

Schmerz und Zerknirschung, hörte man seufzen und stöhnen, so verweht dieses alles der Wind mit dem letzten Worte des Priesters. Wie die Gruppen der Kirche entströmen, drängen sie sich um die Verkäufer der Mamey's (mammea), einer großen Frucht, die um die Osterzeit reift, außen grau, im Innern roth oder gelb, und die wegen ihres süßen aromatischen Geschmackes eine Lieblingsfrucht der Mexicaner ist. Nicht der Hunger treibt sie, nicht der Hang zum Naschwerk: sondern es ist ein Spiel, eine Wette zwischen zweien um eine Frucht, welche der gewinnt, dessen Frucht das am meisten rothe Fleisch hat. Lachen und Jubeln, Streiten und Schlichten ist jetzt an der Stelle von Thränen und Buße; ja ich sah selbst während der Predigt kleine Gruppen, welche, auf den Boden gekauert, ihr Lieblingsspiel trieben, unbeschadet der Andacht, der sie, wenn es noth that, durch Backenstreiche zu genügen suchten.

Wenn sich die Heiterkeit des Lebens nicht neben seinen Ernst stellte, so würde der reizbare Südländer überwältigt werden von den düstern Eindrücken der Passionszeit. Wie das Kind lacht er nnd weint in einer Minute; frisch gestärkt und heitern Sinnes geht er am Abend wieder in die Kirche, freut sich des prächtig erleuchteten Monuments, hört das Stabat Mater, und erwartet nun den Priester, der die Kanzel betritt. Er liefert den Text zu einem weitern Act des Passionsdrama's, die Erklärung zu einem lebenden Bild. Ein Vorhang theilt sich, und magisch beleuchtet erblickt man den Gekreuzigten, die Schächer zur Seite; sie haben vollendet; die schmerzenreiche Mutter und Johannes stehen tiefgebeugt am Fuß des Kreuzes. Schritt vor Schritt begleitet die Rede die Abnahme vom Kreuze, die blutenden Wunden werden gezeigt, und ebenso viel Einschnitte ins Herz der Zuhörer gemacht, welche die Buße erwecken, und durch reichliche Schläge auf Brust und Wangen sich bethätigen. Der heilige Leichnam wird in den Sarg gelegt, mit gläsernem Deckel gedeckt und mit feierlicher Grabesmusik von großer Prozession begleitet nach der Grabeshöhle getragen. Dort, in der Capelle, von bunten Glaslampen matt beleuchtet,

verrichten in der Nacht viele ihre ernste Andacht, viele freuen sich kindisch des violetten Schimmers.

Den Schluß dieses anstrengenden Tages macht die Prozession der Frauen um 11 Uhr in der Nacht, die der Einsamkeit (de la soledad) genannt, durch welche das weibliche Geschlecht der gebeugten Mutter Maria sein Beileid und seinen Schmerz ausdrücken will. Es ist ein schöner Anblick in dunkler Nacht, die langen Reihen brennender Kerzen langsam dahin schweben zu sehen; kein Geräusch unterbricht die Stille der Welt, nur von Zeit zu Zeit der Klageruf der Chirimia. Doch der heilige Friede durchbebt nicht jeden Busen, das irdische Feuer brennt in manchen stärker als das milde Himmelslicht, und manche Büßerin verschwindet aus den Reihen an der Hand des harrenden Geliebten.

Lange nach Mitternacht erst rastet das Volk von den Eindrücken des Tages, und mit der aufgehenden Sonne zerfließen die Nebel des Ernstes und der Trauer. Es ist der Jubelsamstag (Sabado de gloria), das Ende der Fasten, das Einleiten der Auferstehung. Der gute Humor des Mexicaners darf sich wieder frei Luft machen, und er thut es gleich am Morgen, um dem verhaltenen Schalk einen recht lauten Durchbruch zu gestatten. Judas, der Erzschelm, muß gezüchtigt werden, er muß hängen, er muß bersten, er muß in Feuer und Rauch aufgehen. Judasse werden nun gefertigt, gräuliche Puppen, die man mit Mordschlägen füllt, mit Schwärmern und Raketen und an langen Seilen quer über die Straßen aufhängt. Manche stecken Katzen hinein, oder Frösche und Eidechsen, alle aber harren auf den Schlag der zehnten Stunde. Da jubeln auf einmal alle Glocken, die Zündröhren an allen Judassen werden angebrannt, und es entsteht ein Mordscandal von Raketen und Schwärmern, Donnerschlägen und Jubelgeschrei, so daß man kaum sein eigenes Wort vernimmt. Zur größten Lust der großen und kleinen Kinder bersten die Verräther, die Katzen springen heulend davon, und aus den Trümmern der zersprengten Puppen

macht man einen Scheiterhaufen, den man mit Sang und Klang verbrennt.

Das ist das Ende der Fasten, und mit dem Ostersonntag beginnt das alte Leben mit Spiel und Tanz. Doch muß ich bemerken, daß in Mexico die Fasten nicht so streng gehalten werden wie in Europa. Man versagt sich das Fleisch höchstens nur Freitags, und zwar vermöge specieller päpstlicher Erlaubniß, weil das Innere des Landes durchweg arm an Fischen ist. Selbst in der Charwoche darf einige Tage Fleisch gegessen werden. Scrupulös sind aber die Mexicaner überhaupt nicht, und sie tragen nie Bedenken, ein gutes Stück Beef zu essen, wenn auch im Kalender ein V (vigilia) steht.

Die Feier der Charwoche, wie ich sie hier beschrieben, ist übrigens nicht überall zu sehen; an vielen Orten ist sie förmlich abgeschafft, und beschränkt sich einzig auf die kirchliche Feier, wie sie das römische Ritual vorschreibt. Im Staate von Veracruz würde man es geradezu für eine Profanation des Heiligen halten. Nur in den Bergwerksorten hielt man länger am Alten; wiewohl auch da sich Stimmen dagegen erheben, weil die bedeutenden Kosten der Feier den Einwohnern zur Last fallen. Sie bilden dafür Brüderschaften, welche das ganze Jahr hindurch Beiträge zusammenschießen, und sich in die verschiedenen Ausgaben theilen; einige z. B. schaffen die Kerzen an, andere stellen die Büßenden, noch andere bezahlen die Predigten, wieder andere die Musik &c. Denn die Geistlichkeit in Mexico thut nichts ex officio; bei jeder kirchlichen Feier verhandelt der Vorsteher einer Brüderschaft (mayordomo de la Cofradia) mit dem Pfarrer über den Preis des Festes, wo dann gerechnet wird: Messe je nach dem Luxus den man dabei fordert, Predigt, Prozession &c. Die alten guten Zeiten sind aber auch dort vorüber, und selbst der Indianer fragt nach dem Warum, wenn er die Hand in den Säckel stecken soll. Verderbniß des Jahrhunderts!

* * *

In die wärmste Zeit des Jahres fällt das Frohnleichnamsfest, welches in Mexico, wie überall in der katholischen Christenheit, mit besonderem Glanze gefeiert wird. In den größern Städten bietet die Feier keine Eigenthümlichkeiten dar, abgesehen davon, daß das höchst lebendige Bild voller fremdartiger Figuren ist. In der Hauptstadt nimmt nur ein sehr kleiner Theil der Bevölkerung an der Prozession Theil; aber Jedermann will sie vorüberziehen sehen, die elegante Welt will sich im Glanze zeigen und Musterung halten über den Glanz anderer. Die Feier beginnt mit dem Hochamt in der Domkirche durch den Erzbischof, wobei die ganze Geistlichkeit der Stadt, die Mönchsorden inbegriffen, anwesend ist. Von der Kathedrale geht der Zug durch das nächste westliche Viereck von Straßen, etwa tausend Schritte weit. Dieser ganze Weg ist mit einem Schirm oder Zelt von weißer Leinwand mit rother Einfassung überdacht, hoch genug, um die Balcone der Häuser frei zu lassen, welche das Schönste, was die Stadt an Gesichtern und Toiletten aufzuweisen hat, vereint zeigen. Die geistliche und die weltliche Macht entfalten ihre ganze Pracht, in Diamanten strahlt das Symbol der Gottheit. Das Licht der Welt hat eine Ehren-Escorte von Grenadiren mit Janitscharenmusik; man sieht den Präsidenten mit seinem Ministerium und allen seinen Räthen, die höchsten Gerichte, die höchsten Verwaltungsstellen, die Universität, die Schulen, die Vertreter der Gewerke, Generale in den verschiedensten Uniformen, mit glänzendem Stab und Offiziercorps. Der Klerus, den Oberhirten und seinen imponirenden Stab von Domherren an der Spitze, zeigt die wohlgeordneten Schaaren der Kirche, je nach ihren Costümen, und die wehenden Fahnen, die schimmernden Kreuze und Standarten gewähren einen ebenso reichen als wechselvollen Anblick.

Die Zahl der Theilnehmer ist so berechnet, daß, wenn das letzte Paar aus dem Dom schreitet, das erste durch das Hauptportal wieder eintritt. Die Stadt gibt ein Bild erhebender Festlichkeit durch die Teppiche und Guirlanden, welche die Häuser zieren, durch die Fahnen und Wimpel, welche von Palästen und

Thürmen wehen, durch Glockengeläute und Kanonendonner — aber so sieht man es auch in Europa. Mehr vielleicht als das Gepränge des geordneten Zuges dürfte den europäischen Zuschauer die Volksmenge anziehen, welche auf beiden Seiten der Straße dichtes Spalier bildet. Denn da ist von Farben und Trachten, von Armuth und Reichthum, von Volksthümlichkeit und Raceverschiedenheit eine solche Mannichfaltigkeit zusammengewürfelt, daß man nicht leicht eine interessantere Ausstellung finden kann.

Betrachten wir nun dasselbe Fest in einem der großen indischen Dörfer, auf den Hochebenen oder in dem Gebirge, wie eigenthümlich erscheint es uns hier!

Rings um den Platz vor der Kirche erbauen die Indianer im Viereck einen grünen Gang von Bäumen und Zweigen, eine Laube, oben und an den Seiten dicht geflochten und mit Blumengewinden reichlich verziert. In den vier Winkeln des Quadrats bringen sie Blumenaltäre an, bei welchen die Responsen gesungen werden, der ganze Fußboden ist mit Blumen bestreut, und überall stehen irdene Becken, in welchen Copal und Storax brennt. Das Eigenthümliche aber und eine Reliquie aus der heidnischen Zeit, welche die Christenpriester als unschuldiges Spielwerk bestehen ließen, ist das Opfer von Thieren des Waldes, welche der Indianer der Gottheit darbringt, wie es seine Väter dem Quezalcoatl oder Tlalloc brachten. Was man nur von lebenden wilden Thieren aufbringen kann, wird festgebunden in dem Schattengange aufgehängt. Da sieht man den Schakal und den Fuchs, das Gürtelthier und die Beutelratze, den Waschbär und den Nasua in ihren Banden zappeln; Raubvögel, Raben, wilde Enten und Truthähne, Wachteln und Turteltauben flattern in Schlingen festgehalten, und eine Menge kleiner Singvögel zwitschern und schwirren in Bauern von Bambus aus dem grünen Laubwerk. Ja selbst in der Kirche, an dem festlich geschmückten Hochaltar, tönt der melodische Gesang der Spottdrossel und die Metallstimme einer braunen Silvia.

Mag man doch dem Kind der Natur diese unschuldige Freude lassen! Der Indianer überhaupt, und vorzüglich der Bewohner

des alten Anahuac, zeigt in seinem Leben viele Spuren des uralten Naturdienstes der Tolteken, welchem die spätern Geschlechter Gesittung und Religion verdankten. Berge und Quellen denkt er sich noch von schützenden Genien bewohnt, die Wolkengöttin zieht noch ihr Netz über den Himmel zur Befruchtung der Erde (Matlacuey, Matlaquiahuatl) und der Schutzgeist (Tonal) zeigt sich dem neugebornen Kinde bei dem Eintritt ins Leben, so wie ihm der Tecolotl das Ende seiner Tage verkündet. Auch die Liebe zu den Blumen, die Wahl derselben zum Schmuck der Kirchen und Altäre, die Kunstfertigkeit in Verzierung religiöser Schaustellungen ist nicht durch die Spanier gelehrt und weniger noch zufällig, sondern seit Jahrhunderten in das Leben verwachsen, und einem andern Stamm entsprossen, als dem der Azteken mit ihrem blutigen Cultus. So mag auch die Darbringung der lebenden Thiere am Frohnleichnamstage einem frühern Cultus angehören; aber ich werde was dahin gehört, in einem andern Abschnitt zusammenstellen.

* * *

In Beziehung zu dem, was ich zuletzt bemerkte, steht ein Fest, welches zwar von der ganzen Bevölkerung begangen wird, aber bei dem Indianer eine eigene Bedeutung hat; ich meine das Fest von Allerheiligen und Allerseelen. Bei den germanischen Völkern ist es das Christfest, welches seine volksthümliche Ausprägung durch vorchristliche Gewohnheiten und Traditionen erhielt. Die romanischen Völker kennen nicht den Christbaum und die Kinderfreuden der Deutschen, nicht den Weihnachtsklotz der Britten, nicht die rothe Grütze der Skandinavier und andere Erinnerungen an die Juelnacht. Dafür erhielten sich der Carneval und andere Reste aus dem römischen Heidenthum. Bei den Mexicanern erhielt das Fest von Todos santos eine nationale Färbuug, die von den Ureinwohnern herrührt, aber allmählig von den Mestizen und selbst Creolen adoptirt wurde. Es ist nicht der Festtag der römischen Kirche, denn der ist nur Nebensache dabei, es ist ein altes indianisches

Fest, welches die Klugheit der christlichen Priester, weil es zu tief in das Leben der Neophyten eingewurzelt war, dem christlichen Feiertage anpaßte.

Wie unsere Christmärkte den Weihnachten, so gehen Allerheiligen überall Märkte voraus. Man will an diesen Tagen ein neues Kleid, neue Bänder und Schuhe haben; die Frauen kaufen neues Geschirr aller Art, feine, bunte Matten, zierliche Körbchen von Palmblättern (tompiatl) und bunte bemalte Schikales (Früchte der crescencia alata). Vor allem aber ist es der Ankauf von Wachskerzen, welcher in jedem Hause viel Kopfbrechens kostet. Schon mehrere Wochen vorher bemerkt man im Kleinhandel eine ungewöhnliche Thätigkeit. Jeder Krämer sucht sich Wachs zu guten Preisen zu verschaffen, Lichterzieher arbeiten in seinem Hause um Kerzen aller Größen darzustellen, und an den Abenden ist die ganze Familie beschäftigt diese Kerzen mit Streifchen farbigen Papiers so bunt wie möglich zu verzieren. Da ist kein Haus, keine Hütte, in welche nicht für einige Dollars Kerzen wanderten; der ärmste Taglöhner würde lieber das Brod entbehren, als das Wachs, und die Indianer verwenden dafür den Ertrag wochenlanger Arbeit.

In den größern Städten kennt man dieß weniger; die sogenannten höhern Stände halten sich überall von den plebejischen Gewohnheiten fern, und wir müssen nach den Dörfern wandern, wenn wir dieses Fest in seiner alten Weise sehen wollen.

Wer so glücklich ist einen Pathen unter den Indianern zu haben — und zu dem Glück kommt man nur allzuleicht — besuche seine Compadres (Gevatterleute) am ersten November. Rings um das Haus ist alles auf's reinste gekehrt und vor der Thüre steht ein großes Kreuz ganz von gefüllten Todtenblumen (Tagetes) überkleidet. Sempasochil nennt sie der Indianer, und pflanzt sie stets bei seiner Hütte. Das Haus ist festlich ausgeputzt, die alten Heiligen an der Wand sind mit Blumen beladen, ein Blumenkranz steht zwischen ihnen, und auf thönernen Leuchtern brennen zwei Kerzen. Kein Mensch ist im Hause, wohl aber hören wir in der Küche dichtan das Klatschen und

Formen der Tortillas. Sehen wir durch die niedere Thür in dieses Heiligthum der Weiber. Drei stämmige Dirnen zerarbeiten den Mais auf den Steinen, aber unsere Comadre (Gevatterin) steht da mit dem Messer in der Hand, wie Judith neben dem Holofernes; nur ist ihr Opfer zum Glück ein mächtiger Truthahn. Ein anderer ist, desselben Schicksals gewärtig, in der Ecke angebunden, und nebenan liegen wenigstens sechs fette Hühner, völlig vorbereitet für den Topf. „Wer wird so grausam sein, comadre," rufen wir nach der Begrüßung, „was wollen Sie mit dieser Masse Fleisch anfangen? Gewiß eins der Mädchen da hat Hochzeit?" Die drei sehen sich schalkhaft an und lachen. „Ojala, meint die Alte schmunzelnd, dann wäre ich einer Sorge los; aber die Hühner sind ja für die Todten, und Sie werden uns die Ehre erzeigen, nachher das tlatonile zu versuchen."

Nun muß ich meine Leser bitten, wenn sie die Einladung anzunehmen gedenken, nicht ohne vorher zu prüfen die dargebotenen Gerichte in den Mund zu schieben; dieses tlatonile sieht wie ein sehr unschuldiges Ragout aus, brennt aber wie das höllische Feuer, denn es ist ein wahrer Extract von unreifem spanischen Pfeffer, und nur der völlig durchgebrannte Mund darf sich daran wagen. Doch ich spreche immer noch in Räthseln, und muß nun die Bedeutung des Festes erklären.

Die alten Azteken feierten jährlich ein großes Erinnerungsfest an die Verstorbenen, bei welchem sie den Abgeschiedenen Todtenopfer brachten. In gemauerten Gräbern der Vorzeit fand ich die Schenkelknochen von Truthühnern, mit einer Schüssel überdeckt, auch auf dem die Gräber umgebenden Estrich bedeckte Vogelknochen mit kleinen Pfeilern übermauert. Wohl mögen ihre Opfer verschiedener Art gewesen sein, je nachdem sie ihre Todten in dem glänzenden Haus der Sonne, in der schattigen Wohnung des Tlalloc oder in dem finstern Mictlan vermutheten. Selbst Menschenopfer scheinen vorgekommen zu sein, Opfer von Sklaven, was daraus erhellen dürfte, daß vor einer großen Grabespyramide, in einem runden gemauerten Becken mehrere

Schädel gefunden wurden. Thatsache ist, daß die Todtenopfer und Todtenmähler am Erinnerungsfeste stattfanden. Die Christenpriester erlaubten diese Feier mit der von Allerseelen zu verknüpfen, und so erhielt sich der heidnische, wahrscheinlich toltekische Brauch bis auf unsere Tage.

Man denke sich jedoch nicht, wie es der Name vermuthen läßt, ein Fest der Schwermuth, eine stille Erinnerung an alle die Lieben, welche die Erde deckt. Der Indianer wie der Mestize kennt nicht das Herbe der Trauer; er fürchtet den Tod nicht; der Abschied von dem Leben ist ihm nicht grauenvoll, er hängt nicht an den Gütern, die er verläßt, und hat keine Sorge um die Zurückgelassenen, welchen die fruchtbare Erde, der milde Himmel bleibt. Ist es Gleichgültigkeit, ist es leichter Sinn, welchen die reiche Tropennatur ihren Kindern verlieh? Ich weiß es nicht; aber das ist gewiß, daß in den Augen des Volkes der Tod nicht als das schwarze, trübe Gespenst erscheint, daß die Trauer um die Todten nicht alle Lebensfreudigkeit absorbirt. Der erste Ausbruch des Schmerzes ist heftig, es fließen reichliche Thränen, doch sie werden bald getrocknet. Wie der Muselman, sagt der Mexicaner: „Gott hat es verfügt, wir müssen ja alle sterben". Jedermann denkt so, und sieht die Sache praktisch an. Bei jedem Todesfall kommen die Verwandten und Nachbarn und helfen das Leid tragen, zumal die Nacht durch, in welcher die Leiche im Hause bleibt. Der Tribut, welcher hierzu mitgebracht wird, ist eine Kerze und etwas zu trinken. Man betet allenfalls einen Rosenkranz für das Seelenheil des Verstorbenen, und sucht dann in aller Fröhlichkeit mit Gesellschaftsspielen und Lachen die Nacht hinzubringen, in demselben Raum, in welchem der Leichnam, mit Kerzen umstellt, auf dem Boden liegt. Bei Kindern unter sieben Jahren (parvulos), wird der Tod als ein Freudenfest gefeiert, weil die Seelen, ohne den transitorischen Zustand des Fegfeuers, direct in den Himmel kommen. Der kleine Leichnam wird auf's bunteste mit Blumen und Bändern geschmückt, auf ein Brett gebunden und in einer Ecke der Hütte aufgestellt, in einer Art Nische, die man von

Zweigen und Blüthen flicht und mit vielen Kerzen erleuchtet. Mit dem Einbruche der Nacht verkünden einige Raketen das Velorio, Musik ertönt, und die ganze Nacht wird mit Jubel und Tanz hingebracht. Den Taufpathen der Kinder ist das nicht sehr angenehm, denn die haben die Zeche zu bezahlen. Bei diesen Leichengelagen bleibt die Gesellschaft bis zum Morgen (bei Kindern wie bei Erwachsenen), und zieht dann sogleich zur Beerdigung mit auf den Friedhof. Die Bahre ist schnell aus einigen Stangen zusammengebunden, eine Matte dient als Sarg; ist ein Geistlicher da, so geht er mit drei Kreuzträgern raschen Schrittes voraus, er segnet den Leichnam ein, und so wird er in die Erde gesenkt, um Erde zu werden. Jeder der Anwesenden wirft eine Hand voll Staub als Decke auf, die Grube wird gefüllt und festgestampft, und man wandert weg ohne einen erschütternden Eindruck mitzunehmen. Beklagt man eine Mutter, die ihr kleines Kind verloren hat, so wird sie sagen: ich hatte ihn lieb, den kleinen Engel, aber ich freue mich, daß er glücklich ist, ohne den Schmerz des Lebens erfahren zu müssen.

Bei dieser Gewöhnung das Unabänderliche leicht zu nehmen, den Tanz neben dem offenen Grab aufzuführen, wird es uns nicht befremden, daß ein Erinnerungsfest an die Verstorbenen mehr den Charakter der Heiterkeit als des düstern Ernstes trage. Ich wiederhole, daß nur der Indianer und der ihm nahestehende Mestize dem alten Brauche folgt, dagegen der weiße Creole die indianische Sitte nur selten nachahmt.

In den indianischen Dörfern geht es nun also zu. Am Abend des letzten Octobers wird das Haus auf's beste geschmückt, und mit einbrechender Nacht eine neue buntgeflochtene Matte in die Mitte der Wohnung auf den Boden gebreitet. In der Küche ist die ganze Familie versammelt, und wartet der Bereitung des Mahles, welches aus Chocolade, süßem Maisbrei, gestuften jungen Hühnern und kleinen Tortillas besteht. Von jedem wird ein Theil wo möglich in neue Gefäße gethan, und von den Familiengliedern in das Haus auf die Matte getragen; dazu kommt noch ein eigenes Maisbrod, elotlascale genannt,

und Todtenbrod, ein besonderes Weizenbrod ohne Fett, Zucker und Salz, welches nur für diesen Tag gebacken wird, allerlei Thiergestalten repräsentirt, Kaninchen, Vögel ꝛc. und mit bunten Streuwerk verziert ist. Auf thönernen Leuchtern werden nun, der Zahl der Gerichte entsprechend, dünne Wachskerzen angezündet, nicht viel dicker als eine Federspule, Rosen, gelbe Todtenblumen und Blüthen der Datura grandiflora werden zwischen die Teller gelegt und nun ladet das Familienhaupt die verstorbenen Kinder ein, d. h. die seines Hauses (eigene Kinder oder Enkel und Geschwister) zu kommen und sich das dargebotene Opfer wohlschmecken zu lassen. Die ganze Familie zieht sich nun wieder in die Küche zurück, und verzehrt die Reste des Mahles, welches in so reichlicher Menge zubereitet wurde, um auch die Lebenden zu letzen. Das ist das Opfer der Kinder, bei welchem jedes, je nach dem Alter, in dem es gestorben, sein Gericht und sein Kerzchen erhält. Schalen mit Weihrauch umstehen die Matte und hüllen das Gemach in eine Wolke.

Am folgenden Tag wird das Opfer der Erwachsenen auf ähnliche Weise gerüstet, nur ist hier alles in größerem Maßstab, von der Matte bis zu den Kerzen. Auch kommen andere Speisen hinzu, welche den Kindern zu scharf sein würden: Truthahn in rother Pfefferbrühe, Tamales und andere stark gewürzte Speisen, dann aber auch ein frischer Trunk in großen Humpen, Branntwein, Pulque, Castile und andere Lieblingsgetränke der Indianer. Bei den Alten sieht man weniger auf den Schmuck der Blumen, dagegen fügt man Dinge bei, die den Verstorbenen gehörten: ihre Sandalen, ihren Strohhut oder das Beil, mit dem sie gearbeitet. Ein reichliches Opfer von Weihrauch muß das Haus durchduften, und wird vor den Bildern der Schutzheiligen aufgestellt, welche vor drei Jahrhunderten sicher, als Ersatzmannschaft der Hausgötzen, eingeführt wurden.

Der Glaube, daß die Seelen der Verstorbenen die Stätten besuchen, die ihnen im Leben werth waren, daß sie bald als bunte Kolibri ihre Wohnung umflattern, bald als Wolken über der alten Heimath hinziehen, war sicher von den Tolteken, den

späteren Bewohnern des Landes, namentlich den Azteken, vererbt, und man darf annehmen, daß er auch jetzt noch in dem Volke lebt, wiewohl es mir nie gelang, die Bestätigung aus dem Munde der Indianer zu erhalten. Sie sind verschlossen in allem, was sich auf die Religion ihrer Väter bezieht; vielleicht sind ihre Traditionen, in Folge langer Unterdrückung ohne Zusammenhang, nur in einzelnen Gewohnheiten erkennbar.

Das Mahl, welches den Geistern der Verstorbenen geweiht war, wird gewöhnlich nicht von den Darbringenden verzehrt, sondern man sendet es an die Verwandten und Nachbarn, von welchen man wiederum ähnliches empfängt. Auch ziehen in den Dörfern gemischter Bevölkerung die jungen Bursche, die der Muthwille gesellt, zu den Wohnungen der Indianer und erbieten sich für das Heil der Seelen einen Rosenkranz zu beten. Sie werden gern aufgenommen, und verzehren, statt der Geister, einen Theil der gehäuften Weihgeschenke. Schließen wir uns einer solchen Schaar an, die aus jungen Creolen und einigen Mestizen besteht. Sie lachen und scherzen über die albernen Indianer, die Längstverstorbenen eine Mahlzeit bereiten. „Erinnerst du dich, Felipe, wie wir im Hause des alten Mizcoatl den Rosenkranz beteten und vor Lachen fast geborsten wären, weil der lange Nicolas von der Ofrenta (Todtenmahl) ein Glas Süßen wegstibitzte und leerte, und dann den alten Heiden glauben machte, der Schatten seines Sohnes habe es ausgetrunken?" „Ja freilich, erwiederte der andere, aber im vorigen Jahr bedachte er sich die Sache besser, und ließ uns nicht eher ein, als bis er alles Flüssige in Sicherheit gebracht hatte. Dafür aber hoben wir den Zehnten von seinem fetten Huajolote (Truthahn), der auch nicht bitter war, und bei seinem Nachbar gab es zu trinken genug."

In diesem Ton tummelt sich der Muthwillen, sie klopften an die Pforten und murmelten Gebete, schmausten und zechten auf Rechnung der harmlosen Leichtgläubigkeit der armen Indianer, und trugen noch Vorräthe von Gesottenem und Gebratenem mit sich fort. Wir verlassen die frivole Schaar, um

bei der Comadre der Einladung Ehre zu erweisen, und werden gastfreundlich bewirthet. Wir lernten da, daß für die Kinderseelen nur weiße Ragouts gekocht würden, die wenig gewürzt seien, aber doch noch wie Pfefferdecoct brennen; ferner, daß wenige Familien eine geringere Summe als 6 bis 10 Dollars für dieses Fest verausgaben, und daß es eben ihre größte Glückseligkeit sei, ihre Lieblingsspeisen vollauf an diesem Tage zu verzehren.

Am folgenden Tage, dem kirchlichen Feste von Allerseelen, besucht man die Messe, und die Weiber zünden in der Kirche ganze Reihen kleiner Wachskerzen an, die sie vor sich auf den Boden kleben. Dieser Tag ist ein Erntetag für die Geistlichen; denn jeder Indianer läßt nach dem Gottesdienst ein kurzes Gebet für die Seelen seiner Verstorbenen sprechen, wofür er 2 Reales (36 kr.) auf den Altar zu legen hat.

Am Abend ziehen die Frauen und Kinder auf den Friedhof, bestreuen die Gräber mit Blumen, besprengen sie mit Weihwasser, verbrennen Weihrauch und zünden viele Wachskerzen an, die sie brennen lassen, bis sie von selbst verlöschen. In den klaren schönen Novembernächten gewähren diese Illuminationen der Gräber einen magischen Anblick, wenn das Kerzenlicht die dunkeln Cypressen oder Orangenbäume des Friedhofes und das ernste Gemäuer der Capelle beleuchtet. Tiefe Ruhe liegt auf der Stätte der Todten, nur das Zirpen der Grillen und Cicaden regt sich, wie der Athem der Natur, und das letzte Aufflammen der Kerzen zuckt durch das Grün, wie die scheidende Psyche aus der Verpuppung des Körpers.

XIX. Landbau und Landleute.

(Hacendados und Rancheros.)

Den Kern der mexicanischen Bevölkerung und das was markig, kräftig und originell an ihr ist, muß man in dem Stand der Landleute suchen. Wir können nicht sagen in dem Bauernstande, denn der existirt nicht in dem Sinne wie in

Deutschland, steif, abhängig und gedrückt, sondern der Stand der Landbauer und Viehzüchter in Mexico ist der unabhängigste von allen; er liebt es im Schweiße seines Angesichts sein Brod zu essen, und verachtet das Städteleben, die Bureaukraten und Schreiber, oder Dintenkleckser, wie er sie nennt, recht gründlich. Der Landmann zieht seinen Stand jedem andern vor; er ist stolz darauf und freut sich, wenn seine Söhne nicht aus der Art schlagen. Auf den Bergbau, der doch eine große Rolle im Lande spielt, gibt er nichts, weil sein Resultat zu wandelbar ist. Deßhalb das Sprüchwort: De labrador à minéro, gran majadero; de minéro à labrador, gran Sennor, oder deutsch: vom Landmann zum Bergmann, ein großer Lump, vom Bergmann zum Landmann, ein großer Herr.

Der Landmann ist conservativ, d. h. er sucht sein väterliches Erbtheil zu erhalten und zu mehren; er hängt am Alten, an patriarchalischer Sitte, Zucht und Ordnung im Hause; er ist religiös, rechtlich in Handel und Wandel, gastfrei und liberal, und dabei frugal und einfach in seinem Leben. Aber er hatte nicht Gelegenheit viel zu lernen, deßhalb ist er unwissend und abergläubisch, er hat nicht die feinen Manieren des Städters und weiß seinen Leidenschaften wenig Zwang anzuthun. In der Liebe und Eifersucht macht er viele dumme Streiche, und auch das Spiel reißt ihn bisweilen hin, aber doch nur bei besondern Festlichkeiten, wenn ihm Tanz und berauschende Getränke den Kopf heiß gemacht haben.

In seiner äußern Erscheinung ist er mehr schlank als breit, aber kräftig und elastisch; die Sonne hat ihm Antlitz, Hals und Brust gebräunt, wenn er nicht schon ohnedieß von etwas Beimischung indischen Blutes angeräuchert ist. In seiner Tracht ist er ziemlich weit hinter der neuesten Pariser Mode zurück, oder voraus, wie man will, denn er hat seine eigene Mode. Zu Pferd nehmen sich diese Männer, in ihrer Tracht von braunem Hirschleder mit Silberknöpfen und Troddeln, malerischer aus als die Reiter im Frack; die Beinkleider sind an den Seiten offen, so daß die Unterhosen von feiner Leinwand

hervorsehen; die weiten Reiterstiefel von braunem gepreßtem Leder werden unter dem Knie von einem bunten, mit Gold und Silber durchwirkten Bande gehalten, spannlange stählerne Sporen klirren am Fuße, den Kopf deckt der niedere breitkrämpige Hut mit breiter bunter Hutschnur, und um die Schultern ist der farbige Sarape oder die mit Sammet verbrämte Manga geschlagen. Sattel und Zaumzeug paßt zu dem ganzen Anzug, es gleicht dem Reitzeug aus den Zeiten Karls V., ist aber bequem und zweckmäßig für Roß und Reiter.

Das Pferd ist dem Landmann sein Alles, und er sagt oft: nach Frau und Kind komme zunächst sein Pferd. Er hat es erzogen und zugeritten, es gehört zu der Familie, er kennt jede Bewegung desselben, er hat Heldenthaten mit ihm verrichtet und Siege damit errungen. Das Pferd ist der unerschöpfliche Stoff der Unterhaltung, so oft sich nur zwei Reiter gesellen; jeder rühmt das seine, und die Tugenden seiner Aeltern und Großältern, so daß man mit Zuversicht sagen kann: der Geist der Araber ist mit den Andalusiern in die Steppen Mexico's gewandert.

Ihrer Abkunft nach gehören die Landbauer und Viehzüchter der Classe der Creolen und Mestizen an. Ich habe in einem früheren Abschnitt erwähnt, daß die Indianer sich vorzugsweise mit dem Landbau beschäftigen, aber sie bilden eine abgeschlossene Kaste, welche, in Dörfer vereinigt, ihr eigenes Gepräge haben, auf ihre Weise den Landbau betreiben, und zu der Classe der Landbauer, von welchen hier die Rede ist, nicht gezählt werden können. Auch auf sie werde ich zurückkommen, aber erst am Schluß dieses Capitels.

Bevor ich in die Charakterisirung der Landbauer näher eingehe, muß ich erst meine Leser mit der Art des Landbaues und der Viehzucht im Allgemeinen bekannt machen. Der Grund und Boden der Republik befindet sich zum größten Theil in den Händen von Privaten oder Körperschaften; Staatseigenthum sind verhältnißmäßig nur wenige Ländereien und diese vorzugsweise in den nördlichen Districten. Mexico ist ein erobertes

Land, die Eroberer wählten sich große Grundstücke, und ließen sich von der spanischen Regierung Besitzesdocumente darüber ausstellen, wobei die indischen Besitzer als Hörige mit übergingen. Diesen ließ man die Ländereien, welche sie bebauten, gegen einen Pacht, und erst später verfügte ein Gesetz zum Schutz der Indianer, daß rings um jedes Dorf das Land der Gemeinde eigenthümlich gehören solle, in einer Entfernung von 600 spanischen Ellen (1800 Fuß) von der Kirche gemessen. Viele Dörfer und Städte hatten als Bundesgenossen der Spanier gegen die Azteken gekämpft, und diese behielten ihre Gebiete, ja bekamen noch zum Lohne nahe Landestheile hinzu. Kirchen und Klöster wurden mit Ländereien dotirt, und wo noch ein Stück ohne Eigenthümer ausgemittelt wurde, fand sich auch bald ein Liebhaber, ein spanischer Beamter, Krieger oder Geistlicher, der sich die Belehnung zu verschaffen wußte. Bei einer solchen Vertheilung der Ländereien war es natürlich, daß sehr große Gebiete in eine Hand kamen, zumal in den nördlichen, wenig bevölkerten Provinzen, in welchen die Eroberung allmählig vorschritt, und die Anführer Muße hatten, die unterworfenen Landestheile für sich und ihre Leute zu erwerben.

Die natürliche Folge dieser Vertheilung des Landes war, daß die großen Grundbesitzer, welche oft Hunderte von Quadratmeilen ihr Eigenthum nannten, Theile an die vielen spanischen Einwanderer verkauften, oder wenn sie Majorate errichtet hatten, in Erbpacht gaben. So hatte z. B. Ferdinand Cortes oder seine Erben den vortrefflichen District von Cuernavaca, in welchem jetzt viele große und blühende Zuckerpflanzungen liegen, als Weideländereien in Erbpacht gegeben, welche noch bis heute den sehr geringen Canon des sechszehnten Jahrhunderts bezahlen. Ebenso das Marquisat von Oajaca, gleichfalls der Familie Cortes gehörig (jetzt Herzog von Monteleone in Neapel), das an Umfang ein deutsches Königreich übertrifft. Auch die getheilten Güter waren oft noch so ungeheuer groß, so zwar, daß nur der kleinste Theil davon bebaut werden konnte; es lag deßhalb in der Natur der Sache, daß bei wachsender Bevöl-

kerung die ferneren Ländereien an Pächter abgegeben wurden, welche ihren Pacht meistentheils in Producten bezahlten. Derselbe Fall trat auf den Gütern des Klerus ein, der einen Theil selbständig verwaltete, aber auch den Pacht begünstigte, um die Renten der Kirche möglichst zu vergrößern. Die Dörfer und Städte endlich, welche eigene Gebiete besaßen, gaben diese entweder gegen einen billigen Canon an ihre Insassen in Erbpacht oder ließen den Communalgrund ungetheilt, so zwar, daß die Weiden der allgemeinen Benutzung freistanden, das Ackerland aber alljährlich unter die Bürger vertheilt wurde. Damit darin keine Verjährung des Besitzes eintreten konnte, wechselte man von Zeit zu Zeit das Ackerfeld und machte gemeinschaftliche Anlagen, wie Einhägungen, Gräben, Bewässerung von Gemeinde wegen.

Diese Verhältnisse, wie sie unter den Spaniern bestanden, sind im wesentlichen bis auf den heutigen Tag geblieben; man hat großen Grundbesitz in den Händen von Privaten oder Körperschaften, Erbpachtungen von beträchtlichem Areal und kleinere Pachtungen, welche in bestimmten Fristen gekündigt werden können. Kleines Grundeigenthum für Landbau oder Viehzucht ist selten und findet sich nur ausnahmsweise in einzelnen Districten vorherrschend. Daß ein solches System dem Landbau und der Cultur im Allgemeinen nicht günstig sei, bedarf wohl keiner Erörterung. Nur der Eigenthümer hat ein Interesse dauernde Anlagen zu machen, sein Ackerland gut einzuhägen, Brunnen zu graben, Leitungen für die Bewässerung anzulegen, Bäume und Stauden zu pflanzen und bequeme Wohnungen zu erbauen. Die große Zahl der kleinen Bauern in Mexico hat kein Grundeigenthum, eine einfache Aufkündigung vertreibt ihn aus seiner Anlage, und wenn auch der Grundherr vertragsmäßig wirkliche Verbesserungen zu vergüten hat, wie z. B. steinerne Gebäude (hölzerne mit Strohdach werden nicht vergütet), Brunnen, Baumpflanzungen u. s. w., so weiß doch jeder wie leicht die Chicane bei den Abschätzungen das Recht beugt und wie unangenehm es ist ohne Hoffnung auf Frucht zu

pflanzen. Zudem ist gewöhnlich im Pachtvertrage die Bedingung ausgesprochen, daß keine Anlagen von Stein aufgeführt, keine andern als einjährige Gewächse gepflanzt werden dürfen. Es ist damit nicht gesagt, daß die Pachtungen einem fortwährenden Wechsel unterworfen seien, im Gegentheil viele derselben bleiben mehrere Generationen hindurch bei der nämlichen Familie; aber es liegt in der Natur der Sache, daß die Ungewißheit des Besitzes ein großes Hemmniß für die Cultur des Landes ist. Das sieht die Regierung auch ein und wünscht deßhalb so sehr europäische Einwanderung, welche durch Ankauf großer Landestheile und Parcellirung derselben an die Colonisten den Stand der kleinen Landeseigenthümer hervorrufen würde.

Die großen Güter nennt man in Mexico Haciendas*), welche, wenn sie für Landbau bestimmt sind hacienda de labor, wenn für Viehzucht hacienda de ganado heißen. Eigentlich soll eine Hacienda einen Flächenraum von 21,690 englische Acker haben; aber das nimmt man im täglichen Leben nicht so, sondern nennt jedes Gut, das in größerem Maßstab bearbeitet wird und solide Gebäude hat, eine Hacienda. Die großen Güter, welche Viehzucht ausschließlich betreiben und oft fünfzig und mehr spanische Quadratmeilen Flächeninhalt haben, sind gewöhnlich in mehrere kleine Etablissements oder Estancias getheilt, welche unter einer Verwaltung stehen. Alle kleineren Bauernhöfe, sei es für Landbau oder Viehzucht, nennt man Ranchos (in Spanien Cortijos) und ihre Bewohner Rancheros. Unter diesem Namen begreift man sowohl die kleinen Landeigenthümer wie die Pächter.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen kann ich nun die besonderen über den Betrieb der verschiedenen Grundstücke und das Leben ihrer Bewohner folgen lassen. Zuerst also von den Haciendas.

*) Hacienda de metal nennt man in den Bergwerksorten die Zugutmachungsanstalten, also Hütten und Amalgamirwerke. Das Wort bedeutet auch Vermögen, hacienda publica die Finanzen des Staats u. s. w.

Der Eigenthümer einer Hacienda lebt nicht immer auf seinem Gute, er gilt gewöhnlich für einen reichen Mann, der einen großen Theil des Jahres in der Stadt zubringt, oder in einem der größeren Dörfer, deren viele unsern Landstädtchen ähnlich sind. Häufig begegnet man auf den Hochebenen mächtigen alten Carossen, mit sechs bis acht Maulthieren bespannt, mit Kisten, Bettwerk, Stühlen und dergleichen Hausrath hoch umschanzt, von einer Schaar berittener Diener begleitet. Der Bauch des alten Rumpelkastens birgt sicher den Eigenthümer einer Hacienda, welcher mit seiner Familie die Freuden des Landlebens genießen will, oder von da zurückkehrt. Wenn Mädchen in dem Wagen sind, oder denselben zu Pferd begleiten (die Zofen pflegen mit der Dienerschaft zu reiten) und sie zeigen fröhliche muthwillige Gesichter, so kann man eines gegen drei wetten, daß es wieder nach der Stadt geht, und daß sie herzlich froh sind, die Genüsse der Villeggiatura hinter sich zu haben. In den Monaten März, April, Mai werden in der Regel diese Besuche der Güter gemacht, auch wohl im Herbst nach dem Ende der Regenzeit (November); denn während der Regenmonate sind die Wege zu schlecht und die häufigen Gewitter erschweren die Ausflüge und Reisen.

Viele Gutsbesitzer ziehen aus Liebhaberei und Gewohnheit das Leben auf den Gütern vor, und vermeiden die Stadt mit ihren Freuden, die sie hinlänglich kennen gelernt haben, während sie in der Jugend einige Jahre die Schule besuchten. Diese Hacendados spielen den vornehmen Mann unter den Bauern, wie so viele Krautjunker; sie halten sich eine Zeitung und wissen was im Congreß verhandelt wird, der Pfarrer des nächsten Dorfes besucht sie jeden Sonntag, und auch der Richter oder Präfect kehrt bisweilen ein. Sie reiten vortreffliche Pferde, wenn sie ihre Felder besuchen, ihr Sattelzeug strotzt von Silber, und der Reitanzug ist, wenn auch dem Schnitte nach dem der Rancheros ähnlich, doch von feinem Tuch mit goldenen Knöpfen; im übrigen aber ist etwas Stallgeruch nicht wegzuparfümiren.

Den meisten Haciendaen sieht man es an, daß sie aus den Zeiten bald nach der Eroberung durch die Spanier herrühren; sie sind wie Burgen gebaut, mit hohen Mauern, Thürmchen und Zinnen, um zur Vertheidigung dienen zu können. Alle Fenster sind mit mächtigen Eisengittern verwahrt, und das eine Eingangsthor wird Nachts mit schweren Balken statt der Riegel verschlossen. Das ist auf den Hochebenen der allgemeine Gebrauch; in andern Gegenden ist man so sorgsam nicht. Im Innern der Gebäude lebt der Herr mit seiner Familie und den vertrautesten seiner Diener; außerhalb der Ringmauer bilden die Hütten der Arbeiter ein Dörfchen. Ein Garten um das Wohnhaus gehört zu den sehr seltenen Dingen, aber nie fehlt eine Capelle, in welcher Sonntags Messe gelesen wird, und ein Kaufladen, in welchem die Arbeiter ihre Bedürfnisse kaufen können. In Deutschland müßte auch ein Wirthshaus daneben stehen; das ist dort nicht üblich, wohl aber ersetzt der Laden die Schenke, und der Verkauf der Spirituosen ist ein Hauptzweig dieses Kleinhandels.

Befaßt sich der Herr selbst mit seinen Geschäften, so beschränkt er sich gewöhnlich nur auf die Anordnung der Arbeit und die Controle; für Rechnungsführung und Correspondenz hat er einen Schreiber, für Ausführung und Ueberwachung der Arbeit seinen Mayordomo. Letzterer ist die rechte Hand des Herrn, dem viel anvertraut wird. Er erscheint Abends vor diesem, stattet Bericht ab über die Arbeit des Tags, läßt notiren was aufzuschreiben ist, sagt seine Meinung über die dringendsten Geschäfte und empfängt seine Ordre für den folgenden Tag. In der Morgendämmerung ist er zur Stelle, ruft mit der Glocke die Arbeiter zusammen, und stimmt, nachdem er sie verlesen, das Morgenlied an, das alte Trishagion der ersten Christen: Heiliger Gott, großer Gott, ewiger Gott, schütze uns Herr vor allem Uebel. Dann vertheilt er die Mannschaft in Gruppen, je nach den verschiedenen Beschäftigungen, und läßt jede, von einem Unteraufseher geführt, (Capitan), zur Arbeit ziehen. Er selbst macht zu Pferd auf dem Feld die Runde, sieht nach,

ermuntert, schilt und beaufsichtigt eine der Hauptarbeiten. Der Mayordomo ist für den Herrn eine wichtige Person, und deßhalb ein alter erprobter Diener, ernst, thätig, streng und gewissenhaft in seinem Dienst. Für den Arbeiter aber ist er der Gegenstand der Achtung und Furcht, weil er ihm zunächst auf dem Nacken sitzen muß, und vor ihm zieht er den Hut tiefer ab, als vor dem Herrn selbst.

Da wo der Herr nicht auf dem Gute wohnt, ist stets ein Verwalter da, welcher des Herrn Stelle vertritt, die Casse und Rechnungen führt, und die Anordnungen trifft. Auf den Klostergütern ist nicht selten ein Verwalter im Mönchsgewand, namentlich bei den Carmelitern, und gerade diese pflegen ihre Güter im guten Stand zu halten. In den nördlichen Provinzen bietet der Landbau den Missionären das Mittel, die wandernden Stämme der Jäger allmählig der Gesittung zugänglich zu machen.

Es ist hier die geeignete Stelle, über die Art der Bewirthschaftung der größern Güter einige Andeutungen zu geben, da über diesen Gegenstand nichts veröffentlicht worden ist. Man hat zunächst zu unterscheiden zwischen Gütern, welche blos Ackerbau, und solchen, welche allein Viehzucht betreiben. Der Ackerbau ist, je nach der Lage der Ländereien, außerordentlich verschieden. Bei der Schilderung der Oberfläche des Landes und der klimatischen Verhältnisse suchte ich zu zeigen, wie durch die Erhebung des Bodens über dem Meere eine Stufenfolge von Klimaten entsteht, welche die Cultur fast aller Pflanzen des Erdballs möglich macht. Wir finden deßhalb in den Küstengebieten bis zu einer Erhebung von 4000 Fuß den Anbau der tropischen Gewächse, als Cacao, Vanille, Indigo, Zucker, Kaffee, Reis, Bananen, Tabak u. s. w. In diesen Regionen gedeihen die Cerealien der alten Welt nicht; sie vegetiren außerordentlich üppig, setzen aber keine Körner an. In dem Mais hat die Natur diesen Mangel ersetzt; denn die Organisation dieser Pflanze ist so geschmeidig, so dem Lande angemessen, daß sie in der meeresgleichen Ebene, wie in dem hohen Gebirge

bis zu 9000 Fuß über dem Meer Ertrag liefert. In den glühenden Küstenstrichen bedarf der Mais vier Monate von der Aussaat zur Ernte, und gibt zwei- bis dreihundertfachen Ertrag, während er an der entgegengesetzten Grenze seines Fortkommens zehn Monate zu seiner Entwicklung bedarf und nur vierzig- bis fünfzigfach erträgt. Die Cultur der Kartoffel dagegen ist nur auf hohe Lagen beschränkt, auf Höhen von fünftausend Fuß erträgt sie schon nicht mehr gut; aber die wärmern Gegenden entbehren darum nicht die mehligen Knollengewächse, und finden in dem Manioc, der Batate (convolvulus batata), Yam und Arum reichlichen Ersatz.

XX. Der Landbau der Hochebenen.

Die ausgedehnten Hochebenen vom 16. bis zum 30. Grad nördlicher Breite, welche 5 bis 8000 Fuß über dem Meer erhaben sind, gestatten nirgends den Anbau der Tropengewächse. Hier findet man nur die Culturgewächse der alten Welt, und Mais, Maguey und Cactus für die Zucht der Cochenille. Das Klima der Hochebenen ist gemäßigt ohne Extreme in Hitze oder Kälte. Im Winter sinkt das Thermometer bisweilen auf den Gefrierpunkt während einiger Nächte; Schnee deckt bisweilen die Gebirge und auch die Ebene; aber ehe der Mittag herankommt, ist Schnee und Eis verschwunden. Die Kälte hemmt den Landbau nicht, wohl aber der Mangel an Wasser. Von Anfang Novembers bis Junius fällt fast kein Tropfen Regen, der Himmel ist klar und wolkenlos, trocknende Winde wehen über die dürre Ebene, und der Reflex der Sonnenstrahlen von unbewaldeten Höhen vermehrt die Dürre. Von Junius bis October tränken reichliche Gewitter den Boden und rufen eine rasche Vegetation hervor, welche in dem ausgeruhten Erdreich reichliche Ernten gibt.

Diese klimatischen Verhältnisse bestimmen die Art des Landbaues; man pflanzt entweder mit künstlicher Wässerung oder

in der Regenzeit. In den schönen Hochthälern von Chiapas und Oajaca, Perote, Puebla, Atlisco, Tlascala, Mexico und Toluca, in den reichen Gründen des Rio Grande de Santiago, die Niederung (el bajío) genannt, und in vielen Ebenen der nördlichen Staaten sind die Flüsse und Bäche, ja selbst die Seen zu künstlicher Wässerung benutzt, und wo das Quellwasser nicht ausreichen wollte, hat man an vielen Stellen durch mächtige gemauerte Dämme hochliegende Thäler in Seen umgewandelt, welche in der Regenzeit sich füllen, um in der Trockenzeit die Felder zu netzen. Den Lauf des Wassers bezeichnen unzählige werthvolle Hacienden, viele mit kostspieligen Leitungen, welche oft meilenweit das Wasser in gemauerten Canälen an den Bergwänden hin, oft auf hohem Bogenwerk über die Thäler führen. Alle diese Güter pflanzen vorzugsweise Weizen und Mais, und zwar in größerem Maßstab als die meisten europäischen Güter. Für Weizen wird das Land im October gepflügt und in schmale flache Beete gelegt. Man wendet viele Sorgfalt an, die Furche möglichst im Niveau zu ziehen, damit, wenn das Wasser eingelassen wird, keine Strömung entstehe. Ist das Land vorbereitet, so wird im November gesäet, eingeegt, und dann das Wasser in die Furchen eingelassen, welches allmählich das ganze Erdreich durchdringt. Die junge Saat sprießt schnell, erhält im Laufe des Winters zwei, im Frühling zwei andere Wässerungen, und reift im Mai oder Anfangs Juni. Die Ernte wird durch Handarbeit mit der Sichel vorgenommen, das Ausdreschen durch Pferde oder Maulthiere auf einer in der Nähe der Felder liegenden, mit flachen Steinen geplätteten Tenne.

Man zieht durchgängig den grannenlosen Weizen, welcher schwer und rein ist, und einen Ertrag liefert, den man in dem nördlichen Europa nicht erzielen kann. Es gibt Gegenden, wie z. B. die Ebenen von Cholula und Atlisco, welche durchschnittlich fünfzig- bis sechzigfach, auf einzelnen Gütern sogar siebenzig- bis achtzigfach die Aussaat wiedergeben; in den reichen Geländen von San Juan del Rio bis Lagos, in den Staaten von Queretaro und Guanajuato zählt man durchschnittlich auf vierzig-

fachen Ertrag, und als das mittlere Produkt für das ganze Land rechnet man das 22= bis 25fache der Aussaat.

Viele Güter haben ihre eigenen Mühlen, und liefern das Mehl in die Städte, in welchen der Verbrauch für feines Brod verhältnißmäßig stärker ist, als in Europa, während sich die farbige Bevölkerung der Dörfer vorzugsweise des Maisbrodes (tortilla) bedient.

Roggen wird nur in wenigen Gegenden und ausnahmsweise gebaut, und zwar wie der Weizen als Winterfrucht, und der Verbrauch beschränkt sich nur für Fütterung. Den Hafer baut man nirgends, wohl aber in ausgedehnter Weise die Gerste, wovon nachher die Rede sein wird. Denn vor allem bedarf der Mais einer Erwähnung, welcher von allen Fruchtarten in der größten Verbreitung angebaut wird. Man zieht verschiedene Arten im Lande, welche wohl Varietäten einer Species sein mögen, aber je nach Klima und Boden ausgewählt werden müssen. Auf den Hochebenen und in dem Gebirge gedeiht die niedere Art mit rundem Korn am besten, nach beiden Küsten hin, im gemäßigten und heißen Klima die große Art, mit abgeplattetem Korn. Wie ich oben erwähnte, ist der Mais eine Pflanze von großer Elasticität in der Organisation. Er kommt in warmer und kalter Gegend fort, mit künstlicher Wässerung und ohne dieselbe. Auf den Hochebenen wird die Saat im März bestellt, in gepflügtem Boden, und häufig gibt man eine leichte Wässerung. Den Hauptwachsthum macht die Pflanze nach dem Beginn der Regenzeit, erhält dann eine Reinigung mit dem Pflug und wird ebenso mit dem Pflug gehäufelt, erhält also eine ähnliche Cultur wie die Kartoffel in Deutschland. Nach völlig vollendetem Wachsthum des Samenkolbens, und wenn das Korn fest ist, nimmt man die Gipfel weg und trocknet sie für Fütterung der Pferde. Die Ernte findet im December statt. Auf den meisten Landgütern bedarf man das Wasser zu sehr für die Weizenfelder und die Anpflanzungen von Batate und spanischem Pfeffer; deßhalb wässert man nur kleinere Maisfelder, deren Ernte man beschleunigen will. Die großen Massen

der Maissaaten werden mit dem Beginn der Regenzeit oder kurz vorher gemacht, letztere in völlig trockenem Boden, in welchem das Korn erst mit dem ersten Regen keimt. Die Cultur bleibt übrigens dieselbe, und der Ertrag ist eher größer als geringer. Im Durchschnitt kann man diesen als hundertfach annehmen; die höchsten Gegenden geben weniger, günstige Lagen dagegen zweihundertfach. Man benutzt übrigens alles an der Pflanze; die Blätter und Stengel, welche zermalmt werden, als Futter, die abgekörnten Kolben und Wurzeln als Brennmaterial, und die feinern Deckblätter der Frucht als Hülle der Sigaritos.

Die Ländereien, welche ein wärmeres Klima als die Hochebenen haben, bauen viel Mais, aber alle erst nach Beginn der Regenzeit, und dennoch vollendet er seine Vegetation in vier bis sechs Monaten. Die Cultur bleibt dieselbe, aber der Ertrag ist zum Theil noch höher, denn es gibt Strecken in vulcanischem Erdreich, welche die Aussaat 4- bis 500fach zurückgeben, (z. B. die Ebene von Ygualа.)

Die Gerste wird überall auf den Hochebenen und im Gebirge gebaut, und zwar noch auf Höhen, wo der Mais nicht mehr gedeihen will, 9 bis 10,000 Fuß über dem Meer. Die Aussaat ist immer während der Regenzeit, die Ernte nach Beendigung derselben. Das Produkt wechselt sehr, von 20- bis zu 60fach, muß aber doch im Durchschnitt zu 30fach angenommen werden.

Wenn, wie bisweilen der Fall ist, die frühe Saat des Maises erfriert, so pflanzt man in der Regenzeit Gerste als Beihülfe, und vermeidet dadurch eine Theuerung des Viehfutters; denn die Gerste gebraucht man, außer den geringen Quantitäten, welche in neuerer Zeit die Bierbrauerei erfordert, ausschließlich zur Fütterung.

Zu den Culturpflanzen der Hochebenen, welche als Sommergewächse auf den größern Gütern gezogen werden, gehören die Bohnen, deren Gebrauch durch das ganze Land verbreitet ist, die Pferdebohnen, Erbsen, Linsen, Pistazien, der Chile (capsicum

annuum, oder spanischer Pfeffer), die Bataten, und stellenweise der Reps und die Kartoffeln. Auf wässerbarem Lande wird Luzerne gebaut, vorzugsweise in der Nähe der Städte zum Verkauf an die Pferdebesitzer.

Die Olivenpflanzungen und Weinberge waren während der Herrschaft der Spanier verboten (wie auch die Seidenzucht), und ob sich gleich Boden und Klima für beide Culturzweige sehr gut eignen, ist in neuerer Zeit wenig dafür geschehen. Es gibt allerdings einige größere Olivenanlagen, welche aber nicht den hundertsten Theil des Bedarfes des Landes ziehen, und man schreitet wenig vor, weil der Mexicaner kein Freund von Pflanzungen ist, welche erst in einer Reihe von Jahren produktiv werden. So geht es auch mit dem Weinbau; man läßt große Summen für spanische und französische Weine ins Ausland gehen, während man den Norden des Continents mit feurigen Weinen versorgen könnte. Die Weine, welche in Paso del Norte, Parras, Cedros ꝛc. auf den nördlichen Hochebenen gezogen werden, sind den südeuropäischen gleich, ja übertreffen die italienischen durch ihre Haltbarkeit. Diese Anlagen bedürfen wässerbares Land. Dagegen erforden die Pflanzungen des Maguey (agave americana, bei uns gewöhnlich große Aloë genannt), geringe Sorgfalt, und kein Land, welches künstliche Wässerung nöthig hätte. Man hat die Maguey-Pflanzungen die indischen Weinberge genannt, mit demselben Rechte, mit dem man in Pommern oder anderswo den Kartoffelacker einen Weinberg nennen wollte. Auf wasserarmen Ebenen und Bergeshalden, meist aus Tuf, Conglomeraten und verwittertem vulcanischem Trümmergestein bestehend, pflanzt man im mexicanischen Hochland den Maguey in regelmäßige Reihen, aber vorzüglich in den Gegenden, welche eine dichtere indianische Bevölkerung enthalten. Der Indianer umhägt seinen Hof mit dieser Pflanze, er zieht einige Reihen hinter seinem Hause, aber das Produkt ist nur für eigenen Gebrauch. Große Mühe macht die Pflanzung nicht, denn man hackt und pflügt das Land nicht, man hat nichts zu sichern gegen die Beschädigung der Thiere, denn die Hausthiere

so wenig wie die wilden berühren sie, man hat keine sorgfältige Reinigung der jungen Anlage nöthig. Wo sie vortrefflich gedeiht, sprießt keine üppige Vegetation hervor, man hat also nur in der Regenzeit um jeden Stock das Unkraut wegzuschaffen, und später die Ausläufer oder die um die Hauptpflanze sich bildenden jungen Pflanzen wegzuhauen. Auf den großen Pflanzungen, deren die Hochebenen eine Menge aufzuweisen haben, versieht gewöhnlich eine Schafheerde die Reinigung von Unkraut, die Hauptarbeit ist die Gewinnung des Saftes.

Die Pflanze bedarf zur Vollendung ihres Wachsthums, je nach dem Standort zehn bis fünfzehn Jahre. Beginnen sich die Herzblätter zu schließen, so ist dieß ein Zeichen, daß sich der Blüthenschaft entwickeln will, und dieses ist der Moment, der für die Saftgewinnung benutzt werden muß. Ich habe in Nr. VI. dieser Aufsätze die Art der Saftgewinnung beschrieben, es ist dieselbe, wie sie der Indianer schon seit Jahrhunderten übte. Noch heute verwendet man ausschließlich Indianer für dieses Geschäft, noch heute sieht man Morgens und Abends den Arbeiter mit seinem Schlauch und Heber nach den Agavepflanzungen gehen, um den süßen Saft aus dem vegetabilischen Becken zu ziehen. Seit drei Jahrhunderten hat die Kunst nichts an der Bereitung des gegohrenen Getränkes, Pulque genannt, geändert. Der frische Saft wird mit dem Satze des schon vergohrenen (Chinastle), also einer Art Hefe, gemischt, und kommt nach vollendeter Gährung in den Handel. Der Verbrauch in Städten und Dörfern ist sehr groß; der Pulque ist das Lieblingsgetränk der indianischen wie der Mestizenbevölkerung, und selbst der Creole der Hochebenen entbehrt ihn nicht gerne, weil er ihn für gesund, nahrhaft und erfrischend hält.

Der Ertrag der Pflanze ist außerordentlich groß, indem jede derselben täglich vier bis acht Flaschen Saft mehrere Monate hintereinander gibt. Durchschnittlich kann man von jeder Pflanze 600 Flaschen Saft rechnen, welche den Geldwerth von vier bis fünf Dollars haben. Es ist allerdings eine Reihe von Jahren nothwendig, um eine Pflanzung zum Ertrag zu

bringen. Da aber die Anlage selbst wenig kostspielig ist, wenig Ausgabe für die Unterhaltung erfordert und das Land an sich nur für Weide benutzt werden könnte, folglich einen sehr geringen Zins bringen würde: erträgt das angelegte Kapital stets hohe Zinsen, zumal wenn — wie bei größern Gütern der Fall ist — alljährlich einige tausend Pflanzen nachgezogen werden. Letzteres ist unerläßlich, weil jede Pflanze nur einmal Ertrag liefert, und dann abstirbt.

Der Agavesaft kann, wie jede zuckerhaltige Flüssigkeit, zur Destillation von Branntwein benutzt werden, aber nirgends wird davon Gebrauch gemacht. Man hat zwar ein gebranntes Wasser, unter dem Namen vino mescal, welches aus dem Fleische einer schmalblätterigen Agave destillirt wird, die wild auf den Bergen wächst. Es ist ein Verfahren der alten Indianer, welches noch genau nach der Weise der Vorfahren betrieben wird, und auf den Ebenen von Anahuac zu demselben Resultate führte, wie bei den Arabern. Der Indianer schmort den von Blättern und Wurzeln befreiten Strunk der Pflanze (er ist von der Dicke eines Kopfes) in einer mit Steinen ausgelegten Grube, welche stark erhitzt wurde. Die also weichgekochten Knollen werden zerstampft, mit Wasser verdünnt, der Gährung ausgesetzt, und dann die weinige Flüssigkeit abdestillirt. Die Blase ist ein großer irdener Topf, auf dessen Mündung ein kleinerer als Helm sitzt, aus dem ein hohles, durch einen Trog mit fließendem Wasser geleitetes Bambusrohr das Destillat in die Vorlage führt. Die Vorrichtung ist so unvollkommen, daß ein großer Theil des Alkohol verloren geht, aber der Indianer würde sie mit keiner andern vertauschen, und ein mit zweckmäßigen Werkzeugen erzieltes Produkt sicher seinem Gebräu nachsetzen.

Die Blätter der Agave enthalten eine starke Faser, aus welcher Stricke geflochten werden, dauerhafter, als das Tauwerk von Hanf. Aber nicht der tausendste Theil dieses vortrefflichen Materials wird benutzt, man denkt nicht daran — was so nahe läge — einen Ausfuhrartikel daraus zu machen. Denn die

Agavepflanze findet sich in mehreren Species durch das ganze Land verbreitet, sie deckt die dürren Gebirge, die Felsenspalten der Schluchten und große Strecken der Ebenen. Diese wilde Pflanze liefert die beste Faser, und von ihr stammt die cultivirte ab, welche erst durch den Anbau die Größe und den Saftreichthum erhalten zu haben scheint.

Zu den eigenthümlichen Erzeugnissen der Hochebenen gehören die vielen Gattungen und Arten von Cactus, welche die Natur in den wunderlichsten Formen hervorbringt. Gegenstand der Cultur sind nur die Opuntien, theils wegen ihrer Frucht, vorzüglich aber für die Zucht der Cochenille. Letztere ist auf die südlichen Staaten, Oaxaca und Chiapas, beschränkt, und beschäftigt hauptsächlich den kleinen Bauer, den Indianer des Gebirgs. Aber es gibt auch große Anlagen von Creolen geleitet. Wenige Gewächse sind so leicht fortzupflanzen als die rundblätterigen Cactus; ohne Bearbeitung des Bodens werden die Blätter in regelmäßigen Reihen fünf Fuß auseinander eingesteckt, treiben schnell Wurzeln und neue Glieder, werden aber ganz niedrig gehalten. Die Cactusart, welche man für die Cochenillezucht anwendet, ist eine durch die Cultur gebildete Varietät, der eigentliche cactus coccinellifer. Der wilde Cactus dieses Namens hat runde, dicke Blätter, gelbliche Frucht und Blüthen, der zahme dagegen längliche, feine Blätter, rothe Frucht und viele Stacheln. So wie die Pflanze, ist auch die Schildlaus, der coccus cacti, durch die Cultur verändert. Die wilde Cochenille findet man überall auf den Hochebenen, das Thierchen aber ist kleiner und mit weißen Federchen besetzt, so daß eine Gruppe derselben wie ein weißer Flaum auf den Blättern erscheint. Die zahme Cochenille ist nur weiß bestäubt, als ob sie in Mehl gelegen hätte; das Männchen ist geflügelt und klein, das Weibchen größer und dick. Auf zweihundert Weibchen kommt gewöhnlich ein Männchen.

Die Zucht erfordert viel kleinliche Sorgfalt und fortwährende Aufmerksamkeit. Im April und Mai schneidet man Blätter mit junger Brut ab, hält sie erst zwanzig Tage im

Hause und dann unter einem offenen Schoppen bis zum August. Die Thierchen sind nun ausgewachsen, die Weibchen befruchtet, und diese werden, in leichten Körbchen mit weichem Moose gefüllt, an die Cactusstauden im Freien aufgehängt. Ihr Instinkt treibt sie auf die Blätter, wo jedes Weibchen gegen zweihundert Eier legt, dann in das Körbchen zurückkriecht und stirbt. Diese todten Weibchen bilden die erste und schlechteste Erndte.

Die Eier gehen bald aus, nach vier bis fünf Monaten ist das Thierchen ausgewachsen, wird vorsichtig vom Blatte abgekehrt, in heißem Wasser oder in einem Ofen getödtet, und an der Sonne getrocknet, wodurch es zwei Drittheile seines Gewichtes verliert. Dieses ist die Haupterndte, auf welche in warmen, günstigen Lagen oft noch eine Nacherndte folgt. Während des Wachsthums der Cochenille auf dem Cactus ist große Aufmerksamkeit nöthig. Winde und Regen, Kälte und Hitze tödten die junge Brut; der Landmann muß bald Schirmdächer von Matten oder Laubwerk über die Pflanzen decken, bald die Sonne wieder zulassen, er muß alles Unkraut rein weghacken, damit sich keine Feinde einschleichen, er muß den ganzen Tag in seiner Pflanzung einhergehen, um Mäuse und Vögel, Eidechsen und Spinnen, Raubwespen und Raubwanzen ferne zu halten, oder zu vertilgen. Von den Cactus müssen Blüthen und Früchte sorgfältig entfernt und die Blätter mit einem zarten Bürstchen (dem Schwanz eines Eichhorns) gereinigt werden, damit die weichlichen Colonisten gute Nahrung erhalten. Ist diese Arbeit auch nicht anstrengend, können dabei auch die schwächeren Familienglieder, Frauen und Kinder beschäftigt werden: so ist doch die Sorge eine unausgesetzte und ein einziger Hagelschlag, ein Wolkenbruch, Sturm oder Nachtfrost zerstört die Hoffnung des Jahres.

Mexico producirt eine bis anderthalb Millionen Pfund trockner Cochenille, im Betrage von ein und dreiviertel, bis zwei Million Dollar; die Verpackung geschieht in rohe Häute und die Ausfuhr nach den vereinigten Staaten und Europa

bildet eine der werthvollsten Retouren für den Kaufmann, der dadurch die 6½ Prozent Abgabe von der Ausfuhr des Geldes erspart. —

Diesen sehr flüchtigen Bemerkungen über den Landbau der Hochebene habe ich noch einige allgemeine hinzuzufügen. Es muß dem Leser aufgefallen sein, daß ich den Viehstand der Güter, welcher für die europäische Landwirthschaft eine nothwendige Bedingung ist, gar nicht erwähnte. Ich konnte es nicht, weil die Viehzucht, wie sie der europäische Landwirth kennt und treibt, gar nicht existirt. In Europa bildet die Stallfütterung ein Hauptmoment des Betriebs, weil davon die Düngererzeugung und durch sie der Ertrag des Gutes abhängt. In Mexico wendet man selten Dünger an, der Boden hat fast überall solche mineralische Bestandtheile, daß ihre Zersetzung durch Luft und Wasser außerordentliche Fruchtbarkeit erzeugt, und sich also fortwährend erneuert. Viele Ländereien werden seit Jahrhunderten alljährlich mit Mais bepflanzt, ein Gewächse, das dem Boden mehr wie irgend eines Nahrungsbestandtheile entzieht, und doch sieht man stets reiche Ernten. Betrachtet man z. B. die Ebenen von Tlascala, Cholula, Toluca, Cuautla und andere, so findet man den Boden mit zertrümmertem vulcanischem Gestein bedeckt, oder von Aschen und Schlammauswürfen gebildet, deren grober Gries durch allmählige Zersetzung die Fruchtbarkeit erhält. Ich kenne Gegenden so steiniger Beschaffenheit, daß es unmöglich scheint, etwas darin pflanzen zu können, und doch bewähren sie die nachhaltigste Fruchtbarkeit. In andern Gegenden führt die künstliche Wässerung dem Boden viele aufgelöste Salze zu, welche durch den raschen Lauf der Gewässer stets in hohem Grade erneuert werden, und selbst die heftigen tropischen Regen schlagen nicht allein Stickstoff nieder, sondern schwemmen von den nackten Felsenwänden verwittertes Gestein weit in die bebauten Ebenen. In der Trockenzeit thun heftige Wirbelwinde einen ähnlichen Dienst, indem sie fortwährend von den Bergen Mineralbestandtheile in die Ebenen bringen.

In manchen weniger von der Natur begünstigten Gegenden,

wendet man eine leichte Düngung durch die Schaf- und Ziegenheerden an, nicht sowohl durch eigentliches Einhürden, als durch die Nachtrast, welche man auf einem bestimmten Stück Land öfter wiederholt. Aber der viele Dünger aus den Stallungen der Pferde und Maulthiere wird als ein lästiger Ballast vor dem Hof aufgehäuft und in der Trockenzeit angezündet. Nur Pferde und Maulthiere hält man in Ställen, und zwar die werthvollern Sattelthiere gewöhnlich, die übrigen, wenn man sie zur Arbeit bedarf; sonst auf offener Weide. Die Ochsen und Kühe haben nie die Ehre, unter Dach zu kommen; sie leben immer unter freiem Himmel, und dürfen höchstens, wenn sie zur Arbeit gebraucht werden, in einer unbedeckten Einhägung von des Tages Mühen rasten. Die Fütterung für Pferde und Maulthiere im Stall ist fast immer trocken, zerkleintes Stroh mit Mais oder Gerste gemischt; den Ochsen gibt man in der Trockenzeit das dürre Maisstroh, in der Regenzeit grünes Futter, außer dem Gras der Weide, welches während der Arbeitszeit nicht ausreicht.

Zur Bespannung des Pfluges verwendet man, mit wenigen Ausnahmen, die Ochsen. Große Güter brauchen oft zweihundert Joch Ochsen und selbst mehr, um bei starker Arbeit täglich einmal umwechseln zu können. Der Pflug ist noch der altrömische, in Spanien übliche, der wie der Haken nur die Erde aufreißt, nicht umwendet. Für ein Land, in welchem Handwerker fehlen, ist er zweckmäßig, weil jeder tüchtige Pflüger sein Pfluggestell selbst macht, und die Schaar anpaßt. Die Egge wird an wenigen Orten gebraucht, an ihrer Stelle dient ein Dornbusch.

Die Handarbeit auf den Feldern wird bloß durch Männer versehen, und dieses gilt für das ganze Land, für große und kleine Güter. Nur bei der Maiserndte sieht man die Indianerinnen thätig, weil es mehr als eine Festlichkeit angesehen wird. Alle wollen an der viuda (Wittwe) theilnehmen, und deßhalb bei der Arbeit nicht fehlen. Die viuda ist die letzte Aehre, welche vom Felde kommt. Man wählt dafür einen hohen Stengel mit den schönsten Kolben aus, schmückt ihn mit Bän-

dern und Blumen und bringt ihn im feierlichen Zug dem Herrn in's Haus, zum Zeichen der vollendeten Ernte. Ein Tanz oder wenigstens einige Flaschen Branntwein, die der Herr spendet, sind der Lohn für die Aufmerksamkeit der Diener.

Auf allen Haciendas wird die Arbeit durch Taglöhner versehen, welche auf dem Gute selbst wohnen und sich freiwillig als Knechte verdingen. Sie erhalten nicht die Kost, wie auf deutschen Oekonomien, sondern Zahlung in Geld und gewöhnlich jede Woche eine Ration an Mais und Hülsenfrüchten. Ihre Bedürfnisse können sie in dem Ladengeschäft der Hacienda auf Borg erhalten, was an ihrem Lohn abgezogen wird. Werden sie nun durch Krankheit an der Arbeit gehindert, oder macht der Herr besondere Vorlagen bei Verheirathungen, Kindtaufen oder Beerdigungen, so kommen sie in Schulden, und sind natürlich gehalten, diese durch Arbeit zu bezahlen. Diese Classe von Menschen, meist Indianer oder Mestizen, lebt nur für den Augenblick; an Ersparnisse ist nicht zu denken, jeder Ueberschuß des Verdienstes brennt sie in der Tasche, und läßt ihnen keine Ruhe, bis er vertrunken und verjubelt ist. Die Folge davon ist, daß fast alle Taglöhner einer Hacienda verschuldet sind, und nie aus der Schuld kommen. Ich habe an einer andern Stelle bemerkt, daß einige Schriftsteller, welche das Land nach einem flüchtigen Besuch schilderten, in diesem Verhältniß eine Umgehung des Gesetzes, eine Form der Sklaverei sehen wollten. Das ist aber falsch, diese ächte Proletarierclasse *will* keinen andern Zustand, sie kann sich durch Fleiß und Sparsamkeit frei machen, und thut es nicht, weil sie einmal ihr Glück darin findet, nur den Augenblick zu genießen, die einmal gewöhnte Arbeit zu thun, und weiter keinerlei Sorge zu haben. Dem Herrn ist es durchaus kein Vortheil, weil gar manche ohne Zahlung sterben, andere davonlaufen; aber er kann es nicht ändern. Schreiber dieses kennt es aus eigener Erfahrung; er hat sich oft bemüht die Arbeiter zu belehren, sie zur Anlegung einer Sparkasse zu ermuntern, aber alle Versuche scheiterten an der Indolenz oder dem unüberwindlichen Leichtsinn.

Der gewöhnliche Taglohn auf den Hochebenen beträgt 2 Reales (36 kr. oder 10 Sgr.), während er nach den Küsten hin auf 3 und 4 Reales steigt. Zur Zeit der stärksten Arbeit verschafft man sich auch Taglöhner aus den indianischen Dörfern, welche mit ihrem Mundvorrath und ihren Handwerkzeugen auf acht oder vierzehn Tage kommen, und gewöhnlich von einem Capitan, welchen der Alcalden des Dorfes bestellt, angeführt werden. Diese Leute (cuadrilla) sind willig, mäßig und ausdauernd in der Arbeit; aber man kann sie nur erlangen, wenn sie mit der Bearbeitung ihrer eigenen kleinen Pflanzungen fertig sind.

Die Ländereien der meisten Haciendas sind zu ausgedehnt, als daß die Eigenthümer nur den vierten Theil selbst bebauen könnten, er verwendet deßhalb den Rest theils zur Viehzucht, theils überläßt er ihn Pächtern. Ueber die Viehzucht im Großen muß weiter unten besonders gehandelt werden; hier nur einiges über die Pachtungen.

Die Mehrzahl der kleineren Landbauer bearbeitet gepachtetes Land, welches entweder aus kleinern Vorwerken der Haciendas mit Gebäuden besteht und auf längern Termin gegeben zu werden pflegt, oder aus Stücken Landes, welche nur für eine Saat verpachtet werden. Aus den Grundstücken der letzten Art werden leicht die der ersten, wenn der Pflanzer Anhänglichkeit an die Stelle bekommt, mit Erlaubniß des Grundherrn seine Wohnung da baut und auf längere Zeit pachtet. Diese Pachtungen geben den Haciendas großen Werth, weil sie oft eine sehr beträchtliche Einnahme ausmachen, und außerdem den Vortheil bieten, zuverlässige Leute auf dem Grunde zu haben, welche in der Regel in ihrem Vertrag die Verpflichtung übernehmen, bei gewissen Arbeiten, z. B. Ausbesserung der Einhägungen, Reinigung der Wassergräben, Anlegung von Wegen und dergl. Hülfe zu leisten. Diese Dienste sind stets vertragsmäßig festgesetzt, haften aber niemals an dem Boden, und hängen überhaupt von der Willkür der Contrahenten ab. Von den alten Feudallasten findet man keine Spur; nur die Kirche wußte sich

überall durch Verleihung zukünftiger Güter die zeitlichen zu sichern. Die Zehnten bildeten eine ungeheure Einnahme der Bisthümer (nicht der Pfarrkirchen), bis im Jahr 1832 durch eine Bestimmung des Congresses festgesetzt wurde, daß die Zehnten nicht mit Zwang eingetrieben werden dürfen, sondern daß es dem Gewissen eines Jeden überlassen bleibe, ob er die Verpflichtung anerkenne oder nicht. Seit dieser Zeit ist diese Einnahme gering geworden, ohne daß die Gewissen der Gläubigen dadurch beängstigt würden.

Pachtungen an den Grenzen der Ländereien werden nicht selten von Inhabern eigenthümlich erworben, wie es denn auch in der Nähe der Städte und Dörfer kleinere Bauernhöfe genug gibt, welche Eigenthum der Besitzer sind. Alle diese kleinern Güter, sei es Eigenthum, sei es Pachtung, nennt man, wie schon erwähnt, Ranchos und ihre Besitzer Rancheros.

Dieser Name ist allgemein für die kleinen Ackerbauer und Viehzüchter, auf den Hochebenen wie im tiefern Lande, es ist ein scharf markirter Stand mit vielen Eigenthümlichkeiten, von welchem nachher die Rede sein muß.

XXI. Landbau der heißen Klimate.

Der Ackerbau der Hochebenen hat sein bestimmtes Gebiet, welches ihm durch Boden und Klima vorgezeichnet ist. Der Europäer, welcher die Hochebenen betritt, glaubt in seinem Vaterlande zu sein; die Getreidefelder, die Wiesen und Gemüsegärten, ja selbst die Obstbäume sind die der gemäßigten Zone. Ueberschreitet man einen der Gebirgsrücken, welche das Hochland umsäumen, sei es nach Osten oder Westen, so ist die ganze Physiognomie des Landes eine andere, entschieden tropische; die Höhen sind bewaldet, statt des feinen kurzen Alpengrases decken hohe Gräser die Ebenen, Strauchwerk und Schlingpflanzen beschatten die Erde, und der Landbau gewinnt andere Produkte durch eigenthümliche Behandlung. Die Güter der Ostküste

unterscheiden sich wieder von denen der Westküste. Letztere bedürfen für den Anbau aller perennirenden Gewächse künstliche Wässerung, während das Küstenland des Golfs in der Nähe des Gebirges das ganze Jahr hindurch Regen hat. Im Allgemeinen unterscheidet man auch hier Gewächse, welche in der Regenzeit gepflanzt werden, und solche, die längere Zeit bedürfen. Mais, Frijoles (kleine schwarze Bohnen), Tabak, Reis, Sesam, Baumwolle und Indigo werden als Sommergewächse angebaut, d. h. mit eintretender Regenzeit, und bedürfen keiner oder nur geringer Wässerung; Zuckerrohr, Kaffee, Cacao, Vanille, Manioc, Bananen müssen auf der Westseite wässerbares Land haben, auf der Ostseite nur an wenigen Orten.

Auf den Hochebenen kann man nicht anders als in gepflügtes Land säen, in der tierra caliente wenden nur die größern Pflanzungen den Pflug an. Die Rancheros pflanzen ihre Sommergewächse meist in Busch- oder Waldland, wo kein Pflug zu gebrauchen ist. In der Trockenzeit hauen sie alle Bäume und Sträucher nieder und in möglichst kleine Stücke, lassen das Holz einige Monate trocknen und zünden dann alles an. Mit den ersten Regen beginnt man die Saat ohne alle Auflockerung des Bodens, indem man mit einem Pfahl mit eiserner Spitze Löcher in den Boden sticht, und das Saatkorn hineinwirft. Mais, Bohnen, Reis, Baumwolle und Sesam werden auf diese Weise gesäet, der Tabak verpflanzt. In wenigen Tagen sprießt die junge Saat und mit ihr zahllose Kräuter, welche durch zweimaliges leichtes Behacken entfernt werden. Die Baumwolle gedeiht nur da, wo die Wintermonate ohne allen Regen sind, vorzüglich an der Küste der Südsee und überhaupt auf der Westseite der Cordilleren bis zu einer Höhe von 3000 Fuß. Auf der Ostseite ist der Winter in der Nähe des Gebirges zu feucht, die Wolle verdirbt durch Thau und Regen, man pflanzt deßhalb die Staude nur in dem heißen Küstenstrich. Die Bezirke von Tlacotalpan, Cuzamaloapan und Tustla, im Staat von Veracruz, sowie die Küste von Yucatan produciren die beste Baumwolle auf der Ostseite. An der Küste der Südsee

ist dieser Kulturzweig ausgedehnter, aber nicht bedeutend genug, um die inländischen Spinnereien mit dem nöthigen Material versehen zu können. Die Trägheit der Küstenbewohner ist großartig, einige Dutzend Bananenstauden, ein kleines Feld mit Manioc und Mais geben Nahrung ohne viele Arbeit: die fischreichen Küstenflüsse liefern schmackhafte Fische und Schildkröten in Menge, und ganze Wälder von Palmen, Tuba (Palmwein) und Oel. Der indolente Ranchero nimmt sich nicht die Mühe, den Palmbaum zu ersteigen, um den vollen Fruchtzweig abzuschneiden, er haut den Baum um. Die kleine Cocosart (coquillo de aceite) hat eine so ölreiche Frucht, daß man den Kern nur an spitze Stäbe steckt, um ihn als Lampe zu brennen. In den Stamm haut man einen kleinen Trog, und gewinnt dadurch einen Weinbehälter auf einige Monate, der sich täglich von neuem füllt. Dieser gegohrene Saft, der zuckerhaltig und darum alkoholreich ist, unterscheidet sich im Geschmack sehr von dem Pulque, er ist mehr weinartig, schäumt wie Champagner, und ist der beliebte Tuba der Westküste.

Man pflanzt die Baumwolle gewöhnlich zwischen den Mais, wenn dieser schon 3 bis 4 Fuß hoch und von Unkraut gereinigt ist. Die Pflanze bleibt klein, bis nach der Maisernte der Schatten wegkommt und die Vegetation Kraft gewinnt. Durch Ausbrechen des Gipfels und Niederdrücken macht man die Pflanze zu einer kriechenden, und behauptet, daß sie so am reichlichsten ertrage. Man pflanzt im ganzen Lande nur eine Art, die mit grünem Kern, von den Nordamerikanern green seed cotton oder Golf Cotton genannt, welche eine lange und feine Wolle hat, aber doch nicht zu den besten, jetzt cultivirten Arten gehört.

Der Anbau des Kaffeebaumes ist neu, und noch so unbedeutend, daß nichts ausgeführt wird. Am Fuß des Gebirges, 2 bis 3000 Fuß über dem Meer, gedeiht der Kaffeebaum außerordentlich gut, und liefert eine kleine, harte, sehr aromatische Bohne. Die Kultur eignet sich ganz für den kleinen Pflanzer, der einige hundert Stauden in der Nähe seiner Wohnung als freundlichen Garten anlegen könnte. Das Abpflücken der reifen

Kirschen, das Trocknen und Reinigen ist eine Arbeit, welche Frauen und Kinder besorgen, und ist um so leichter, als die Zeit der Reife von November bis März währt, die Ernte also gar nicht drängt. Und doch sieht man nur selten ein Bauernhaus von dem schönen dunkelgrünen Laubwerk des Kaffeebaums umschattet; nur in den Umgebungen der Stadt Cordova liegen die meisten Häuschen der Eingebornen in Kaffeegärten, von Orange-, Bananen und Mangobäumen überwölbt, was in der Blüthezeit (Februar bis April), wenn die dunkeln Zweige mit duftendem Schnee überdeckt scheinen, einen herrlichen Anblick gewährt. Gutgehaltene Bäume ertragen durchschnittlich ein bis anderthalb Pfund trocknen Kaffee jährlich, und der gewöhnliche Preis ist 6 Dollars der Centner zur Zeit der Ernte. Auf einen amerikanischen Acker können 1000 Bäume gepflanzt werden; ein Mann kann 5000 Bäume (die Ernte nicht gerechnet) besorgen; man sieht also, wie sehr sich dieser Kulturzweig für den kleinen Pflanzer eignet.

Nicht so ist es mit dem Bau des Zuckerrohrs, welches für seine Zugutmachung, Gebäude, Maschinen, Zug- und Lastthiere 2c. erfordert, und deßhalb größere Mittel in Anspruch nimmt. Auf einer Erhebung von 4000 Fuß gedeiht der Kaffeebaum noch gut, das Zuckerrohr dagegen kann über 3000 Fuß absoluter Höhe, besonders begünstigte Localitäten abgerechnet, nicht mehr mit Vortheil angebaut werden. Auf der ganzen westlichen Abdachung der Hochebenen pflanzt man das ostindische Zuckerrohr mit künstlicher Wässerung. Die großen Haciendas der Ebenen von Amilpas, in den Bezirken von Cuernavaca, Cuautla und Tetecala liefern den meisten Zucker und Rum für die Hochebenen; die meisten dieser Pflanzungen (es sind gegen 50) ertragen jährlich von 10 bis 15,000 Centner weißen Zucker, wie er allgemein im Lande verbraucht wird. Die Mexicaner lieben das Raffinat nicht (das Produkt einiger kleineren Raffinerien der Hauptstadt verbrauchen die Fremden, Kaffeehäuser und Gasthöfe), weil es an Süße verliert. Man verwendet auf den Pflanzungen keine Knochenkohle zum Klären, gibt aber den

Broden vier bis sechs Thondeckungen, und stellt so einen ziemlich weißen Zucker dar. Eine zweite Form, in welcher der Zucker in den Handel kommt, ist eine dem Lande eigene. Der Zuckersaft wird bis zum gewöhnlichen Krystallisationspunkt eingekocht, und dann noch einen Grad (nach Beaumé) mehr; darauf in Kühler gebracht und mit einem Rührscheit anhaltend gerührt, bis er ein steifer Brei wird. Durch diese Arbeit wird das Korn gebrochen und der Syrup innig mit dem krystallisirbaren Zucker verbunden. In dieser Form kommt er in thönerne oder hölzerne Förmchen und erstarrt in kurzer Zeit. Das gewöhnliche Gewicht eines solchen Zuckerhütchens ist von einem Pfund, und der Verbrauch, unter dem Namen panocha oder panela, bei der niedern Volksclasse außerordentlich groß.

Auf der Ostseite des Landes pflanzt man überall das Rohr von den Südsee-Inseln, das gelbe sowohl wie das gestreifte, welches viel länger und dicker als das ostindische wird, und keiner künstlichen Wässerung bedarf. Es braucht achtzehn Monate zu seiner Reife, während das ostindische in vierzehn reift; aber letzteres gibt nur eine, höchstens zwei Ernten, ersteres drei bis vier. Die Bearbeitung des Landes geschieht auf allen größern Pflanzungen mit dem Pflug, die Kultur des Rohrs wird überhaupt gut betrieben; aber das Auspressen des Saftes wird an den meisten Orten durch höchst unvollkommene Maschinen bewerkstelligt, und die Kesselanlagen der Siedehäuser sind alterthümlich, unbequem und durchaus unzweckmäßig. Ebenso findet man noch Destillir-Apparate mit ungeheurem hölzernem Helm, wie sie vor zwei Jahrhunderten im Gebrauch gewesen sein mögen. Erst in neuerer Zeit sind durch Europäer zweckmäßigere Maschinen und Apparate eingeführt worden, deren günstige Resultate auch die denkenderen Creolen zur Nachahmung trieben. Will man aber diese Industrie noch in ihren Urgestalten sehen, so muß man die kleinen Zuckerpflanzungen besuchen, welche sich hin und wieder im Lande, vorzüglich aber im Staat von Veracruz finden. Der Ranchero pflanzt sein Zuckerohr mit der Hacke, preßt es in hölzernen Quetschmühlen der rohesten Art aus, wobei er kaum

30 Procent des Saftes erhält, und verdampft diesen in einem Kessel, der auf drei Steinen, oder in einem roh gemauerten Ofen steht. Eine halbe, mit dem Messer durchlöcherte Calabasse ist der Schaumlöffel, eine undurchlöcherte Calabasse die Kelle. Ist der Saft genug eingedickt, so heben zwei Leute den Kessel von dem Feuer, lassen etwas verkühlen, und rühren die Masse zur Fertigung der kleinen braunen Zuckerhütchen. So unvollkommen diese Methode ist, so bringt sie doch dem Pflanzer guten Gewinn, weil er allein mit seiner Familie alle Arbeit besorgt.

Unter einem Strohdach, das er selbst gefertigt, oft auch unter freiem Himmel steht die Mühle mit drei verticalen hölzernen Walzen, die kaum abgehobelt, nie abgedreht sind, und bei der Arbeit durch die fürchterliche Friction (sie haben keine Zahnräder) einen höllischen Lärm verursachen. Der Mann haut am Morgen das Rohr ab und trägt es in Bündeln an die Mühle. Durch ein Paar Ochsen oder ein Pferd, an einen langen Hebel gespannt, der in der mittelsten Walze eingezapft ist, kommt die schreiende Maschine in Gang, ein Junge treibt die Zugthiere, die Frau und ein anderes Kind stecken das Rohr zwischen die Walzen, der Mann aber besorgt das Kochen des Saftes, der aus den Walzen in eine Wanne fällt und in den Kessel getragen wird, so oft diese voll ist. Das Produkt des Tages beträgt gewöhnlich 5 bis 6 Dollars, welches am Sonntag im nächsten Dorf oder Städtchen auf dem Markt verkauft wird. Diese Leute gehören zu den wohlhabenden Rancheros, welche alle voran kommen, wenn sie fleißig sind und nicht spielen. Alle bauen Mais, Bohnen, Bananen, spanischen Pfeffer u. dergl. für ihren Bedarf, haben eine Anzahl Kühe, einige Pferde und Maulthiere und eine große Schaar Hühner und Truten auf dem Hofe. Sie bepflanzen vier bis sechs Morgen Land mit Zuckerrohr, und da dieses, einmal gepflanzt, sechs bis acht Jahre ausdauert, brauchen sie jedes Jahr nur ein kleines Stück nachzupflanzen. Alle freie Zeit benutzen sie zur Fabrikation der Panela, und es fehlt ihnen darum nicht an baarer Einnahme.

Nichts ist einfacher, als die Lebensweise dieser Menschen; ihr hölzernes Haus hat kein anderes Mobiliar, als höchstens einen Tisch und eine Bank, wiewohl sie vorziehen, auf einer Matte auf dem Boden zu sitzen; ihr Bett ist aus dünnen, nebeneinander gebundenen Bambusstäben gefertigt, auf welchen eine Matte und ein Schaffell liegt; statt eines Schrankes dient eine Stange, auf welcher die Kleider hängen; statt der Commode ein hölzerner Kasten, um Weißzeug, Schmuck und Geld zu verwahren. Bei der Arbeit ist ihre Kleidung von wohlfeilem Baumwollenzeug; aber am Festtag, wenn sie zur Kirche gehen, oder vielmehr reiten, muß alles nett sein; die Frauen und Mädchen haben goldene Ohr- und Fingerringe, seidene Tücher, feine Leinwand und Musselinkleider, die Männer Beinkleider von Tuch oder Baumwollensammet, mit bunter seidener Binde gegürtet, gestickte Hemden und den vielfarbigen Sarape. Nur an Festtagen trägt die Familie Schuhe, sonst geht sie barfuß, und befindet sich wohl dabei, weil sie die Hühneraugen nicht kennt. Drückt sie aber der Schuh, so wird sogleich ein Loch hineingeschnitten, auch wenn er eben vom Leisten kommt; denn sie sagen: besser ein Loch im Schuh, als ein Schmerz am Fuß.

Das Angeführte gilt von den Rancheros im Allgemeinen, auf welche wir noch öfter zurückkommen werden; die Zuckerpflanzer zeichnen sich nur insofern aus, als sie in der Regel zu den wohlhabenderen gehören.

Während der spanischen Herrschaft war die Zuckerproduktion Mexicos viel bedeutender als jetzt; damals wurden (s. Humboldt's politischen Versuch) große Quantitäten ausgeführt und der Hof von Madrid erhielt seinen Bedarf aus Cordova, im Staate von Veracruz. Auf den Märkten von Cadix und Santander galt der mexicanische Zucker für die erste Qualität. Die Destilation des Rums war beschränkt, den Verkauf desselben hatte sich sogar der Staat als Monopol angemaßt. In dem Unabhängigkeitskriege gingen die schönsten Pflanzungen, weil sie Spaniern gehörten, in Rauch auf, oder wurden verlassen, und was in der üppigen tierra caliente nur ein Jahr lang unbearbeitet

liegt, wird Wald und Ruine. Allein um Cordova liegen 36 Hacienda's noch jetzt in Trümmern. Seitdem erholt sich der Anbau nicht wieder, an Ausfuhr wird nicht mehr gedacht, das ganze Produkt reicht kaum für den Verbrauch im Lande hin, und die Preise des nicht raffinirten Zuckers sind eben so hoch, als hier die der feinsten Raffinade.

Anpflanzungen von Cacao finden sich nur in niedern, feuchten und heißen Gegenden, in welchen Krankheiten und plagende Insekten allein dem acclimatisirten Eingeborenen die Existenz möglich machen. Nur an zwei Punkten pflanzt man in Mexico den Cacao, im Staate Tabasco und im südöstlichen Theil von Oajaca, im Bezirke von Soconusco. Der mexicanische Cacao gehört zu den feinern Sorten, ja der von Oajaca gilt für den besten in der Welt. Die Cultur dieses Baumes ist alt und fand schon vor den Azteken statt; aber sie muß während der Aztekenherrschaft viel bedeutender gewesen sein wie jetzt, wenn man die großen Quantitäten Cacao berücksichtigt, welche die tributären Küstenvölker jährlich nach der Hauptstadt liefern mußten. Die größern Pflanzungen in Tabasco werden von Creolen unterhalten, aber trotzdem daß eine Menge passender Ländereien vorhanden sind, entstehen nur wenige neue Anlagen. Die Küstenbevölkerung ist sehr dünn und indolent, die Bewohner der höherliegenden Gegenden aber fliehen die heißen Niederungen wie die Pest, und auch der Aermste läßt sich durch die Aussicht auf reichlichen Gewinn nicht bewegen, an der Küste sich niederzulassen.

Der Anbau der Vanille findet sich ebenso nur in den heißern Gegenden, und zwar ausschließlich im Staate von Veracruz. Die Pflanze, welche dieses feine Gewürz hervorbringt, gehört der Familie der Orchideen an, der Gattung Epidendrum, und bildet die Gruppe rankender Epidendriden, von welcher ich im Staate von Veracruz vier Arten gefunden habe. Es ist eine weiche, saftige, dickblätterige Pflanze, welche sich an Bäumen in die Höhe rankt, ihre Wurzeln in die Rinde treibt, und vorzüglich aus der Luft ihre Nahrung zieht. Die schöne,

blendendweiße Blüthe mit lichtgrüner Labelle hat fast keinen Geruch, auch die reife Samenkapsel entwickelt wenig Aroma, es ist vielmehr ein künstlicher Gährungsprozeß, welcher das Gewürz ausbildet. Die reifen Samenkapseln werden sorgfältig in wollene Tücher gewickelt und in einen Kasten gelegt, den man erst mit einem Strohfeuer leicht erwärmt hat. Während der wärmsten Stunden des Tages werden sie ausgebreitet der Sonne ausgesetzt, und bei herannahendem Abend stets wieder eingewickelt. Bei regnerischen Tagen muß künstliche Wärme die Sonne ersetzen, und zwar geschieht das Trocknen auf dünnen Hürdchen von Bambus, welche über Kohlenfeuer aufgehängt sind, und beständig hin- und hergeschaukelt werden müssen. Trocknet die Schote ungleich, behält sie noch grüne Stellen, so müssen diese besonders in wollene Läppchen gewickelt werden, bis ein gleichmäßiges Schwarzbraun erscheint. Das Aufbewahren hat gleiche Schwierigkeit, denn die Waare darf nicht dürr werden, weil sich sonst das ätherische Oel verflüchtigt, und doch verdirbt sie, wenn sie schimmelt, ja, eine faulende Schote zerstört eine ganze Partie, wenn sie nicht sogleich entfernt wird.

Man wird leicht einsehen, daß eine solche kleinliche Arbeit nicht leicht im Großen ausgeführt werden kann, in einem Lande, welches Mangel an Arbeitskräften hat. Es ist deßhalb nur der Indianer und seine Familie, welche sich mit dem Bau und der Bereitung der Vanille abgeben. Die Pflanze wächst in den Wäldern der Küste (einige Species bis zu 3000 Fuß Höhe) ohne allen Anbau wild; die feinste Art aber wird von den Indianern aus dem Stamme der Totonaken, welche die Bezirke von Papantla, Misantla, und Nautla bewohnen, angepflanzt. In jungem Walde wird das Buschwerk etwas ausgehauen, und dann an einzelne Stämmchen eine Vanille-Ranke, die man nur auf den Boden stellt und mit etwas loser Erde umgibt, mit Bast festgebunden. Gewöhnlich beginnt der Ertrag im dritten Jahr. Aber auch die wildwachsende Vanille sucht der Indianer im Wald und bereitet sie zu, zumal im südlichsten Theile des Staates von Veracruz, in den Bezirken von Tuxtla, Acayucan

und Tlacotalpan. An der Küste der Südsee gibt es in den Wäldern viele Vanille der besten Classen, aber dort kennt sie Niemand, und sie bleibt völlig unbenutzt.

Der Indigo wird zwar im Lande kultivirt, aber nur an einzelnen Stellen der Abdachung nach der Südsee. Das Klima ist dem Anbau sehr günstig, einige Arten, die reich an Färbestoff sind, bringt der Boden freiwillig hervor, die Vorrichtungen zur Extraction der Farbe sind einfach und wenig kostspielig, und doch ist dieser so interessante Kulturzweig im höchsten Grade vernachlässigt. Fragt man nach dem Grunde, so liegt dieser einfach darin, daß man mit der Zeit nicht fortschritt. Zur Zeit der Spanier wurde viel Indigo gebaut, weil diese die Abnehmer waren, zu Preisen welche dem Pflanzer guten Gewinn bei geringer Arbeit gaben. Daß man anderswo längst den alten Schlendrian bei Extraction des Farbestoffs verlassen habe, daß die Chemie nun eine Rolle in der Welt spiele, daß man mehr und billiger produciren müsse wie bisher, das erfuhren die Pflanzer gar nicht; wohl aber, daß der Kaufmann ihren Indigo zu den alten Preisen nicht mehr gebrauchen konnte, und weil sie kein anderes Verfahren wußten, auch sich nicht die Mühe gaben, ein anderes zu lernen, aber auch kein Geld verlieren wollten, so gaben sie lieber den Bau ganz auf. Noch vor zwanzig Jahren sah ich bedeutende Pflanzungen, welche bald nachher verschwanden, und was jetzt noch hin und wieder producirt wird, ist bloß für inländischen Verbrauch.

Der Indigo gibt schon wenige Monate nach der Aussaat Ertrag und kann mehrmals geschnitten werden, weßhalb er für neue Anlagen sehr zu empfehlen ist.

In Mexico raucht alle Welt Tabak, Männer und Knaben, Frauen und Mädchen; man sollte also glauben, daß der Anbau dieser Pflanze eine große Ausdehnung haben müsse. Dem ist aber nicht so: man entzog diese Pflanze ganz und gar dem Privatverkehr und monopolisirte den Verkauf zu Gunsten des Staats, weil dieses in der spanischen Zeit so war, und man die gute Rente zu erhalten wünschte. Der Staat verkauft allein

Rauch- und Schnupftabak und läßt seinen Bedarf in vier oder fünf Gemarkungen des Staats von Veracruz pflanzen. In einer Republik ein Monopol wie dieses, eine Beschränkung im Landbau, welche die ohnehin so ungünstige Handelsbilanz durch Ausschluß eines Hauptausfuhrartikels noch ungünstiger stellt, wahrlich es gehört zu den Unbegreiflichkeiten! Unter der spanischen Herrschaft warf das Tabaksmonopol eine Netto-Einnahme von anderthalb Million Dollars ab, weil eine geregelte Verwaltung Unterschleife verhütete und den Schmuggelhandel völlig unterdrückte. Nach Erkämpfung der Unabhängigkeit behielt man diese bequeme Rente bei, ganz in derselben Form, wie sie während des Colonialregiments bestand. Im Jahr 1832 wurde das Monopol aufgehoben, aber wegen nie endender Finanzverlegenheit von Santanna wieder eingeführt, und Pächtern gegen eine fixe Summe überlassen. Nach Ablauf der Pachtzeit übernahm wieder der Staat das Monopol, bis es vor drei Jahren zum zweitenmal an eine Gesellschaft von Bankiers überlassen wurde. Die Rente hat sich außerordentlich verringert, und erträgt dem Staat keine hunderttausend Dollars mehr, weil ein unheilvolles Agiotagewesen die realste Einnahme illusorisch macht.

Im Verhältniß zu den Pflanzern ist die Einrichtung die folgende: die Districte von Cordova, Orizava, Songolica, Coscomatepec, Huatusco und Jalapa, alle an dem östlichen Abhang der Cordillera gelegen, haben allein die Befugniß, Tabak zu bauen, und alle Landbauer dieses Bezirks, welche Tabak pflanzen wollen, werden in eine Matrikel eingetragen. Sie bilden eine Körperschaft und wählen Vertreter ihrer Gesammtinteressen, welche mit den Directoren des Verkaufsmonopols einen Vertrag über den abzuliefernden Tabak schließen und die Preise, Zahlungstermine und sonstige Bedingungen festsetzen. Alljährlich verlangt die Direction des Monopols eine bestimmte Anzahl Ballen Tabak (durchschnittlich dreißigtausend, von zwei Centner jeden), und hiernach wird die Saat unter die Matrikulirten vertheilt, indem man auf zwei Centner Tabak tausend Pflanzen rechnet. Im Junius und Julius werden die Samenbeete bestellt, von

August bis November ausgepflanzt und von December bis April die Ernte eingebracht. Das Land wird sorgfältig bearbeitet, die junge Pflanze von allem Unkraut rein gehalten, und sobald sie die Neigung zum Treiben der Blüthenknospe zeigt, der Gipfel ausgebrochen. Man läßt der Pflanze nicht mehr als acht bis zehn Blätter, das Sandblatt nicht gerechnet, welches weggeworfen wird; das Geizen geschieht mit vieler Achtsamkeit bis zur Reife des Blatts. Zollbeamte besuchen die Pflanzungen und sehen nach, damit nicht über die zugetheilte Zahl gepflanzt wird, andere bewachen die Päsſe des Gebirgs nach den Hochebenen hin, deren nur wenige sind, um den Schmuggelhandel zu verhindern.

Der Boden ist so ergiebig, und das Klima so geeignet, daß wenn man nach dem Abblatten der Pflanze den Stengel einige Zoll über dem Boden abschneidet, neue, kräftige Triebe hervorsprießen, von welchen man einen bis zwei stehen läßt, die in kurzer Zeit die Größe der Mutterpflanze erreichen und eine zweite, ja dritte Ernte geben. Die auf Bastschnüre aufgereihten Blätter werden im Schatten getrocknet und dann an die Hauptdepots abgeliefert, wo sie glattgestrichen, einer Gährung unterworfen, in drei Classen sortirt und in Docken festgewickelt werden. So in Ballen gepackt wird der Tabak an die Factoreien der Regierung abgeliefert, wird aber erst nach zwei Monaten gewogen und empfangen. Der Preis ist hoch, und beträgt von 12 bis 28 Dollars der Centner, die Zahlung wird in monatlichen Raten binnen zehn Monaten geleistet.

Man pflanzt verschiedene Arten Tabak, am gewöhnlichsten die mit kurzer schmutziggelber Blüthe, welche ein sehr großes kräftiges Blatt treibt. Aber in der Wahl der Arten würde man viel sorgfältiger sein, wenn der Handel nicht in den Fesseln eines schädlichen Monopols läge. Die meisten matrikulirten Pflanzer beschäftigen sich nicht selbst mit dem Anbau, sondern unterhandeln mit den kleinen Pächtern und Bauern, welchen sie eine gewisse Anzahl Pflanzen zur Saat überlassen, unter der Bedingung, daß ihnen diese die Ernte zu einem billigen Preise

— 6 bis 8 Dollars der Centner — abliefern. Diese Aviados erhalten Vorschüsse, und haben ihren Hauptvortheil dadurch, daß sie nicht allein das Sandblatt, sondern den größten Theil der Nachernten für sich auf die Seite bringen und an die Contrebandisten verkaufen, was den Matrikulirten gleichgültig ist, wenn sie durch die Haupternte gedeckt sind. Es ist zwar gesetzlich gestattet, daß die Ueberschüsse (über die geforderte Zahl Ballen) für den überseeischen Handel benutzt werden dürfen; aber diese Verfügung ist illusorisch und scheitert an tausend Plackereien der Behörden zum größten Schaden des Nationalreichthums. Die vielen Schiffe, welche in den mexicanischen Häfen der Ostküste mit europäischen Manufacturwaaren befrachtet einlaufen, finden keine Rückfracht außer Gold und Silber, Cochenille, Vanille, einige Droguerien und Ziegenfelle, alles Gegenstände, welche nur einen kleinen Raum ihrer Schiffe einnehmen (Geld wird in der Regel mit den englischen Regierungsdampfbooten verschickt); sie müssen also entweder nach Laguna um Blauholz zu kaufen, oder in einem Hafen von Cuba oder Haity Zucker, Kaffee oder Tabak verladen, mit doppelten Kosten und Zeitverlust. Sobald der Tabak Ausfuhrartikel wird, muß der Landbau in den Küstenstaaten einen bedeutenden Aufschwung nehmen, weil der Mexicaner gerade diesen Culturzweig, der ihn nur einen Theil des Jahres beschäftigt, besonders liebt. Der Kaufmann findet Waare, die er als Zahlung für empfangene Güter senden kann, ohne den Verlust von 6½ Procent, der das Geld bei der Ausfuhr trifft, er wird also in seinem Interesse die Kultur unterstützen, und der Rheder kann billigere Frachten zugestehen, weil er bei directer Rückfahrt bedeutend spart. Der Staat endlich entschädigt sich für den Ausfall seiner Einnahme, die ihm die Aufhebung des Monopols verursacht, durch eine geringe Auflage auf den Tabak, und jeder Pflanzer wird gern einen Real von der Aroba (1 Real = ⅛ Dollar, die Aroba = 25 Pfund) zahlen, wenn er freie Hand im Handel hat. Erhält aber das Land Zuwachs der Bevölkerung durch Ansiedler, so werden diese gerade durch den Tabaksbau am

ersten ihre neuen Anlagen gründen und durch ihn Mittel für andere Kulturzweige erwerben können.

Ich habe diesen Gegenstand einer näheren Erörterung unterworfen, weil er für Mexico eine Lebensfrage enthält. Liberalere Principien in dem Handel haben den Landbau von Cuba um einige hundert Procent produktiver gemacht, die Häfen der Insel mit Wäldern von Masten gefüllt, während Mexico, welches unendlich viel mehr als Cuba liefern könnte, nur wenige Segel in seinen Häfen sieht, und diese wenigen nicht mit den Produkten seines Bodens befrachten kann.

Der Reis, der auch ein Exportartikel werden könnte, wird überall im wärmeren Küstenlande gepflanzt, aber fast ausschließlich von dem Ranchero und Indianer, und häufig ohne Pflug, mit dem spitzen Pfahl wie der Mais. Man baut nicht den Sumpf-Reis, sondern den Berg-Reis, der sehr reiche Ernten gibt, und selten fehlschlägt. Aber die Arbeit des Schälens ist noch in völlig primitivem Zustande. In einem hölzernen Mörser stößt man ihn so lange mit hölzerner Keule, bis die dünne Schale abgeht, wodurch er zerbrochen und alles Ansehens beraubt wird. Mit saurem Schweiß bringt ein Mann 25 Pfund im Tage rein, während mit einer Handmaschine, wie sie in den Vereinigten Staaten üblich sind, fast so viele Centner geschält und gereinigt werden können. Das Korn ist übrigens markig und gut, und da der Ertrag höher ist als der vom Weizen, so dürften Anpflanzungen im Großen (bei Anwendung von Schälmaschinen) sehr lohnend sein.

Der kleine Pflanzer, der Ranchero der wärmeren Gegend, hat außer seinem Maisfeld gewöhnlich einige kleine Stückchen Land mit Bohnen, spanischem Pfeffer, Tomates, Wurzelgewächsen und Bananen angebaut, welche ihm eine Masse von Nahrungsstoff liefern. Die eßbare Arumwurzel trägt mit sehr geringer Pflege 10 bis 15 Pfund Knollen jede Pflanze, die Yam (dioscorea) entwickelt sich zu den monströsen Wurzeln von 50 bis 80 Pfund Gewicht, die Batate oder süße Kartoffel lie-

fert ihre mehlreiche Knolle schon in drei bis vier Monaten nach der Aussaat, und die Manioc (jatropha manihot) gibt eine Fülle vortrefflichen Stärkemehls. Der Ranchero müht sich nicht viel um diese Nahrungspflanzen, welche die Kartoffeln reichlich ersetzen, er sieht sie mehr als eine Art Nascherei an, und wer einen halben Morgen damit bebaut, hat schon viel gethan. Mehr Werth legt er auf die Bananen (musa pradisiaca, regia und sapientum sind die drei Arten, die man in Mexico kennt), weil sie ihn immer mit Früchten versehen. Diese prächtige Pflanze ist eines der reichsten Geschenke der gütigen Mutter Natur. Schon im zweiten Jahr gibt sie einen Fruchtzweig, und ermüdet nicht, ein halbes Jahrhundert hindurch jährlich mehrere Zweige zu geben, jeden von 75 bis 100 Früchten, wenn man nur Sorge trägt das Buschwerk nicht aufkommen zu lassen, und die Stauden, die getragen haben, abzuhauen. Jede Pflanze bildet eine Gruppe von Stämmen der verschiedensten Größen, von 1 bis 20 Fuß Höhe und in allen Graden der Entwickelung, wovon stets einige mit Früchten beladen sind. Einige Dutzend solcher Pflanzen liefern mehr Früchte, als eine Familie verzehren kann, und zwar in jeder Jahreszeit. Roh und gekocht, in der Asche gebraten oder in Fett gebacken, liebt sie jeder Mexicaner; unreif gekocht hat sie mehr Mehl als Zuckerstoff, und ähnelt der Kartoffel; getrocknet ist sie besser als die Feige, und wird weithin in das Land verfahren. Das duftige Zelt des Laubes gibt lieblichen Schatten, die trockene Faser des Stammes ein weiches Polster, das Riesenblatt ein reinliches Tischtuch, auf welches die Staude das Mahl liefert. Alle Hausthiere lieben die Banane, Hund und Katze ausgenommen; der Indianer bereitet ein gegohrenes Getränke daraus, und der Destillateur verwandelt den Zuckerstoff in Alkohol.

In der spanischen Zeit machte man den Vorschlag, die Banane auszurotten, um die Menschen mehr zur Thätigkeit zu zwingen; besser würde gewesen sein, sie intellectuell und moralisch zu heben, die Mittel des Verkehrs zu erleichtern und den Landbau der Viehzucht gegenüber in Schutz zu nehmen. Was

vor dreißig und fünfzig Jahren ein Anstoß war, ist heute noch nicht besser, nur daß damals die Colonialregierung über große pecuniäre Mittel gebot, welche jetzt dem Staate fehlen. Aber nicht das heiße Klima, nicht die reichen Erzeugnisse des Bodens, welche ohne beschwerliche Arbeit eine Fülle von Nahrungsstoff liefern, sind die einzigen Ursachen der Indolenz der Bewohner der tierra caliente. Mehr noch wirkt der Mangel kleinen Grundeigenthums, das Uebergewicht der Viehzucht und die Nothwendigkeit die Anpflanzungen durch starke Einhägungen zu schützen, deren Anlage und Unterhaltung den Ertrag des Landes verschlingen; der Mangel an Wegen und Canälen für Absatz der Producte; der Mangel an guten Schulen und Bildungsmitteln; der Mangel guter Feldpolizei 2c. Nur in den heißen Küstengegenden findet man zuweilen solche genügsame Siedler, welche bei ihren geringen Bedürfnissen und ihrer niedern Culturstufe materiell ganz glücklich sind. Wollen mich die Leser begleiten, so führe ich sie in einen dieser kleinen Ranchos, wie ich sie im Osten und Westen unzähligemal gesehen habe.

Auf einem Hügel mitten in der Savana (Grasland) steht eine Hütte mit einem steilen Dach von Gras oder Palmblättern, überschattet von einer großen Mimose, deren schirmförmige Zweige das feingefiederte Laubwerk zierlich ausspannen. Um das Haus ist weder Strauch noch Gras, sondern im Umkreis von 10 bis 12 Schritten alles rein. An dem Stamm der Mimose ist eine Art leichter Leiter angelehnt, damit die Hühnerfamilie die Zweige als Schlafgemach im obern Stock benutze. An der Seite im Schatten schlummert behaglich ein großes schwarzes Mutterschwein, halb in den Boden eingewühlt, und eine hoffnungsvolle Jugend umlagert es im Kothe. Die Wände der Hütte sind von Bambusstäben gebildet, durch welche so viel Licht in's Innere dringt, daß man keine Fenster braucht; die Thür steht offen, und unmittelbar vor ihr haben die Leibwächter ihr Bivouac aufgeschlagen, drei oder vier dürre Hunde, welche bei unserer Annäherung die Köpfe in die Höhe recken und einen mörderischen Lärm schlagen. Tscho, animales! ruft eine Wei-

berstimme im Innern, und gleich darauf erscheint die Sennora in der Pforte, verscheucht die Hunde und erwiedert unsern Gruß. Sie ist eine Mestizin, etwas braun, barfuß, aber rein gekleidet, und ihr aufgelöstes langes Haar zeigt, daß sie eben Toilette machte. Wollen Sie wohl so gut sein, Sennora, uns einen Trunk Wasser zu geben, und uns dann zu sagen, welche Richtung wir einzuschlagen haben, um auf einen Pfad zu kommen, der nach einem Dorfe führt? Gern, erwiedert sie, setzen Sie sich indessen auf die Matte, die Luft weht hier angenehm. Aus dem großen Wasserkruge schöpft sie Wasser mit einer Kürbißschale, und reicht diese, sich entschuldigend, daß sie kein Glas habe. Wir betrachten uns das Haus: es ist, wie alle diese kleinen Ranchos, höchst einfach. An der Rückseite geht das Dach fast bis zum Boden herunter und bildet so eine Art Ausbau oder Alkoven, der durch die Gestelle von Bambus, mit Matten bedeckt, zeigt, daß er als Schlafraum dient. In der Mitte des Hauses brennt das Feuer, und ihm zur Seite stehen die Geräthe zum Zermalmen des Maises. Einige irdene Töpfe, Teller und Tassen, einige Calabassen und hölzerne Wannen bilden das Mobiliar. An der Wand hängt ein altes Gewehr mit Steinschloß und eine Jagdtasche vom Fell der Tigerkatze, einige Schneidwerkzeuge und einige große Fruchtzweige der Banane. Auf einem Seil, das quer durch das Haus gespannt ist, befindet sich der Vorrath von getrocknetem Fleisch, gleich schwarzen Riemen herabhängend, und einige Thierfelle beurkunden die Jagdfertigkeit des Hausherrn.

Wohnt Ihr schon lange hier, gute Frau, fragen wir, nachdem wir uns an dem Trunke erfrischt und durch ein Dios se lo pague (Gott lohn' es Euch) gedankt haben. „O ja, es sind schon Jahre her; damals trug ich meinen ältesten Jungen an der Brust, und jetzt ist er so groß wie sein Vater.“

Wie weit ist denn das nächste Dorf von hier? „Sie sagen es seien sechs Stunden; aber wenn wir wegreiten wenn der Morgenstern dort steht, kommen wir noch zur Messe hin.“

Diese Uhr ist uns freilich nicht so geläufig wie diesen Leuten, doch können wir die Rechnung machen, daß etwa vier Zeitstunden gemeint sind, in welchen ein Reiter recht gut sechs Wegstunden machen kann. Wir erfahren noch mancherlei von der guten Donna: wem das Land gehört und was sie an Pacht zahlen, nämlich 2 Real (36 kr.) vom Kopf, und drei Fanegas von der Cuartilla. Das will sagen, von jedem Thier, das sie auf der Weide haben, zahlen sie jährlich zwei Real Weidegeld, und von einer Cuartilla Mais-Aussaat (etwa 5 Morgen) drei Fanegas oder zwölf Cuartillas Rente. Wir hören ferner, daß links hinter den Bäumen noch ein Bruder der Frau, und etwas weiter noch zwei Brüder des Mannes wohnen, daß sie am Sonntag einen großen Tanz hatten, weil ein Neffe Hochzeit gehalten, und andere Neuigkeiten der Art. Bald kommt auch noch der Mann mit vier halbwilden Jungen, alle in grobe Kittel gekleidet, Sandalen unter den Füßen, und schwere Bürden auf dem Rücken. Sie bringen eine Last Maiskolben, Brennholz, einen Krug Wasser, einen Korb mit Manioc und Früchten, und ein lebendes Gürtelthier, das die Kleinsten gefangen haben und nun schlachten und für die Küche zerlegen. Nach der Begrüßung fragen wir den Hausherrn, warum er seine Saat nicht um sein Haus anlege, oder sein Haus bei seiner Pflanzung baue? Wie Ihr das auch versteht! erwiedert er. Meine Saat liegt da unten, in einer Schlucht von Wald umschlossen, weil da der Boden vortrefflich ist und mir das Rindvieh keinen Schaden thut; aber da kann man nicht wohnen, wegen der Wechselfieber, und weil das Geschmeiß zu arg ist, Schlangen und Mosquito's und Garrapatas. Zudem kann man kein Huhn und kein Schwein halten, von wegen der vielen Füchse, Coyotes und Löwen (Felis concolor), und nur hier oben im Freien ist es auszuhalten. Hier aber kann ich nicht pflanzen, weil mir in der Trockenzeit das Vieh Tag und Nacht keine Ruhe ließe, und die Einzäunung, die hier große Arbeit erfordern würde, durchbräche. Zudem kommt oft die Savane in Brand und könnte meine Arbeit in wenigen Augenblicken zerstören. Ist

mir doch vor zwei Jahren das Haus hier weggebrannt mit Allem, was darin war, während wir grade meinem Nachbar ein Kind aus der Taufe hoben. Jetzt habe ich rein gemacht um das Haus, und kann ruhig weggehen.

Diese Leute können selten lesen oder schreiben, und erhalten keinerlei Unterricht. Wenn sie sich verheirathen wollen, müssen sie das Nöthigste aus dem Katechismus auswendig wissen und gehen deßhalb so lange in die Lehre, bis sie abgerichtet sind. Viel arbeiten ist nicht ihre Liebhaberei; aber sie bedürfen es auch nicht, weil sie reichlich zu leben haben, wenn sie nur einige Stunden täglich den Landbauarbeiten widmen. Sie sind gute Jäger, kennen die Wechsel der Hirsche und Wildschweine, und wissen die wilden Truthähne zu beschleichen. Die Hirschfelle gerben die Männer vortrefflich, färben sie und machen sich daraus ihre Kleider; die Frauen spinnen und weben die Baumwolle. Die Hälfte des Jahres ist im Felde wenig oder nichts zu thun; dann wird der Jagd obgelegen, oder die Faser der langblätterigen Bromelia pita oder des Magury bereitet, auch wohl Bindfaden und Stricke daraus gefertigt und auf die Märkte gebracht. An andern Stellen sammeln sie Copal, Storax und peruvianischen Balsam, die Früchte der Oelpalme, Piment (mirtus pimenta) oder Vanille in den Wäldern. Viele Tage aber werden auch auf der Matte liegend, Guitarre spielend, schlafend, oder in den blauen Himmel starrend, zugebracht, und nur die Kunde von einem Feste in der Nachbarschaft elektrisirt sie; die Aussicht auf einen Fandango macht sie zu Stutzern, sie baden und salben sich, und sind dann unermüdlich im Gesang und Tanz.

Leichtsinnig ist dieses Volk, oft auch indolent, und in der Regel unwissend und ungezügelt in seinen Leidenschaften; aber bösartig ist es nicht; es theilt gerne mit, was es besitzt, und man kann sich ihm rücksichtslos anvertrauen. Gegen unsere Bauern der Gebirge und Haiden sind diese Hinterwäldler glücklich und sorgenfrei, denn nur von ihrem Standpunkt aus dürfen wir sie beurtheilen. Aber auch für den gebildeten Europäer,

den das sociale Treiben der alten Welt anekelt, hat diese Stille der Wälder, dieses friedliche Leben unter dem milden, stets blauen Himmel so viel Anziehendes, daß sie es um keinen Preis mit dem Lärm der Städte vertauschen möchten. Ich kannte solche einsamen Siedler, und erzähle vielleicht später ein Capitel aus dem Roman ihres Lebens.

XXII. Die Viehzüchter und Hirten.

Die Ländereien der Haciendas sind, wie im vorigen Abschnitt bemerkt wurde, theils zu groß, als daß sie ganz für den Landbau benutzt werden könnten, theils an und für sich für die Cultur untauglich, steinig, wasserarm, natronhaltig, oder steile Gebirge. Solche Strecken sucht man für die Viehzucht zu benutzen und findet deßhalb diesen Zweig der Landwirthschaft in einer sehr ausgedehnten Weise vertreten. Zudem fehlt es in den Küstengebieten, wie den nördlichen Provinzen des Landes an hinlänglicher Bevölkerung für den Landbau; viele hundert Quadratmeilen des fruchtbarsten Landes würden den Eigenthümern völlig nutzlos sein, wenn sie nicht von Heerden beweidet würden, welche von wenigen Hirten beaufsichtigt werden können. Aber abgesehen von dem Gebot der Verhältnisse, liebt der Mexicaner die Viehzucht, weil sie ihn nährt ohne schwere Arbeit, weil er dabei seinem Hang zum Beduinenleben folgen kann, und zu Pferd sitzen darf, wann und so oft es ihm beliebt. Deßhalb findet man außer den großen Viehbesitzern so viele Rancheros, welche auf gepachtetem Lande Viehzucht treiben. In den Dörfern mit eigenem Grundbesitz haben fast alle Einwohner einige Dutzend Kühe, Stuten, Schafe oder Ziegen auf der Weide; es ist eine Art Luxus, der wenig pecuniären Nutzen bringt, aber als ein Rückhalt, als ein Nothpfennig von den Leuten angesehen wird. Das Futter kostet nichts, die Thiere mehren sich ohne Pflege, warum sollte man sie nicht haben?

Diese Liebhaberei ist aber dem Landbau in vieler Beziehung nachtheilig; der fleißige Pflanzer ist gezwungen, seine Saaten

sorgfältig einzuhägen, was mit Mühe und Kosten verbunden ist, ohne vollständig zu sichern, indem auch die besten Zäune dem Andrang und der Stärke der Stiere selten widerstehen. Die Ziegen gefährden alle Baumpflanzungen durch das Benagen der Rinde, und die Schweine sind selbst dem Graswuchs durch das Umwühlen des Bodens nachtheilig. Ueberall, wo der Landbau vorherrschend ist, muß der Viehzüchter seine Thiere einschließen und für den Schaden einstehen. Das ist auch in den starkangebauten Gegenden der Hochebene der Fall; man sieht deßhalb große, oft meilenlange Einhägungen von Steinen, sogenannte trockene Mauern, welche das Weideland umgränzen. In den weniger bevölkerten Gegenden ist dieß nicht möglich, da gilt der Grundsatz, daß sich der Landbauer gegen das Vieh schützen muß, und weil dieses schwer ist, macht der Landbau keine Fortschritte. Das ist namentlich in den nördlichen Staaten und in den wärmeren Gegenden nach beiden Meeren hin der Fall.

In der Tierra caliente gedeihen Schafe und Ziegen nicht. Die große Menge von stacheligen Gewächsen und Sämereien verwickele sich dermaßen in die Wolle, daß sie zu unbrauchbarem Filz wird, und in der Regenzeit ist die Feuchtigkeit so stark, daß Klauenseuche, Bleichsucht und andere Krankheiten die Heerden aufreiben. Anders ist es dagegen mit der Rindvieh- und Pferdezucht, welche hier vortreffliche Resultate liefert. Die Pferde der Tierra caliente hält man nicht für so ausdauernd, als die der Hochebenen, deßhalb das Sprüchwort der Hochländer: En tierra caliente, ni caballos ni gente (im heißen Land taugt weder Volk noch Pferde). Es mag nur ein Vorurtheil sein, aber da die größten Gestüte auf den nördlichen Hochebenen zu finden sind, soll nachher davon geredet werden.

Das Rindvieh überläßt man ganz der Natur; wie das Wild in einem Park sucht es sich seine Weide nach Belieben, hält sich in Gruppen familienweise zusammen und wählt sich Lieblingsplätze, zu welchen es stets zurückkehrt. Nach der Jahreszeit treibt es der Instinct die Weide zu suchen, während der Regenzeit auf den offenen Grasfluren, während den Monaten

der Dürre in den schattigen Wäldern. Aber diese Thiere sind nicht wild, sie fliehen nicht vor den Menschen, und jedes Stück ist doppelt gezeichnet, einmal durch eine eingeschnittene Marke am Ohr, welche schon das Kalb erhält, und dann durch ein dem Oberschenkel aufgebranntes Zeichen.

Die verschiedenen Weideplätze einer Hacienda, Potreros genannt, stehen unter der Aufsicht von Hirten (vaqueros), und gewöhnlich hat ein Mann 500 bis 800 Stück Rindvieh zu überwachen. Diese Hirten kennen alle ihre Thiere genau, und sind von ihnen gekannt, so daß wenn sie sich auf der Weide sehen lassen, oder gar rufen „toma, toma“ (nimm), diese sie schaarenweise umdrängen und ihnen nachlaufen. Das mächtige Mittel, womit der Hirte seine Unterthanen anlockt, ist das Salz; er führt stets ein Säckchen pulverisirten Salzes am Sattel bei sich, aus welchem er bald auf einem großen Stein etwas ausstreut, bald einer bevorzugten Kuh einen Leckerbissen auf die Zunge gibt.

Alle mexicanischen Kuhhirten sind beritten, theils weil sie ihr weitläufiges Revier nicht zu Fuß durchwandern können, theils weil sie häufig des raschen Rosses bedürfen, um ein einzelnes Thier einzufangen, da wo sie es gerade antreffen. Denn häufig verletzen sich die Thiere auf der Weide, die Stiere kämpfen, ein scharfer Dorn oder ein Raubthier (Jaguar, Puma oder Wolf) verwundet sie, und da in den heißen Gegenden die Schmeißfliegen die Eier in die Wunden legen, welche schnell Maden ziehen und große Geschwüre verursachen, so ist es durchaus nöthig, daß der Hirte zu Hülfe komme. Darum führt er stets den Lazo, diese bekannte Wurfschlinge von Leder oder Maguayfaser, bei sich, welche sein eigentliches Handwerksgeräthe ist. Im strengsten Galopp verfolgt er das fliehende Thier, wirft ihm die Schlinge um den Kopf, wendet rasch sein Pferd, und zieht den widerstrebenden Gefangenen mit sich bis zum nächsten Baum, gegen welchen er, ihn schnell umreitend, die Bande fest anzieht. Im Nu ist er auf dem Boden, wirft eine zweite Schlinge um die Hinterfüße, und mit einem Ruck den



M. Rugendas del.t G.M. Kurz sculp.t

THE BULL HUNTING.

EL VAQUERO ECHANDO EL LAZO. (MEXICO.) DER OCHSENHIRT MIT DEM LAZO AUF DEM STIERFANG.

Darmstadt. G. G. Lange.

schwersten Stier auf den Boden, koppelt eben so schnell Vorder- und Hinterfüße zusammen, und kann nun gemächlich seine chirurgischen Operationen vornehmen.

Diese Hirten sind die vortrefflichsten Reiter, die man sehen kann; es ist oft unerklärlich wie sie, unter niedern Bäumen her, durch dichtes Gesträuch dahinfliegen, auf dem Halse des Rosses liegend und doch mit der größten Sicherheit ihren Lazo werfen. Sie sind ebenso tollkühn wie unermüdlich in ihrem gefährlichen Beruf, und spornt sie der Wetteifer, wenn mehrere zusammenkommen, so gleichen ihre Reiterkünste und Evolutionen den Schaustellungen des Hippodroms.

Der Vaquero wohnt stets in der Mitte seiner Weiden an einem Wasserplatz und hat bei seiner Hütte ein starkes Gehöfte von Stein oder Balken (Corral), in welches die Heerde eingetrieben werden kann. Hierher werden die Kälber gebracht, einige Tage alt und unter Dach angebunden. Der Instinct treibt die Kuh zweimal des Tages ihr Junges zu nähren, sie kommt zum Hofe und das Kalb wird an die Euter gelegt. Ein Theil der Milch wird gemolken, und es geschieht dieses mehr um Kuh und Kalb zu zähmen und an die Menschen zu gewöhnen, als der Milchnutzung wegen. Denn nach zwei Monaten läßt man das Kalb wieder frei mit seiner Mutter, aber es ist nun an die Stelle gewöhnt und bleibt es, zumal wenn es, wie dieß der Fall ist, wöchentlich einmal mit der Heerde in das Gehöfte eingetrieben wird, um etwas Salz zu erhalten.

Nur in wenigen Haciendas hat man förmliche Milchereien um Käse zu bereiten; Butter wird aber nur in der Nähe der größern Städte und erst in neuerer Zeit gewonnen. Gewöhnlich überläßt der Herr eines solchen Gutes die Milchnutzung ganz oder theilweise den Hirten, um sie durch das Interesse anzufeuern die Kälber zu zähmen. Bei dieser Art des Betriebes ist die Zucht, die Fleischnutzung, die Hauptsache, man läßt deßhalb dem Kalb die meiste Milch, damit es gedeihe und ohne Arbeit heranwachse. Im ganzen Lande hat man keine Kühe, welche sich ohne das Kalb melken lassen. Letzteres muß erst die

Milch anziehen und nur dann kann das Melken vorgenommen werden *). Man kann deshalb häufig, trotz der Masse der Kühe, kein Glas Milch auf den großen Meiereien haben, und der Europäer, der seinen Durst mit einem Trunk frischer Milch stillen will, begreift es nicht, wenn ihm der Hirte sagt: ich habe kein Kalb angebunden.

In den Staaten an beiden Küsten gibt es Güter, welche 10 bis 20,000 Stück Hornvieh besitzen. Einige können nicht Hirten genug halten, und ein Theil des Viehes wird halbwild; die Kälber werden nicht gezähmt, die Thiere erhalten kein Salz und lassen sich nicht mehr in den Hof treiben. Wie die Hirsche fliehen sie bei Annäherung der Menschen, und es bedarf der List, um sie habhaft zu werden. Zu diesem Ende hält man auf jeder Hacienda eine Anzahl zahmer Ochsen, Cabestros genannt, welche gewöhnlich dazu gebraucht werden, wildes Schlachtvieh zu transportiren, indem man ein ungezähmtes Stück mit einem zahmen zusammenkoppelt. Will man nun wildes Vieh einfangen, so treibt man eine Anzahl dieser zahmen Ochsen in eine Gegend, in welcher sich verwilderte aufhalten, und läßt sie da weiden. Bald kommt eine Menge der letztern aus dem Dickicht hervor auf die freie Weide und mischt sich mit den zahmen. Eine Schaar Reiter beginnt nun langsam zu treiben, die zahmen Ochsen kennen dieses Zeichen und laufen dem Corral (Gehöfte) zu, die wilden folgen und werden nun leicht eingeschlossen. Bisweilen schießt man auch besonders starke Stiere, salzt das Fleisch und benützt die Haut. Auf den Haciendas aber, welche gut bewirthschaftet werden, muß sich das Vieh mit Leichtigkeit in den Hof treiben lassen, und öfters Salz erhalten. Einmal im Jahr wird auf jede Vaqueria alles eingetrieben; das junge Vieh, welches noch nicht mit dem Eisen des Eigenthümers bezeichnet ist, wird gebrannt und eine genaue Bilanz über den Bestand aufgenommen. Dieß ist ein wichtiges Fest

*) In Nordafrika (z. B. in Algier), bei der Viehzucht der Araber und Kabylen, findet sich dasselbe.

der Hirten, Herradero genannt, worauf sich das Landvolk monatelang vorher freut, und das wir weiter unten besonders schildern werden.

Da die wenigsten Hirten schreiben können, so führen sie die Rechnung über Kälber, welche geboren werden, mit einer Art Kerbholz. Es ist ein breiter, ungegerbter Riemen, auf welchem auf der einen Seite die männlichen, auf der andern die weiblichen Kälber durch Einkerbungen bezeichnet werden. Ein anderer Riemen registrirt die gestorbenen und verkauften Stücke, und diese Urkunden in Keilschrift werden bei der allgemeinen Zählung im Herbst vorgelegt und mit dem Bestand verglichen.

Die Nutzung eines großen Viehstandes besteht in dem Verkauf der Ochsen und alten Kühe an die Schlächter. Der Verbrauch an Fleisch ist sehr groß im Lande, weil man viel weniger Gemüse als in Europa verbraucht, und die Fische — ausgenommen an der Küste — selten sind. Jeder Taglöhner ist gewöhnt täglich Fleisch zu essen, und er kann es auch, weil es die billigste Nahrung ist.

Die Viehbesitzer wählen gewöhnlich aus den männlichen Thieren die fehlerfreien, starken und zahmen mit schönem Gehörn aus, theils um an die Ackerbauer zur Zähmung für den Pflug verkauft zu werden, theils um als Zuchtbullen bei der Heerde zu bleiben. Alle übrigen werden im dritten Jahr castrirt und kommen auf eingeschlossene Fettweiden, wo sie, ein bis zwei Jahre später, für die Fleischbank hinlänglich gemästet sind *). Der Ranchero schlachtet gewöhnlich sein fettes Vieh selbst, und macht Sesina oder tasajo daraus. Er schneidet nämlich alles Fleisch in vier Finger breite, einen halben Zoll dicke Riemen, wovon jeder einige Ellen lang ist. Darauf wird alles stark mit fein zerriebenem Salz bestreut, wohl auch der Saft von

*) Mageres Rindvieh über ein Jahr alt kauft man in Partien zu 8 bis 10 Doll. das Stück, ausgesuchte Kühe zu 15 Doll., fettes Schlachtvieh zu 15 bis 20 Doll., je nach der Größe.

einigen Dutzend Citronen darauf gespritzt, und dann die ganze Fleischmasse über Nacht in die Haut eingeschlagen. Am andern Tag, sobald die Sonne höher steht, wird das Riemenwerk auf Seilen aufgehängt und durch Luft und Sonne völlig getrocknet. Nach einigen Tagen ist es gut, wird in Ballen gepackt und auf den Märkten verkauft. Der Verbrauch dieses getrockneten Fleisches ist sehr groß im Land, denn es ist wohlschmeckend, hält sich gut und ist schnell bereitet, weil man nur ein Stück auf Kohlen legen und zu rösten braucht, um sein Mahl fertig zu haben.

Der Hirte ist ein Mann des Zutrauens, und sein Stand ein geehrter unter den Landleuten. Der Oberhirte, welcher die Aufsicht über verschiedene Vaquerias führt, Mayoral oder Caporal genannt, ist die rechte Hand des Herrn; er besorgt den Viehverkauf, vertheilt den Hirten das Salz, besucht die einzelnen Hatos und controlirt die Hirten. Seine Erfahrung zieht man zu Rath bei der Vertheilung der Heerden, er weiß es, ob man bei zunehmendem oder abnehmendem Monde gewisse Operationen vornehmen darf, er ist der Einzige, welcher bei den Krankheiten der Thiere ein Mittel anzugeben weiß, er ist ein vortrefflicher Reiter, der die jungen Pferde auswählt und zureitet, er kennt nicht nur die Theorie des Sattels bis ins kleinste, sondern verändert auch fehlerhaft gebaute, damit sie nicht drücken, er beschlägt die Pferde vortrefflich und spricht über die Eigenschaften eines guten Rosses, über die besten Racen des Landes und ihre Kennzeichen gelehrter als ein Professor. Es ist eine Freude, so einen gewiegten Moyoral sprechen zu hören; denn er ist die lebende Chronik der ganzen Gegend, der die Genealogie der zweibeinigen und vierbeinigen Geschlechter bis zu den Urvätern hinauf genau kennt. Seine Vergleichungen und Bilder entnimmt er oft seinem Gewerbe, und imponirt damit seinen Zuhörern. Ich könnte meinen Lesern allerlei davon berichten; aber es macht sich nicht gut in der Uebersetzung, es fehlt der Klang und oft der Doppelsinn der Sprache. Beispielshalber nur einige Sätze. Denken sich meine Leser einen

großen, breitschulterigen Mann, mit muskulösen Armen, die Brust bloß, das Gesicht sonnengebräunt, aber den weißen Creolen verrathend. Der graue Bart läßt auf einen Sechziger schließen, aber das Auge ist lebhaft und der Mann tummelt ein junges, unbändiges Pferd mit einem Gleichmuth, als ob er auf einem Block säße.

Nun Tio (Oheim, vertrauliche Anrede gegen Aeltere), reden wir ihn an, wie macht sich das Füllen? „Ziemlich, Herr, ziemlich; es kann etwas aus ihm werden.“ Verkauft Ihr es? „Nein, Herr, es soll auf der eignen Weide bleiben. Mein Sohn, der Joseph, Sie kennen ihn ja, durchsucht das Revier, (esta campeando), und gedenkt die Schlinge zu werfen (d. h. sich zu verheirathen), da will ich ihm dieses Thierchen zureiten, damit er mit Ehren bestehe.“ Und hat er schon gefunden? „Ja, Herr, er ist auf der Fährte, seht, dort kommt er, wiehernd wie ein Füllen, ohne Zweifel ist ihm der Wurf gelungen.“ U. s. w.

Wer mit den Homerischen Zuständen vertraut ist, findet auf jedem Schritt Beziehungen, welche jenen patriarchalischen des Alterthums völlig ähnlich sind. Der Eigenthümer einer solchen Hacienda lebt wie der Laërtes oder Odysseus auf Ithaka. Die Hirten sind treue Diener des Hauses, die den Herrn begleiten und schützen, wenn er eine Reise zu machen hat, die ihn abholen, wenn er seine Gehöfte besucht, und mit denen er über seine Geschäfte verhandelt, wie mit Gliedern der Familie. Wie bei den Alten kehrt er bei den Hirten ein, die dann das beste auftischen, was das Haus darbietet, frische Milch, wilden Honig und Früchte; rasch aber wird ein Zicklein geschlachtet oder, wenn der Gäste viele sind, ein Kalb, das Fell abgezogen und das Fleisch in Stücke zerlegt. Fette Streifen von den Lenden steckt man an kleine Spieße und röstet sie an dem Feuer, das mitten im Hause brennt, während die Frauen den Mais zerknirschen und das Brod backen. Auf dem Boden, auf einer Matte sitzend, wird das leckerbereitete Mahl verzehrt, ohne Gabel und Messer, mit den Fingern transchirt, und in reinlichen Körbchen von Palmblättern das Brod dazu herumgereicht. Der

Hirte selbst und seine Familie essen nicht mit, sondern bedienen den Herrn, der bald einem der Kinder einen guten Bissen gibt, bald den treuen Hunden einen Knochen zuwirft, trotz der Versicherung des Dieners, daß sie sehr unverschämt seien. Denn der Herr weiß wie viel ihm die Hunde nützen, daß sie nicht allein das Haus hüten und die Raubthiere verscheuchen helfen, sondern auch das Vieh aus dem Dickicht treiben, in welches das Pferd des Hirten nicht eindringen kann. Aus der Satteltasche des Herrn wird eine Flasche geholt und ein Schluck spanischer Wein credenzt, wovon die Frauen auch ein Theil bekommen.

Nach dem Mahl wird von Geschäften gesprochen; von der Zahl der Milchkühe, den fetten Ochsen und der Beschaffenheit der Weiden. Da wird geklagt über den Mangel an Wasser oder zu große Fülle, über unfreundliche Nachbarn oder nachlässige Pächter. Der Herr sieht die Geburts- und Sterbelisten nach (die eingekerbten Riemen) und läßt sich die Todtenscheine vorlegen, nämlich ein Stück Fell mit dem Eisen oder Brandzeichen darauf, oder ein Ohr mit der Marke. Von jedem einzelnen Todesfall weiß der Hirte zu berichten, wie er, von dem Fluge der Geier geleitet, den Leichnam fand, der die Spuren getragen von dem Biß einer Palanca (trigonocephalus, sehr giftige Schlange) oder den grimmigen Zähnen eines Jaguar. Die Jagd des Raubthiers beschreibt er darauf, die Schnelligkeit seines Pferdes rühmend und die Tapferkeit der Hunde, die bei Nennung ihrer Namen vergnügt wedeln.

Oft bleibt der Herr über Nacht bei seinem Vaquero, der ihm dann ein Lager bereitet, von Matten mit Hirschfellen überdeckt und dichtwolligen Schaffellen; den bunten Sarape, den er nur an Festtagen trägt, breitet er oben drüber und verwahrt die Spalten der Holzwand mit Ochsenfellen, damit der Zug dem Herrn nicht schade.

Wie die Hirten in ihrer primitiven Einfachheit, so leben auch die vielen Rancheros und Pächter, welche ihre eigene kleine Heerde besorgen, oft vermischt mit denen des Eigners des

Landes. Sie bauen in der Regel ein kleines Stück Land in einer Schlucht oder im Walde, helfen dem Vaquero, wenn sie gerade ohne Arbeit sind, und fehlen nie an dem Tage der großen Zählung, wo sie es für ihre Pflicht halten persönlich thätig zu sein. Die Zahl dieser Rancheros ist viel durch das ganze Land verbreitet, und die Mehrzahl des Standes, weil, wie ich schon erwähnte, die Neigung zur Viehzucht, zum unabhängigen Leben in der weiten Prairie vorherrschend bei dem Mexicaner ist. Aber diese einzelnen Siedler entziehen sich dadurch nicht der gesetzlichen Ordnung. Jedes Revier ist einer Dorfgemeinde zugehörig und bildet wieder ein Gemeinwesen für sich, Rancheria genannt, für welches alljährlich nach dem Gesetz aus den Insassen ein Friedensrichter und Polizeimann gewählt wird, welche mit den Oberbehörden direct verkehren. Die Bewohner einer Rancheria sind oft über viele Quadratmeilen zerstreut, aber sie haben Gemeingeist (esprit de corps), dulden kein verdächtiges Subject in ihrer Mitte, und fällt ein Viehdiebstahl in ihrem Bezirk vor, so sind sie schnell zu einem Treibjagen vereinigt. Auf der Ostküste wenigstens ist dieß durchweg der Fall, und nur die indianische Bevölkerung macht anderwärts hie und da eine Ausnahme.

XXIII. Pferdezucht, Schafe- und Ziegenzucht.

Sind auch die patriarchalischen Zustände des Hirtenlebens unter einander ähnlich, so hat doch jeder Zweig der Viehzucht seine Eigenthümlichkeiten aufzuweisen, und jeder ist an bestimmte Regionen des Landes geknüpft. Die ausgedehnteste Rindviehzucht findet man von dem Hochlande nach den Meeren zu, dagegen die größten Stutereien auf den Hochebenen. In den waldlosen Steppen der Staaten von Zacatecas, S. Luis Potosi, Durango Cohahuila und Chihuahua ist der Boden fast überall wasserarm, an vielen Stellen steinig, oder natron- und salzhaltig. Einzelne Bergjoche unterbrechen die Einförmigkeit der Ebene, auch niedere, ziemlich schroffe Gebirgszüge, bewachsen mit Cactus

in allen Formen, Yucca, Dassilirion, Agaven und niederen Fächerpalmen (Chamörops), Schinus und verschiedenen Mimosenarten, vorzüglich die gummireiche Mesquite, sind über Ebenen und Höhen zerstreut, oft hoch und schattig, aber meist krüppelhaft und knorrig, und hin und wieder bilden Syngenesisten mit grauem hartem Blatt eine Art Buschwerk am Fuß der Hügel. In der Regenzeit, von Junius bis October, bedecken sich diese Ebenen mit frischem Grün und hohem Graswuchs, aber schon im December ist er ergraut, die Wasserlachen welche in den Niederungen standen, vertrocknen, und in den wärmsten Monaten, April und Mai, trifft man oft auf mehreren Tagreisen kein Wasser, als höchstens etwas salzigen trüben Schlamm.

In diesen Steppen findet man die stärkste Pferde- und Maulthierzucht. Die Haciendas und ihre Estancias genießen nur an wenigen Stellen die Wohlthat eines wasserreichen Quelles (ojo de agua) oder Baches; die meisten müssen aus künstlichen, durch Ausgrabungen und Aufdämmungen für das Regenwasser gebildeten Sammelteichen oder tiefen Ziehbrunnen für sich und ihre Heerden das Wasser erhalten. Bei der Höhe der Lage, (auf 6 bis 8000 Fuß hohen Flächen), bei der reinen, völlig wolkenlosen Atmosphäre, der kräftigen Sonne und den austrocknenden Winden ist die Verdunstung des Wassers außerordentlich stark, und die Vorräthe der Sammelteiche halten nicht für die ganze Trockenzeit aus. Deßhalb müssen die Norias in Bewegung gesetzt werden, sogenannte Rosenkränze, welche mit einer Göpelvorrichtung aus tiefen Brunnen das Wasser ziehen, und in große gemauerte Tränken ausleeren. Vom Grauen des Tages bis zum Abend wird dieses Schöpfwerk durch Pferde oder Maulthiere getrieben, und fortwährend kommen die Heerden heran, um ihren brennenden Durst zu stillen.

Die Zucht der Pferde erfordert mehr Aufmerksamkeit als die des Rindviehes. Letzteres wird von seinem Instinkt nach den Wasserplätzen geführt, in den tiefsten Schluchten sucht es die Quellen, wandert täglich einige Stunden weit nach dem

Fluß oder See und kehrt stets wieder vor Nacht auf seine Lieblingsweide zurück. „Un buey solo se lambe“ (der Ochse leckt sich allein), sagt das Sprüchwort der Hirten, d. h. die meisten Verwundungen heilt sich das Rindvieh mit seiner langen rauhen Zunge; nicht so die Pferde. Bei jeder Verwundung muß der Hirt sehen, daß sie keine Würmer ziehe, und täglich muß er die Heerde zum Wasser treiben, weil sie sonst vor Durst verschmachten würde. Die Stuten halten sich stets in Trupps von vierzig bis sechzig Stück (atajo) zusammen, und haben einen Hengst zum Führer, der an der Spitze seiner Schaar läuft, sie oft umkreist, die Saumseligen herbeiruft, und mit jedem Hengst der sich nähern will, einen wüthenden Kampf beginnt. Es ist ein schöner Anblick, wenn die Hirten ihre Atajos zur Tränke treiben (man hält darauf, daß jeder Atajo von einerlei Farbe sei): wiehernd kommt die Heerde über die Ebene gebraust, die Füllen rennen muthwillig neben ihren Müttern, und diese überwachen sorgsam jede Bewegung ihrer jüngern Kinder, um sie vor Schaden zu wahren. Bei dem Brunnen ist das Gehöft, in welches die Thiere eingetrieben werden, wenn irgend eine Arbeit mit ihnen vorzunehmen ist. Da werden Wunden curirt, Kranke in Pflege genommen, das Innere der Ohren mit einer Scheere geschoren, die Schweife der Stuten gestutzt und die jungen Hengste geschnitten.

Zum Reiten und Fahren gebraucht man nie Hengste, und auch die Stuten seltener als in Europa; gewöhnlich reiten die Frauen der Landleute nur Stuten. Die mexicanischen Pferde sind nicht sehr groß, aber gleichen in ihrem Bau sehr den arabischen. Der Kopf ist klein, die Nase wenig gebogen, die Nüstern weit und fein; starke Adern laufen an dem Kopfe hin, das Auge ist lebhaft, und das kleine Ohr sehr beweglich. Sie sind fest auf den Knochen, wiewohl die Beine fein gebaut sind. Der Huf ist klein und hart und wird selten beschlagen; den schwarzen Huf zieht man dem hellfarbigen vor.

Bei einer so ausgedehnten Pferdezucht findet man natürlich verschiedene Racen, welche aber alle andalusische und Berber-

Pferde zu Stammältern haben. Häufig sieht man leichtgebaute Thiere, von Feuer und Ausdauer, welche den dünnen Schweif ganz wie die arabischen Pferde tragen, und sehr gesucht sind; gewöhnlich aber ist der Schweif und die Mähne stark. Eine eigene Race bilden die Paßgänger, deren rascher Schritt dem Trab an Schnelligkeit gleichkommt, dem Thier nicht den Athem benimmt, und den Reiter so wenig belästigt, als ob er in einer Sänfte säße. Mit einem guten Paßgänger macht man Tagereisen von zehn deutschen Meilen ohne zu ermüden, und legt gewöhnlich die Meile in weniger als einer Stunde zurück. Ueberhaupt ist das mexicanische Pferd hart gewöhnt und bedarf wenig Pflege. In der Frühe wird es gesattelt, nachdem es erst getrunken hat, und macht eine starke Tagereise ohne Futter, ohne Rast, oft in den steilsten Gebirgen oder durch brennende Ebenen. Langt man am Abend an und hat abgesattelt, so läßt man es einen Augenblick frei, damit es sich im Sande wälze, tränkt es wieder und wäscht ihm den Rücken, so weit der Sattel gelegen hat, dann bekommt es trockenes Futter, geschnittenes Stroh mit Mais oder Gerste gemischt, so viel, daß es die Nacht über zu fressen hat. Häufig wird es ihm so gut nicht geboten, sondern es wird nach der Tagereise an einen langen Strick gebunden, damit es von Gras sich nähre, oder mit zusammengekoppelten Vorderfüßen frei gelassen. Striegel und Bürste kennt man nur in der Stadt; der Landmann reibt sein Pferd mit einer Hand voll Magueyfaser, oder badet es in jeder Woche zweimal. Das mexicanische Pferd ist nicht falsch, es ist ein wirkliches Hausthier, das seinen Herrn kennt, auf der freien Weide zu ihm läuft, sich streicheln läßt, und das dargebotene Salz aus der Hand leckt. Ein Pferd welches beißt oder schlägt ist eine Seltenheit. Die Pferde sind den Kindern befreundet, die unter ihnen herkriechen und ihr Brod mit ihnen theilen.

Einen ganz andern Charakter hat das Maulthier; es hat keine Anhänglichkeit an seinen Herrn, kein Ehrgefühl, tritt und beißt, ist launig und störrig, bedarf Peitsche und Sporn. Und doch ist es wieder ein höchst nützliches Thier für das Land,

welches auf den gefährlichsten Gebirgspfaden mit Sicherheit seine Bürde trägt, wie eine Gemse die Schluchten durchklettert, und auf den Ebenen mit schmaler Kost sich begnügt. Fast aller Transport wird durch Maulthiere besorgt; auf guten Wegen trägt ein Thier vier Centner, im Gebirge drei, und es ist bewundernswerth, wie lange sie bei täglicher schwerer Arbeit ausdauern.

Die Zucht der Maulthiere wird auf den nördlichen Hochebenen betrieben, und ist schwieriger als die der Pferde. Die Eselhengste, die man als Beschäler hält, sind theuer, und werden oft mit 500 Dollars und mehr das Stück bezahlt. Aber ein Maulthier hat auch den dreifachen Werth eines Pferdes. Vierjährige Füllen kauft man in Partieen von der Weide weg, zu 8 bis 10 Dollars das Stück, Maulthiere zu 25 bis 30 Dollars. Die größern Stutereien haben oft 8 bis 10,000 Stück Pferde und Maulthiere, und machen gewöhnlich im Winter ihre Verkäufe nach den Hauptstädten des Landes.

Die Hirten dieser Gestüte gehören zu den verwegendsten Reitern, die es irgend gibt. Sie führen ein armseliges Leben, denn ihr Gehalt übersteigt selten 5 Dollars im Monat und ein geringes Maß Mais; sie wohnen in elenden Hütten, ihre Kleidung ist von braunem Hirschleder, ihr Fuß ist unbeschuht, selten sehen sie ein Dorf oder genießen die Freuden der Gesellschaft. Aber dennoch tauschen sie mit keinem andern Beruf, ihr halbes Leben bringen sie im Sattel zu, ihre Freude ist, mit dem andern Hirten um die Wette zu jagen, den Lazo zu werfen und die ungezähmten Pferde und Maulthiere zu besteigen. Ihr Uebermuth kennt hierin keine Grenzen, kein Sturz und keine Verwundung schreckt sie zurück, und der Ehrgeiz läßt sie jedes Wagniß versuchen. Es ist ein gewöhnliches Spiel, wenn sie einige hundert unzugerittene Pferde in den Hof getrieben haben, eins zu bezeichnen, welches bestiegen werden soll. Der welcher es unternimmt setzt sich auf den Pfosten des Thores, läßt die Heerde heraustreiben und springt wie eine Tiegerkatze auf das wilde Roß, ohne Sattel, ohne Zaum, ohne irgend einen Halt.

An der flatternden Mähne faßt sich der Waghals, fliegt über die Ebene hin durch Dorngebüsch, unter stachelichten Bäumen her, deren Aeste ihm den Rücken verwunden; aber er fällt nicht, ja er knüpft mit einer Hand seinen Gürtel los und schlingt ihn um des Pferdes Nase, um es umdrehen zu können; so bringt er das schäumende dampfende Thier nach dem Hofe zurück.

Diese Hirten jagen zum Vergnügen die Coyotes (Schakal) auf der Ebene mit ihrem Lazo, selbst den Hirsch erreichen sie oft mit der Schlinge oder den Hasen, welcher sich in Menge in den Savanen findet. Treffen sie Stiere auf der Ebene, so ist ihre Freude diesen nachzujagen, den Schweif zu fassen und durch eine rasche Drehung des Pferdes das starke Thier auf den Boden zu werfen. Colear heißt diese Lieblingsunterhaltung, welche die Hirten und Rancheros in ein förmliches System gebracht haben, und ihre Regeln dabei rühmen, die zur Meisterschaft führen. Die ersten Proben bringen gewöhnlich den Reiter auf den Boden, und neben dem Gelächter der Genossen verwundet ihn nicht selten der Fall oder das Horn des Stieres, aber nichts würde ihn abhalten, den Versuch zu erneuern.

Allerlei Muthwill treibt dieses Volk zu Pferde, sie stellen sich in den Sattel, setzen sich verkehrt, seitwärts, oder beugen sich im Galopp bis auf den Boden um einen Stein aufzuheben und damit zu werfen. Oft auch jagen zwei nebeneinander hin, umschlingen sich, und suchen einer den andern aus dem Sattel zu werfen, wobei nicht selten beide Ringer den Boden messen, und auch schon mancher das Leben eingebüßt hat.

Von der frühesten Jugend an wird das Reiterleben gewöhnt; zu Pferde wird der Täufling nach der Kirche gebracht, zu Pferde nimmt die Mutter den Säugling an die Brust, und den kleinen Knaben setzt der Vater vor sich auf den Sattel. Ist der Junge drei oder vier Jahre alt, so muß er schon hinter dem Alten sitzen und sich an seinen Gürtel festpacken. Der achtjährige Knabe tummelt schon allein sein Roß, und die Frauen und Mädchen sind sattelfest und kühn, trotzdem daß der Sitz auf einer Seite weniger zum Halten geeignet ist. Die Mexicanerinnen

sitzen auf der rechten Seite des Pferdes, und es gehört zur Galanterie der jungen Rancheros, sich ohne Bügel hinter den Sattel zu schwingen, den Schönen ihren Hut aufzusetzen, und den Zügel zu führen. Wie trefflich sich die Hirtentöchter auf das Reiten verstehen, davon nur ein Beispiel, das mir einst mein alter Diener erzählte, und das ich in seiner naiven Erzählungsweise wiedergeben werde:

„In meinen jungen Jahren kam ich oft auf meinen weiten Reisen als Arriero — ich war damals Cargador*) eines Atajo — auf eine Estancia des Staates von Durango. Der Caporal (Oberhirt) war mir befreundet; was mich aber hauptsächlich nach dem Hause zog, waren zwei Mädchen, seine Töchter, frisch wie die Rosen und muthwillig wie die Füllen. Die jüngere besonders, Josephita hieß sie, leuchtete mir in die Augen, ich glühte für sie und hatte mir vorgenommen, um sie anzuhalten. Der Alte mochte meine Absicht wohl merken, und sah mich gern, weil ich stets einen guten Schluck Catalan (spanischen Branntwein aus Trauben) und ächte Orizava-Cigarren vom Süden mitbrachte; und da ich ein schmucker Bursche war, auch Geld durch die Finger laufen ließ, war mir das Mädchen gar nicht abhold, ja ich glaube, daß sie gewiß nicht nein gesagt hätte, wenn es zur Hauptfrage gekommen wäre. So war ich einmal da auf der Durchreise und kam der Sache schon näher; der Alte ließ mich nicht weg und ich ließ mich gerne halten, trotzdem daß meine Leute schon voraus waren. Denn mein Künftiger versprach mir eins seiner vortrefflichen Pferde zu leihen, womit ich meinen Atajo am folgenden Tage leicht einholen könnte. Wenn man verliebt ist, Herr, läßt man sich das nicht zweimal sagen. Am Morgen meiner Abreise bringt man mir ein prächtiges Pferd, dem ich es an dem lebhaften Ohr

*) Ein atajo de mulas sind 25 Lastthiere, welchen ein Oberknecht oder Cargador, fünf Arrieros und ein Knabe, der mit der weißen oder scheckigen Stute, die ein Glöckchen am Halse hat, vorangeht, als leitendes Personal beigegeben ist.

und den Teufelsaugen ansehe, daß es wie ein Falke dahinfliegen müsse. Die ganze Familie steht mit mir vor der Thüre, ich verabschiede mich mit dem Versprechen bald wiederzukommen, und mit einem schmachtenden Blick nach meinem Herzblatt gehe ich auf mein Roß zu, um mich als geübter Reiter mit Anstand in den Sattel zu schwingen. Aber wie ich die Zügel fasse, bäumt sich der Satan, schnaubt wie ein Tiger, und es ist mir nicht möglich, nur den Fuß in den Bügel zu bringen. Da tritt meine Schöne vor und sagt: wie, Don Manuel, Sie können nicht dieses zahme Pferd reiten? Soll ich es Ihnen erst zeigen wie man es anfängt? Und damit faßte sie den Zügel, flog wie ein Ball in den Sattel, gab dem trotzigen Thier einen Peitschenhieb, galloppirte zierlich im Kreise herum, sprengte dann vor mich hin und sagte spöttisch: jetzt werden Sie es wohl auch fertig bringen. Das war wohl der Fall, aber ich war vernichtet vor Scham, und hatte solchen Respect vor der Reiterin, daß ich in meinem Leben nicht wieder in das Haus kam.

Auf den meisten großen Gestüten wird die Schafzucht als ein nothwendiger Theil des Betriebes angesehen. Man hält einige tausend Stück Schafe, deren Ertrag in der Regel alle Unkosten des Gutes deckt, so daß der Verkauf der Maulthiere und Pferde den reinen Gewinn liefert. Die Schafzucht wird in den meisten Gegenden weniger der Wolle, als des Talges und Fleisches wegen betrieben. Die Race ist schlecht und die Wolle ordinär, wiewohl die ausgedehnten trockenen Weiden, die Bergrücken voller aromatischer Kräuter und das gleichmäßige Klima die veredelte Schafzucht im höchsten Grade begünstigen würden. Aus Egoismus und kleinlicher Eifersucht führten die Spanier nicht die Merinozucht in ihren Colonien ein. Wie sie den Anbau der Reben, Oliven und Maulbeeren geradezu in Mexico verboten, um dem Mutterlande den Handel mit Wein, Oel und Seide zu bewahren, so wollten sie auch den Handel mit feinen Tüchern allein in der Hand behalten, ohne zu calculiren, daß ihnen der Handel mit feiner Wolle viel größeren Gewinn gebracht hätte.

Erst in neuester Zeit haben einige strebsame Mexicaner mit schweren Kosten feine Mutterschafe und Böcke aus Sachsen und den Pyrenäen kommen lassen, durch welche auf ihren Gütern bereits eine edlere Mischungsrace erzielt wurde.

Die Hirten der Schafe gehen bescheidentlich zu Fuß oder haben einen Esel, der einen Topf, etwas Salz und einen Schlauch mit Wasser neben seinem Arkadier trägt. Der Hauptschatz des Schäfers ist ein gutes Stück Zunder und ein tüchtiger Kürbiß mit Wasser. Tagelang kommt er zu keiner Quelle, wochenlang unter kein wirthliches Obdach. In den dürren Ebenen, unter dem wolkenlosen Himmel brennt die Sonne am Tage, und Nachts weht ein kalter Wind auf den Plateaux, die meist höher liegen als das Gotthardskloster in den Alpen. Stets campirt der Schäfer unter den Gestirnen, die er kennt und beobachtet wie der alte Chaldäer; hinter einem Felsenstück, in einer Höhle, oder unter einem Riesencactus schlägt er sein Nachtlager auf, und schützt sich gegen Hagel und Regen in der Regenzeit allein mit seiner wollenen Decke und einer dichtgeflochtenen Matte, die ihm das Zelt ersetzt. Seine zottigen Hunde sind die treuen Gefährten, welche in der Nacht die Annäherung der Wölfe und Cayotes verkünden, am Tage die zerstreute Heerde sammeln. Die Hauptwaffe des Schäfers ist die Schleuder, in deren Handhabung er große Fertigkeit besitzt. Oft gebraucht er sie gegen den Adler, der die fetten Lämmer liebt und von den sausenden Steinen verscheucht wird. Zahlt ihm aber sein Herr Schußgeld (4 Real vom Stück), so bemüht er sich nicht, den König der Lüfte zu verjagen. Wenn ein Adler die Heerde umkreist, so drängen sich die Schafe dicht zusammen, aber der schlaue Vogel streicht so nahe an den Rand der Heerde, daß er gewöhnlich ein schüchternes Thier aus der geschlossenen Reihe treibt und das vereinzelte tödtet. Er trägt seine Beute nicht fort, sondern schneidet sie auf dem Boden an, und frißt so viel, daß er sich nur schwer bewegen kann. Diesen Zeitpunkt wartet der Schäfer ruhig ab, schleicht sich heran, den Lazo in der Hand, und fängt den Adler, der sich schwerfällig

abmüht, sich über den Boden zu erheben. Auch mit dem Bär kommt er bisweilen in Conflict, wenn er, der Früchte müde, nach einem Braten Gelüste trägt. Er wirft ihm den Lazo um den Hals und zieht an, worauf sich der Bär aufrichtet und mit beiden Tatzen den Strick faßt. Stets anziehend nähert sich der Hirt und schlägt ihm mit seinem schweren Waidmesser gerade über den Schädel, betäubt ihn so und tödtet ihn.

Diese und andere Abenteuer füllen die Einförmigkeit und Einsamkeit des Nomadenlebens aus und geben Stoff zu fabelhaften Erzählungen in der Zeit der Matanza, wenn alle Heerden in der Hacienda sich sammeln. Denn wie ich schon bemerkt, ist der Gewinn des Talges die Hauptnutzung der Schafe. Deßhalb werden am Ende der Regenzeit die Heerden versammelt, die fetten Hämmel und alten Mutterschafe ausgewählt und geschlachtet. In einem eigenen Gebäude steht eine Reihe großer Kessel, in welchen alles Fleisch mit Wasser ausgebraten wird. Der feste Talg wird in flachen Klumpen von zwei Centnern in Schaffelle gepackt, und wandert so nach den Städten, vorzüglich auch nach den Bergwerksdistricten, weil bei den Grubenarbeiten nur Talglichte verwendet werden.

Die Zeit dieser Schlächterei (Matanza) währt gewöhnlich einen Monat, und ist für die Hirten ein Fest, bei dem sie sich für die Mühen des Weidelebens entschädigen. Sie haben nämlich die Arbeit des Schlachtens, Abhäutens und Zerlegens zu besorgen, und erhalten als Extralohn den Kopf und die Eingeweide der Schlachtopfer. Aus den Eingeweiden fertigen sie schlechte Darmsaiten für den großen Verbrauch des Landes, und mästen sich und ihre Familien mit Schafsköpfen und Lebern für lange Zeit.

Das ausgebratene Fleisch (carne de chito), wovon nach einer Matanza große Berge daliegen, wird von Händlern billig aufgekauft und nach den Dörfern gebracht, wo es auf den Märkten die Indianer kaufen und, mit spanischem Pfeffer gewürzt, als Delicatesse verzehren.

Auf ähnliche Weise wird die Zucht der Ziegen betrieben, welche auf geeigneten Ländereien als eine sehr lucrative angesehen wird. Die Ziege ist härter als das Schaf, und leidet weniger durch Klimawechsel und Nässe. Das steile, unfruchtbare Gebirge, die Lavastürze alter Vulcane und die mit Dornen und Schlingpflanzen überzogenen Kalkhöhen der Misteca sind das Paradies der Ziegen. Im Sommer weiden sie bis zu den höchsten Gipfeln der Cordilleren, im Winter aber werden sie auf den Vorbergen und an dem Fuß der Ebenen gehütet.

Die Ziegen werfen zweimal im Jahr, und die beliebteste Race wirft stets Zwillinge. Während der Sommerzeit benutzt man die Milch für die Käsebereitung; die kleinen runden Ziegenkäse werden überall im Lande verkauft. Aber die Hauptnutzung ist, wie bei der Schafzucht, die Gewinnung des Talges. Gegen das Spätjahr sind die alten Ziegen trächtig, und dann am fettesten. Diese Zeit wählt man für die Schlächtereien, welche sich von denen der Schafe nicht unterscheiden. Auf einen fetten Bock rechnet man zwölf, auf eine Ziege acht bis zehn Pfund Talg, welcher an die Seifensieder und Lichterzieher abgesetzt wird. Die Felle werden zum großen Theil nach Europa verschifft.

Der Ziegenhirt ist der armseligste von allen Hirten (meist Indianer), aber ein großer Schalk, der seinen Herrn um manches Zicklein betrügt, und mit dem zerrissenen Fell darthut, daß es unter den Zähnen des Wolfes oder Cayotes geblutet habe. An den Bergeshalden sieht man den braunen Menschen hinziehen, von seinen Hunden umgeben; mit der Schleuder umgürtet, seine Matte auf dem Rücken und den Flaschenkürbiß an der Seite. Er nährt sich von den Früchten des Cactus und allerlei Wurzeln, aber er sorgt auch dafür, daß ihm das getrocknete Fleisch nicht ausgehe, und sein Horn mit Pinole nicht leer werde (Mehl von geröstetem Mais mit Zucker gemischt). Bisweilen sieht man ihn Körbchen und Matten aus Palmblättern flechten, bisweilen Schnitzwerk aus Holz fertigen; doch nur wo er freie Umsicht hat, kann er es, weil seine munteren Pfleg-

befohlenen arge Kletterer sind, und jeden Augenblick der Capitan (Oberhirt) kommen kann, der stets nachzählt und die Nachlässigkeit straft. Nicht an Tityrus und Meliböus denkt man, wenn man die struppigen Gestalten sieht, und trotz des einfachsten Naturlebens suche man nicht Paradiesesunschuld bei diesem Faunengeschlecht.

Auch dem Schwein muß ich noch einige Worte widmen, das sich in unendlicher Zahl im Lande verbreitet findet. Moses und Mohammed verboten den Genuß des Schweinefleisches aus gesundheitspolizeilichen Rücksichten, und auch im heißen Theile Mexico's möchte ein solches Gebot heilsam sein. Das fette, weichliche Fleisch erschlafft den ohnehin durch das Klima schlaffen Organismus noch mehr, und verstärkt die Disposition zu Fiebern und Hautkrankheiten. Die starke Beimischung brennender Gewürze, vorzüglich spanischen Pfeffers, mag wohl instinctmäßig angewandt sein, aber von diesem Uebermaße der Stimulantien rühren auch wieder die Leberkrankheiten und der Magenkrampf her, welche bei den Eingebornen so außerordentlich häufig vorkommen. Aber die Leute sind gute katholische Christen, und fragen nichts nach Moses und Mohammed, sind auch sonst der Polizei nicht sehr ergeben, deßhalb werden Schweinerei und Schweine nach wie vor kultivirt werden.

Der Dorfbewohner wie der Ranchero hält sich Schweine um sein Haus, welche selten eingeschlossen sind, sondern gewöhnlich volle Freiheit genießen. Sie kennen ihr Haus und verlaufen sich nicht, wenn sie auch weite Excursionen in's Freie machen, um Wasser und Nahrung zu suchen. So lange sie nicht ausgewachsen sind, bekommen sie nur die Küchenabfälle, um sie an das Haus zu gewöhnen, und schlafen im Freien bei der Hütte ihres Herrn, einträchtig mit den Hunden, welche häufig in kalten Nächten, der Wärme wegen, auf dem Borstenvieh ihr Lager nehmen. Haben sie ihr Wachsthum erreicht, so erhalten sie einen engen Stall von Baumstämmen, und werden mit Mais gemästet. Man zieht sowohl die europäische als die

polynesische Race; letztere ist klein, kurzbeinig, mit krausen Borsten, wird aber außerordentlich fett.

Der Mexicaner zieht die Schweine nicht wie unser Bauer, um Wintervorräthe von Rauchfleisch, Wurst und Speck einzulegen, sondern vorzüglich des Fettes wegen. Der größte Theil des geschlachteten Thieres wird ausgebraten, und nur die mageren Stücke für die Küche bestimmt, oder zu Bratwürsten und stark gepfefferten Knoblauchswürsten verarbeitet. Das Schmalz ist die Hauptsache, weil im ganzen Lande nur dieses allein zum Schmälzen der Speisen verbraucht wird. Die Bäckereien verwenden für das mürbe Brod einzig Schweinefett, und der größte Theil der Seife wird aus demselben Material fabricirt. Der Verbrauch der Seife aber ist außerordentlich groß im Lande, theils weil alle Wäsche in kaltem fließendem Wasser gewaschen wird, theils weil sich das Volk viel badet und stets dabei Seife verwendet.

Gerade dieser starke Verbrauch des Fettes macht es erklärlich, daß die Schweinezucht in großem Maßstabe betrieben wird und zwar in den Gegenden, die Ueberfluß an Ackerbauproducten haben. Güter, welche Mais, Gerste, Saubohnen und Erbsen in großer Menge ziehen, und keinen nahen Markt für ihre Producte haben, verwerthen einen Theil derselben vortheilhaft durch Mästung. In Guadalajara und Mechoacan, im Thal von Toluca wie auf den Ebenen von Perote mästen manche Güter einige tausend Stück Schweine in jedem Jahr, und verkaufen sie partienweise an die Seifenfabrikanten und Schinkensalzer. Die mexicanischen Schinken haben keine Aehnlichkeit mit den westfälischen; sie sind sehr fett, und werden hauptsächlich für die Küche, als Zuthat zu der Ollapotrida und andern Gerichten, gebraucht.

Wo die Zucht im Großen besteht, wird die Heerde von mehreren Hirten, die lange Peitschen führen, nach Moorgründen und feuchten Weiden getrieben, aber nur den Tag über, und kehrt am Abend in die Höfe zurück, wo ihnen eine kleine Quantität Hülsenfrüchte vorgeworfen wird. Die ausgewachse-

nen castrirten Thiere kommen in besondere Höfe und erhalten reichliches Futter von Hülsenfrüchten und Gerste; sie werden noch öfter in's Freie getrieben, aber auf kürzere Zeit, und mehr der Bewegung wegen, als um Nahrung zu suchen. Hier setzen sie schon gutes Fett an, und können nun nach bestimmter Zeit zur letzten Stufe promovirt werden, zum Hof der Vollmastung. In diesem wird nur Mais gefüttert, welcher weißes und festes Fett erzeugt. Große Reinlichkeit herrscht hier: die Tröge werden gewaschen, die Tränken haben klares Wasser, Dächer schützen gegen die brennende Sonne, und man wacht sorgfältig darüber, daß kein Getöse, kein Schreck die Gemüther beunruhige und die Fettbildung störe. Ein alter, sanftmüthiger Diener pflegt hier das Gedeihen der behaglichen Schaar zu überwachen, bald sie mit den Klängen einer Guitarre in süßen Schlummer wiegend, bald mit einem großen Hornkamm durch weiches Kitzeln magnetisirend.

O schönes Bild der Glückseligkeit, fett zu werden ohne Arbeit, gepflegt zu sein von zarten Händen, eingelullt von süßer Musik! O edler Beruf eines Sängers, den fetten Wesen das kurze Dasein zu verschönern! Der barbarische Polyphag, der Mensch zerreißt den schönen Traum, und opfert das vollendete Geschöpf dem Moloch des Egoismus. Der Schlachttag kommt — Hunderte der besten Bürger des Hofes werden erwürgt und müssen ihr eigenes Fell dazu leihen, damit ihr sauererworbenes Fett in die weite Welt transportirt werde. Wende deinen Blick ab, zartfühlender Aldermann!

Nach dieser flüchtigen Uebersicht der Viehzucht und des Hirtenstandes mögen noch einige Bemerkungen über das Leben der Hirten folgen. Unter den bezahlten Dienern großer Güter zeichnen sich die Kuh- und Pferdehirten neben den Schäfern aus wie das Roß neben dem Esel. Es sind Leute, die etwas auf ihre Ehre halten, treu dienen und sich durch Sparsamkeit gewöhnlich einen kleinen Viehstand erwerben, den sie als Pächter vergrößern. Die Ziegenhirten und Schäfer dagegen müssen beständig von den Oberhirten controlirt werden, und dennoch

bestehlen sie die Heerde, wo sie nur können, nicht nur, um sich und ihre Familien damit zu füttern, sondern auch um zu verkaufen, wo es nur gefahrlos geschehen kann. In vielen gebirgigen Gegenden, z. B. in der Mizteca, gibt es kleine Bauern, welche sich mit der Ziegen- und Schafzucht abgeben. Diese haben ihre Weiden eingehägt, lassen aber die kleine Heerde nicht ohne Aufsicht, und benutzen die Muße zum Mattenflechten. Mir erschienen diese Gegenden traurig und armselig, die Hirtenbevölkerung vorherrschend indianisch, stumpfsinnig und ohne originellen Aufschwung. Anders ist es mit den vielen kleinen Pächtern, welche gemischte Viehzucht treiben, oder den Rancheros, welche auf eigenem Lande ihre Weiden haben. Diese sind stets weiße Creolen oder fast weiße Mestizen in den nördlichen Gegenden; stark mit indianischem Blut gemischt in den südlichen. Dagegen findet man auf der östlichen und westlichen Küste den afrikanischen Typus vorherrschend: krauses Haar, dicke Lippen, braune Farbe, welcher verschwindet im Verhältniß der Annäherung zum Hochlande. Je nach den verschiedenen Gegenden haben diese Rancheros ihre ausgeprägte Eigenthümlichkeit. Der Jarocho der Ostküste spricht einen besonderen Dialekt, in welchem das S, vorzüglich am Ende der Wörter, fast verschluckt wird, z. B. la mugere statt las mugeres. Er kleidet sich in die blaue Chamarra, einen langen, wollenen Kittel, trägt stets sein Machete (Schneidwaffe mit gerader Klinge, dem Hirschfänger ähnlich) umgegürtet, spricht viel, schreit viel, streitet sich über Kleinigkeiten; es ist aber so schlimm nicht, wenn er auch rasch sein Machete zieht, denn gewöhnlich steckt er es ohne Blutvergießen ein. Dem Hazardspiel ist er leidenschaftlich ergeben, und wo eine Saite klingt, da ist er zum Tanz bereit. Alle schwere Arbeit scheut er, deßhalb ist ihm die Viehzucht am bequemsten, und was er zu Pferd verrichten kann, thut er mit Ausdauer. Seine Tapferkeit wird nicht sehr gerühmt, doch focht er lange gegen die Spanier, und zuletzt gegen die Amerikaner, wobei ihm seine große Ortskenntniß in den dichten Wäldern und pfadlosen Einöden mehr als seine Waffe nützte. Die Frauen lieben den

Putz und die Veränderung, arbeiten so wenig wie möglich, schaukeln sich in ihrer Hängematte und fächeln sich Kühlung mit einem Zweig. Wenn sie zum Tanz gehen, darf der eigenthümliche goldene Kamm nicht fehlen und die großen Ohrringe, sowie Blumen im Haar, womit sie sich auch im Hause schmücken; Lesen und Schreiben lernen sie nicht, wohl aber eine Menge Lieder, wie sie bei den Tänzen gesungen werden. Sie sind heftig in ihren Leidenschaften, in Liebe und Haß, und beide Geschlechter zeigen in ihrem Leichtsinn das afrikanische Naturell und die laxen Sitten der heißen Zone.

Mit geringer Verschiedenheit finden sich dieselben Gewohnheiten nach den Küsten der Südsee, wiewohl jeder Gebirgszug, jedes Flußgebiet eigenthümliche Nüancen darbietet. Ein anderes Volk sind die Hirten der Hochebenen; sie sind aufgeweckt und thätig, rasch in ihren Bewegungen, unternehmend und tapfer. In den Unabhängigkeitskriegen mit den Spaniern bildeten sie den Kern der Reiterei, und zeichneten sich durch Verwegenheit und Ausdauer ebensowohl, wie durch Klugheit und Umsicht aus. Galeana, Aldama, Ortiz, Garcia, Flores und andere waren gefürchtete Gegner der Spanier, welche sich aus tüchtigen Hirten zu tapfern Anführern der Patrioten heraufgebildet hatten. Die Rancheros des Mesquital, von Morelia und dem Bajio, von Guadalajara und Durango sind ein ritterlicher Schlag Menschen, die sich fühlen und ihre Kräfte zu gebrauchen wissen. Sie könnten dem Lande eine Stütze sein, wenn es die Regierung verstünde, sie als eine kräftige Landwehr zu organisiren. Aber sie haben ein Grauen vor dem Kasernendienst der Städte, und das Wort „Rekrutirung“ treibt sie zur Flucht in die Gebirge.

Der Ranchero liebt die Unabhängigkeit in seinem einsamen Hof; in seiner Nähe wohnt sein Sohn oder Schwiegersohn, also Glieder seiner Familie, mit denen er auf das innigste verbunden ist. Einige Dutzend Kühe und Ochsen, eine kleine Heerde Stuten und Pferde, einige hundert Schafe oder Ziegen bilden sein Vermögen; er pflanzt was er bedarf, und geht nur nach dem Dorfe an den hohen Festtagen, oder wenn er ein Kleidungsstück

nöthig hat. Die Frauen sind schlank und gut gewachsen, verstehen die Arbeit des Hauses, und scheuen sich auch nicht ein Pferd zu satteln und die Heerde nach der Tränke zu treiben, denn sie sind frischwangig und kräftig, etwas scheu und trotzig gegen Fremde, aber doch nicht unhöflich. Wenn sie die Arbeiten der Küche vollendet haben, sitzen sie singend unter der hohen Mesquite vor dem Hause und weben ein Umschlagtuch für sich, oder einen Gürtel oder ein Knieband für den Bruder oder Geliebten. Eine Heirath in der Familie bewegt nicht allein diese, sondern die ganze Rancheria. Es ist nicht genug, daß sich die jungen Leute ihrer gegenseitigen Neigung versichern, es müssen die Eltern einverstanden sein, ein guter Freund oder der Pfarrer muß die Werbung förmlich angebracht und günstigen Bescheid erhalten haben. Eine Hochzeit ist eine Begebenheit für die ganze Gegend, auf zehn Stunden weit sammeln sich alle Hirten zum Ehrentage, und der Bräutigam bringt der Braut ein schönes Pferd mit neuem Sattel, damit sie darauf zur Kirche reite. Schmuck sieht sie aus im weißen Musselinrock mit seidenem Gürtel, ein buntes Seidentuch um den Hals geknüpft und einen feinen Rebozo über den Kopf. Er in schwarzen Sammethosen mit silbernen Knöpfen, der blauen Jacke, dem braunen Hut mit goldenen Borten und der stattlichen Manga über die Schulter, gebärdet sich etwas unbeholfen vor den vielen Gästen, sitzt aber wohl zu Pferd.

Wie glänzend das Mahl, wie belebt der Tanz, wie neckisch der Gesang — das werde ich näher verkünden, wenn ich von Hochzeiten besonders rede. Für jetzt lassen wir das junge Paar in der neuen Hütte, wo es in der schlichten Weise fortlebt, in welcher seine Väter ergrauten. Nur das erfahre der Leser zum Schluß: daß die Ehen meist glücklich sind, und daß zahlreiche Nachkommenschaft die Wohnung des Hirten zu bevölkern pflegt.

XXIV. Bergbau und Bergmannsleben.

Als im Anfang des 16. Jahrhunderts die Spanier die Küste Mexicos betraten, war ihr erstes Zusammentreffen mit Eingebornen in dem Thale von Sempoallan, nicht ferne vom Meere. Es waren landbauende Totonaken, den Azteken unterworfen; aber dennoch trugen die Häuptlinge goldenen und silbernen Schmuck, welcher die gierigen Blicke der weißen Abentheurer fesselte. Ihre ersten Fragen waren: woher kommt dieses? Sie wurden nach Westen bedeutet. Als bald nachher die Gesandten Moctezumas reiche Geschenke an edeln Metallen, mit Smaragden geschmückt, überbrachten, um die ungebetenen Gäste zur Umkehr zu bewegen: da befestigte sich die Meinung, daß im Innern des Landes, wörtlich genommen, goldene Berge stünden, und die Losung war: vorwärts. Schon bei der ersten mühevollen Ueberschreitung des Gebirges erblickten sie am Rande der Hochebenen eine Stadt, die im Sonnenschein glänzte, und sie glaubten silberne Mauern und goldene Dächer zu erkennen. Fanden sie auch bald ihren Irrthum, so blieb doch ihr Glaube, daß weiter im Lande das gehoffte Ziel liege.

Nach unendlichen Mühen und Gefahren ward das mächtige Reich von Tenochtitlan gebrochen, die Sieger hatten reiche Beute erworben, aber befriedigt waren sie nicht. Der Ruf der Schätze zog Tausende von Spaniern herüber, deren erster und letzter Gedanke war, die Lagerstätten edler Metalle aufzusuchen. So wurde schon im ersten Jahrzehnt nach der Eroberung Mexicos in vielen Gegenden Bergbau auf Gold und Silber getrieben, und nach allen Seiten hin wurden reiche Lagerstätten entdeckt.

Die Azteken kannten die Schmelzung der Metalle, vielleicht auch die Verquickung, aber da sie mit dem Gebrauche des Eisens unbekannt waren, blieb ihr Bergbau unvollkommen. Nach den Traditionen der Azteken waren es die Tolteken, welchen lange vor ihnen die Kunst Metalle zu bearbeiten, von ihrem göttlichen Heros Quezalcoatl gelehrt worden war.

Die erobernden Azteken erweiterten ihre Erbschaft zur Kunstfertigkeit. Cortes beschreibt in seinem Berichte an Kaiser Carl V. die Stadt Mexico und den Markt, wie er ihn nach seinem ersten Besuche vor Eroberung der Stadt getroffen hatte. „Hier gibt es, sagte er unter andern, alle Arten Waaren, die man in allen Provinzen findet, sowohl von Lebensmitteln und Gemüsen, als von Schmucksachen, von Gold, Silber, Blei, Messing, Kupfer, Zinn, Stein, Knochen, Perlmutter, Muscheln und Federn. Man verkauft behauene und unbehauene Steine, Luftziegel, Backsteine u. s. w.“ Man verfertigte Spiegel von fein polirtem Gold, Schwefelkies und Obsidian, Waffen, Geschmeide aller Art, Gefäße u. s. w. Unter den Geschenken, welche Cortes von Moctezuma erhielt und die er an seinen König schickte, befand sich ein Fisch, welchen Carl V. dem Pabst schenkte. Benvenuto Collini sah ihn und nennt ihn ein großes Kunstwerk, indem der Körper von Silber, die Schuppen von Gold aus einem Gusse gemacht sei; was ihm unerklärlich scheine. Damals kannte man in Europa die Amalgamation nicht, es scheint aber, daß sie die Azteken kannten, wie sie noch künstliche Figuren aus Gold- und Silberamalgam bilden und dann das Quecksilber verflüchtigen. Verstanden auch die alten Indier die Bearbeitung der Metalle, so war doch ihr Bergbau offenbar in der Kindheit, aber in einem Lande, welches von der Natur mit unerschöpflichen Schätzen ausgerüstet ist, war es natürlich, daß reiche Erzgänge an der Oberfläche entblößt gefunden wurden, daß ganze Massen gediegenen Metalles sich durch ihren Glanz kundgaben. In allen Theilen des Landes gibt es noch heute ausgedehnte Lager goldhaltiger Seifen und Geschiebe z. B. in Sonora und Cinaloa, Oajaca rc. und goldhaltigen Alluvialgrund in den Flüssen und Bächen der Gebirge. Wir wissen es aus der Geschichte des Landes, daß die aztekischen Könige den unterjochten Völkern schweren Tribut auflegten an Goldsand und Goldkörnern, da wo das Land diese Schätze hervorbrachte. Silber findet sich noch heute in größeren Klumpen gediegen, sowohl in Gängen, als in Lagern, oft im Ausgehenden neu

entdeckter Adern, deren noch unzählige unberührt in den menschenleeren Gebirgen liegen. Wurde doch in den letzten 60 Jahren noch eine Masse gediegenen Silbers von 64 acobas, oder 16 Centnern, in einer offenbar vulcanischen Lagerstätte des nördlichen Mexicos aufgefunden. Die silberhaltigen Gebirge ziehen sich, mit nicht großer Unterbrechung durch das ganze Land; im Süden und im Norden, auf den Hochebenen und in den Küstengebirgen sind ausgedehnte Lagerstätten, deren Erze in allen möglichen Verbindungen erscheinen, mit Blei, Kupfer, Antimon, Arsenik, Zink und Eisen, oxidirt und geschwefelt. Die meisten Silbererze haben nebenbei einen Goldgehalt, wie denn Gold allein in Gängen viel seltener als Silber vorkommt.

Nicht minder verbreitet ist das Kupfer, das sich vererzt in Gängen und Lagern findet, aber auch gediegen und vollkommen rein in den wichtigen Lagern von Chihuahua ausgebeutet wird. Daß schon die alten Azteken die Schmelzung des Kupfers betrieben, ist außer Zweifel: ihre höchst einfache Schmelzmethode ohne Oefen kann man noch heute sehen in den Gruben von Santa Clara, im Staate von Mechoacan.

Wo die Ureinwohner ihr Silber holten und wie sie es schmolzen, wissen wir nicht mit Bestimmtheit; es wird jedoch behauptet, daß Tasco (auf der Südwestseite 30 Stunden von der Hauptstadt) und Pachuca (auf der Hochebene nördlich, 24 Stunden weit) die ältesten Bergwerksorte seien. Gewiß ist, daß hier die Spanier schon früher, vielleicht zuerst, den Grubenbau begannen. In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wurden schon viele Bergwerke betrieben und es bestehen bereits von Carl V. verschiedene Edicte, worin er anempfiehlt, die Bergwerke regelmäßig nach der in Deutschland erprobten Weise und mit den daselbst üblichen Werkzeugen zu betreiben, auch den der Krone zukommenden Zehnten zu entrichten.

Die Ungeduld, mit welcher man nach edeln Metallen spähte, ließ überall, wo nur irgend Anzeigen von Erzen waren, Versuche anstellen, häufig verließ man die Arbeiten, wenn sie nicht schnell von Erfolg gekrönt waren, um an einer andern Stelle

aufs Neue das Glück zu versuchen. Da wo aber gleich im Beginne reiche Anbrüche gefunden wurden, die sich nachhaltig zeigten, wie an vielen Stellen der Fall war, erwuchs schnell ein Dorf, eine Stadt, mochte die Gegend noch so rauh und unwirthlich sein. Sowie in der kalten traurigen Einöde von Pasco in Hochperu, in einer Höhe von mehr als dreizehntausend Fuß, die nachhaltig reichen Silbererze, eine stark bevölkerte Stadt hervorzauberten: so wurden in Mexico, freilich unter weniger ungünstigen Verhältnissen, die Städte Guanajuato und Zacatecas, Durango, San Luis Potosi, Fresnillo, Tlalpujahua und viele andere begründet. Ja noch heute entstehen auf diese Weise, oft in überraschend kurzer Zeit, Ortschaften von einigen tausend Einwohnern, welche die Hoffnung des Gewinnes zusammenführt.

In Mexico schritt die Eroberung des Landes, nach dem Fall des Reiches der Azteken, hauptsächlich darum so rasch vorwärts, weil die Krieger in jedem neuen Gebirge, das sie vor sich sahen, neue und größere Schätze zu finden hofften. Mit wahrer Hast durchsuchten sie die Gebirge, zwangen die Indier zu mühevoller Arbeit und sie, die nur an die heitere Beschäftigung des Landbaues gewöhnt waren, brachen zusammen unter der ungewohnten Anstrengung in den dunkeln Schachten. Erst mit der Zeit wurden diese Verhältnisse geregelt, das Loos der Indianer wurde erträglicher durch den Schutz der Regierung, die Erwerbung der Gruben wurde an bestimmte Formalitäten geknüpft. Die spanische Regierung erkannte, wie wichtig für den Schatz ein schwunghafter Minenbetrieb sei, sie erließ deßhalb nach und nach eine Menge Gesetze zum Schutze des Bergwesens, welche namentlich auch die Sicherheit der Arbeiter und die Erhaltung der Gruben vorsahen. Die deutschen Bergwerksgesetze wurden dabei zum Muster genommen und zuletzt alle auf den Bergbau bezüglichen Verfügungen in einen codex verarbeitet, unter dem Titel: Ordenanzas de la Mineria de Nueva Espanna.

Dies Gesetzbuch, das bis heute in Mexico gilt, begünstigt den Stand der Bergleute auf alle Weise. Es ist darin der

Grundsatz durchgeführt, daß der Metallreichthum Eigenthum des Staates sei, der ein Interesse daran habe, daß die unterirdischen Schätze gehoben werden. Jeder Bürger hat deßhalb das Recht, Erzlagerstätten die er findet zu bearbeiten, wenn er dem bezüglichen Bergamt Anzeige gemacht und von diesem förmlichen Besitz erhalten hat. Wer Gruben die er besitzt nicht bearbeitet, ohne daß Krieg, Pest oder Hungersnoth den Betrieb hindert, verliert nach Jahresfrist (eigentlich schon früher) sein Recht und die Grube wird frei. Privilegien aller Art begünstigen den Bergmann, damit nicht Wucherer und Advocaten die Arbeit stören: es ist vorgesehen, daß Arbeitskräfte für Wasserhaltung und andere nöthige Vorrichtungen nicht fehlen; selbst wenn der Feldarbeiter für die Gruben gepreßt werden muß. (Mita.)

Die Materialien sind von Abgaben befreit, ja die Geistlichen der Bergwerksorte haben die Vorrechte der Feldprediger, und können die kirchlichen Verrichtungen im Freien vornehmen.

Es ist nicht meine Absicht, alle Einzelheiten der mexicanischen Berg- und Gewerkschaftsverfassung aufzuzählen, es ist darüber in andern Werken ausführlich gehandelt, worin der Mann von Fach genügende Belehrung findet. Mir galt es anzudeuten, daß der Bergbau auf jede Weise bevorzugt, schon in vergangenen Jahrhunderten eine große Ausdehnung in Mexico gewonnen hat, daß ausgedehnte Districte ihm allein ihren Wohlstand verdanken und daß er bis zu dieser Stunde der Industriezweig ist, welcher dem Auslande gegenüber die Waare für Ausgleichung der Handelsbilanz liefert. Mexico hat unendlich große Strecken des fruchtbarsten Landes und führt fast keine Bodenproducte aus, ja es bezieht Wein, Oel, Wachs und andere Landbauerzeugnisse, welche das Land in Fülle hervorbringen könnte, es bezieht alle Manufactur- und Fabrikwaaren aus Europa, ohne im Tausch — (Cochenille, Vanille und einige Droguerien abgerechnet) — etwas anderes bieten zu können, als Silber und Gold. Die ungerechte Politik Spaniens gegen seine Colonien legte den Grund zu diesem Uebel und seit diese unabhängig sind, störten fortwährende innere Zwiste jede freie Entwicklung

einheimischer Industrie. Nur der Bergbau, von früher eingewöhnt, machte Fortschritte, so daß das jetzige Product von 32 bis 34 Million Dollar jährlich höher ist, als in der besten Zeit der spanischen Regierung, wo die Production 27 Millionen nie überstieg. Nach den statistischen Notizen, welche Humboldt veröffentlicht hat, betrug die Silberproduction vom Jahre 1520 bis 1803 den Werth von 2028 Million Dollar. Vom Jahre 1803 bis 1810 blieb sich die Production ziemlich gleich, was daraus erhellt, daß in dem bekannten Bergwerksrevier von Guanajuato in dem angegebenen Zeitraume das Product zwischen 550,000 und 750,000 Mark Silber schwankte, und daß diese Gruben den Gesammtertrag von 35 und einer halben Million Dollar binnen sieben Jahren ausbrachten, (neben 14758 Mark Gold, im Werth von 1,889,024 Dollar.)

Mit dem Jahr 1810 begannen die Kämpfe um die Unabhängigkeit, durch welche der Bergbau, wie alle Industrie des Landes, einen empfindlichen Stoß erhielt. Das Product schwand auf $1/5$, ja $1/6$ herab; in den wichtigsten Werken liefen die Wasser auf (sie ersoffen) die Außenwerke und Hütten wurden zerstört, und die Grubenarbeiter trieben, um leben zu können, in den unbeaufsichtigten Minen den verheerendsten Raubbau. Erst mit dem Jahre 1823 beginnt eine neue Epoche für das mexicanische Bergwesen. Europäische Compagnien nahmen mit großen Kapitalien den Betrieb auf, Vereine von Eingebornen folgten wetteifernd nach, die Regierung ordnete von Neuem die Verwaltung, und allmälig erhob sich das Product wieder zu dem früheren Niveau und drüber. Noch zu Zeiten der Spanier wurden die Bergwerke Mexicos in 37 Gruppen oder Bergämter (Diputaciones de Mineria) geordnet, jedes Bergwerk begriff eine Anzahl Bergwerksortschaften, (Reales de minas.) Diese Eintheilung besteht noch, nur daß in der Republik der Name Real, der nach Königthum schmeckte, in Mineral umgewandelt wurde. Die Zahl dieser Bergwerksorte, Minerales, übersteigt weit 500, manche der alten sind völlig verödet, dagegen wieder viele neue aufgewachsen. Eine ständige Ober=

behörde in der Hauptstadt, Tribunal general de Mineria vertritt die Gesammtinteressen des Bergbaues. Eine Bergschule (Colegio de Mineria) unter der spanischen Herrschaft gegründet, ist durch ein prachtvolles Gebäude und hinreichende Fonds reichlich ausgestattet, hat auch stets eine Anzahl Eleven, konnte aber in der Hauptstadt, ferne von Grubenbau und Bergmannsleben, nie zu der praktischen Bedeutung gelangen, die man von einem solchen Institute fordern muß. Guanajuato mit seinem ausgedehnten Berg- und Hüttenbetriebe würde sich dazu mehr eignen. Dort besteht auch eine Art Vorschule für Bergwesen, welche mehr dem Zwecke entspricht.

In keinem Lande der Welt sind ähnliche Elemente für den Bergbau vereinigt, wie in Mexico. Es kommen nicht allein die edeln Metalle vor, sondern auch Kupfer, Blei, Zinn, Zink, Quecksilber und Eisen. Die Lagerstätten des letzteren Metalls sind vielfach, mächtig und reichhaltig, aber bis jetzt ist dieser wichtige Industriezweig nur an zwei oder drei Punkten und in sehr geringem Umfange in Angriff genommen. Man verbraucht fast nur ausländisches Eisen, in einem Lande, welches selbst andere Länder mit Eisen und Stahl versehen könnte. Kapital und Arbeitskräfte hat man von jeher der Gewinnung des Silbers und Goldes zugewandt, und für diese Zwecke sieht man die großartigsten Werke errichtet. Guanajuato, jetzt eine Stadt von mehr als achtzigtausend Einwohnern, hat ihre Entstehung nur dem Bergbau zu danken. Die Gruben von Valenciana, Rayas, Marfil u. a. bauen auf mächtigen Gängen, die Grubengebäude sind Paläste, massiv von Stein aufgeführt in mitten einer Stadt von Arbeiterwohnungen, die Schächte sind mit wahrem Luxus angelegt, zum Theil mit gehauenen Quadern ausgemauert und bis zu bedeutender Tiefe niedergebracht. So ist z. B. der prächtige Schacht von Rayas achteckig, 40 Fuß im Durchmesser und gegen 1200 Fuß tief.

In Valenciana, einer Grube, welche eine lange Reihe von Jahren ihren Besitzern einen jährlichen Nettoertrag von einer Million Piaster lieferte, kosteten Schächte und Stollen einige

Millionen, ein hoher breiter Schneckenweg ist durch festes Gestein bis zu einer Tiefe von 500 Fuß getrieben, so daß Züge von Maulthieren in den Schoß der Erde hinabsteigen und Ladungen Erz zu Tage bringen. Diese Grube baut auf einem Gange von einer Mächtigkeit von 40 bis 50 Meter, aus welchem in der Zeit der Blüthe jährlich 700,000 Centner Erz geschlagen wurden. Ueber 3000 Menschen waren dabei beschäftigt; es wurden gegen 160,000 Pfund Pulver verbraucht und die Unkosten betrugen gegen 1 Million Piaster (Dollar) jährlich. Solcher Gruben waren mehre im Gange und sind es bis zu dieser Stunde. Gerade in den letzten Jahren schüttet die Grube la Luz vorzügliche Erze, die ihren Besitzern reiche Ausbeute gaben.

Aehnliche Anlagen finden sich in Zacatecas, einer Bergwerksstadt von 35000 Einwohnern, älter als Guanajuato und seit Jahrhunderten die Quelle großer Schätze. In einer rauhen vegetationslosen Gegend gelegen (gegen 7978 englische Fuß über dem Meere) verdankt sie Entstehung und Erhaltung dem Mineralreichthum. Die Gruben auf dem Hauptgange dieses Revieres, veta grande genannt, gehören zu den bedeutendsten im Lande, ihre Außenwerke stehen wie ungeheure Burgen an den kahlen Bergwänden und lange Züge beladener Maulthiere, welche nach den Hütten ziehen, beleben die öde Landschaft. Fresnillo, Plateros, Catorce, Sombrerete, Real del Monte und viele andere Reviere haben ähnliche Bauten aufzuweisen, wiewohl sich die größten Werke doch in Guanajuato und Zacatecas finden dürften.

Denselben Maßstab, der sich bei den Grubenanlagen findet, zeigen auch die Zugutmachungsanstalten; die Hütten und Amalgamirwerke. Die Werke von Sauceda und Fresnillo in Zacatecas, sowie einige in Guanajuato erscheinen, von den Anhöhen aus gesehen, wie Städtchen, und bieten einen belebten Anblick durch die vielen Pferde und Maulthiere, welche wegen des Mangels an Wasserkraft zur Bewegung der Maschinen und

der Trituration der Erze verwendet werden müssen. Denn nicht alle Erze eignen sich für die Schmelzung, sondern ein großer Theil wird durch einen chemischen Prozeß, die Amalgamation bearbeitet. Ein Spanier, Namens Bartolome Medina, machte diese wichtige Erfindung in dem mexicanischen Bergwerksorte Pachuca im Jahr 1557. Schon wenige Jahre nachher wurde sein Verfahren im Großen überall in Mexico angewandt und von 1571 an auch in Peru eingeführt. Die durch Pochwerke in feines Pulver, oder durch eigene Erzmühlen (tahonas) in Schliche verwandelten Erze, werden mit einer starken Kochsalzlösung gemischt, dann etwas schwefelsaures Kupferoxid (Vitriol) zugesetzt, vielfach durch Pferde oder Menschen umgeknetet, und zuletzt das Quecksilber in möglichster Vertheilung unter die Masse gearbeitet. Das Silber bildet mit dem Merkur ein Amalgam, die fremden Theile werden durch Wasser entfernt, und zuletzt das Quecksilber von dem Silber durch Destillation getrennt. Das Specielle dieses Verfahrens ist für den Metallurgen und Chemiker; ich erwähne hier nur das Allgemeinste einer Erfindung, welche Professor v. Liebig in neuester Zeit als eine der geistreichsten chemischen Combinationen würdigte. Als im Jahr 1786 durch Born und Gellert in Freiberg die Amalgamation erfunden wurde, geschah dieses ohne alle Kenntniß des mexicanischen Verfahrens; der chemische Prozeß ist ein ganz anderer, und es ist nur zu verwundern, wie ein im Großen über zwei Jahrhunderte geübtes Verfahren in Europa unbekannt blieb.

Die mexicanische Amalgamation bietet den Vortheil, daß aus großen Quantitäten ärmerer Erze ohne Schwierigkeit das Silber gewonnen werden kann. Denn wenn auch das Silber in außerordentlicher Verbreitung in Mexico vorkommt, wenn auch die edleren Gänge einzelne Schnüre, ja große Nester von gediegenem Silber, Hornsilber, Rothgiltigerz, Glaserz ꝛc. führen, so ist doch die bei weitem größere Menge niederen Gehaltes. Aber durch die außerordentliche Masse, zum Theil durch die große Leichtigkeit der Gewinnung, werden häufig ärmere Gänge productiver als edlere. Dieses wird einzig nur durch die Amalga-

mation möglich, zumal in Gegenden, welche weder Holz noch Steinkohlen haben.

Auf den Amalgamirwerken von Zacatecas allein werden wöchentlich etwa vierzigtausend Centner Erz verarbeitet, wovon auf die Hütte von Sauceda vierundzwanzig tausend Centner kommen. Das große Werk von Fresnillo, sechs Stunden von Zacatecas, hat acht Pochwerke und 320 Erzmühlen (arrastras) im Betriebe; innerhalb seiner Mauern sind gewöhnlich 60000 Centner Erz dem Amalgamationsprozesse unterworfen, welcher vier Wochen währt, so daß wöchentlich fünfzehn bis achtzehn tausend Centner Erz von der Grube angefahren, und gleiche Quantität verwaschen wird. Humboldt nahm die Menge des im ganzen Lande amalgamirten Erzes im Anfange dieses Jahrhunderts zu 2 Millionen Centner an, und diese Zahlen sind jetzt ohne Zweifel bedeutender geworden. Sie geben einen Maßstab für Erzförderung und Silberproduction, zumal wenn man die größeren Werke in Europa damit vergleicht. Freiberg z. B., das bedeutendste Amalgamationswerk in Deutschland, hat lange Jahre 50= bis 60tausend Centner jährlich verarbeitet, also nur ein Zwölftel des Quantums, welches Fresnillo umsetzt.

Diese großartigen Hütten beschäftigen natürlich viele Menschen, und Tausende von Zug= und Lastthieren, weil alle Maschinen, wegen Mangels an fließendem Wasser, durch Pferde und Maulthiere bewegt werden müssen. Ich rede hier speciell von Zacatecas und seinem Reviere; denn andere Gegenden, wiewohl nicht alle, haben Wasserkraft.

Das für die Amalgamation nöthige Quecksilber, gegen zwanzig tausend Centner jährlich, wurde in früherer Zeit durch die spanische Regierung geliefert, zu einem fixen Preiße. Nach Abfall der Colonien wurde dieser Handel durch England vermittelt, und wiewohl die Preiße gegen früher stiegen, von 70 auf 90 und 100 Dollar der Centner, so fehlte doch dieser wichtige Artikel nicht. Vor etwa zwölf Jahren monopolisirte das Haus Rothschild in London den Handel mit Quecksilber durch Aufkauf des Productes von Almaden in Spanien und machte

den Preis nach Willkür. Folge davon war, daß das Schmelzverfahren angewandt wurde, wo es irgend möglich. In neuester Zeit drückte die Bearbeitung reicher Quecksilberwerke in Californien die Preise auf mehr als die Hälfte, ja ein Drittel herab, (von 120 -- 130 Dollar auf 45 — 50) und dieser Umstand wird für den mexicanischen Bergbau von großer Bedeutung sein.

Das Salz wird im Lande selbst gewonnen. Die Salinen von Pennon Blanco, zwischen Zacatecas und S. Luis sind ganz eigner Art: es ist nämlich eine flache Mulde in der Ebene, welche in der Regenzeit mit trübem Wasser angefüllt wird, wodurch sich ein See bildet. Die ganze Umgebung ist salzhaltig; die vom Wasser in den See geführte Erde ist demnach mit Salz geschwängert, und da in der Trockenzeit alles Wasser verdunstet, bleibt die lose Erde mit einem Salzgehalt von 25% zurück. Von dieser Erde wird für die Amalgamation den Erzen ein Viertheil ihres Gewichtes zugesetzt, also auf 100 Centner Erz 25 Salzerde, und das Revier von Zacatecas verbraucht allein 520,000 Centner dieses Materials jährlich, und Guanajuato ungefähr eine gleiche Quantität *). In andern Revieren wendet man Seesalz, oder das Product der Salinen von Chautla, Istapa, Istatlala oder Alahuistlan an. Die letzteren sind von den Indiern ausgebeutete Salzquellen, welche sie auf die einfachste, in einem früheren Abschnitte angegebene Weise bewirthschaften. Im Ganzen ist das Salz nicht wohlfeil (1 bis 4 Dollar der Centner, je nach der Localität) und es ist kein Zweifel, daß durch große und zweckmäßige Salinen, bei dem Reichthum der Soolen, ein viel billigerer Preis erzielt werden könnte.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß das Bergbau- und Hüttenwesen im großartigsten Maßstabe betrieben wird und daß dieser Industriezweig viele andere in seinem Geleite belebt, welche den Nationalwohlstand auf einem selbständigen Fuße zu

---

*) Die Salzerde kostet an Ort und Stelle 3 Real (54 Kreuzer), die fanega von 2 Centner Gewicht; Fracht nach Zacatecas eben so viel.

erhalten im Stande sind. Denn große Bezirke setzen ihre Landbauproducte einzig an die Minenreviere ab, es entsteht dadurch ein reger Handelsverkehr im Innern und der Staat sollte darum den Bergbau, als die Hauptquelle seines Reichthums, mehr als jeden andern Industriezweig begünstigen.

Die Arbeiten in den Gruben werden nach den Regeln des Bergbaues betrieben, welche von Deutschland ausgingen; natürlich wie dieses in jedem Lande der Fall ist, mit localen Abweichungen und Eigenthümlichkeiten. Die Grubenordonanzen verlangen in Mexico wie im Erzgebirge, daß die Grube Wetterwechsel habe, daß die nöthigen Pfeiler stehen bleiben, daß überhaupt für die Sicherheit der Arbeiter und Erhaltung der Erzarbeiten gesorgt werde. Aber die Sorge für das Wohl und Weh des Individuums, für die „Beglückung der Unterthanen" ist in jenen Ländern noch nicht so weit ausgebildet, daß der Staat die Grubenarbeiten von Bergmeistern und Geschwornen überwachen lasse. Grubenbesitzer und Gewerke haben ziemlich freie Hand in dem Bau ihrer Gruben, ihr eigenes Interesse erheischt es, Einstürze zu verhüten, und die Arbeiter selbst sehen darauf, daß ihr Leben nicht gefährdet werde. Die ärmeren Grubenbesitzer haben die Mittel nicht, Schächte und Stollen, Gesenke und Strecken mit der Sorgfalt treiben zu lassen, wie dieß reichen Gewerken möglich ist, man sucht Erz zu gewinnen auf die wenigst kostspielige Weise und ein solches Grübchen zu befahren ist gewöhnlich etwas unbequem. Die Art der Arbeit ist auch von der europäischen verschieden. Die Häuer arbeiten gewöhnlich paarweise, der eine hält den Bohrer, der andere führt den Fäustel, und in dieser Arbeit wechseln sie ab. Sie verrichten die Sprengarbeit rasch und erhalten ihre Zahlung entweder nach Schichten, oder im Gedinge. Ausrichtungsarbeiten, (Schächte, Stollen, Querschläge), werden nach laufendem Maß bezahlt. Die Erzarbeit geschieht in vielen Minenrevieren gegen einen Antheil. Die Häuer schlagen das Erz heraus und lassen es, wo keine Förderschacht ist, durch Schlepper, die in Säcken von rohen Häuten oder in Körben tragen, das Erz in das Scheidehaus

bringen. Nach der Scheidung wird am Ende der Woche den Arbeitern ihr Antheil statt Lohn gegeben.

Ein reger Verkehr beginnt am Sonnabend, die Gruben verwandeln sich in Märkte, die Hüttenbesitzer und Speculanten kaufen die Erze, große Summen werden umgeschlagen, und die Bergleute verzehren einen Theil des Gewinnes in Buden und Schenken. In Guanajuato ist es durchweg in allen Gruben Sitte, daß die Arbeiter ein Drittel des rein geschiedenen Erzes (pepena) erhalten. Die Grubenbesitzer haben selten eigene Hütten, sondern verkaufen das Erz auf der Grube. In Zacatecas ist nur auf einigen Gruben partido (Erzantheil) für die Arbeiter eingeführt, in den meisten wird nach Bohrlöchern von bestimmter Tiefe bezahlt. In andern Orten wird der Häuer nach dem Gewichte des geförderten Erzes bezahlt, und wenn vieles taube Gestein wegzuschießen ist, eine Extravergütung gegeben. Das Gezähe (Werkzeug) und die Schmiede bezahlt stets die Grube; Pulver und Beleuchtung bald die Grube, bald die Häuer, je nach dem Gebräuche jedes Ortes.

Die Schlepper theilen sich in peones und faeneros; die ersten sind die Gehülfen der Häuer, und arbeiten meist für deren Rechnung, die letzteren haben die Berge wegzuschleppen, (Schutt ohne Erz) und werden von der Grube bezahlt. Knaben von 10 bis 15 Jahren tummeln sich wie Kobolde in den Tiefen der Erde umher, Tag und Nacht geht diese Arbeit fort, natürlich in zwei Partieen, welche jede Woche wechseln, so daß sie in der einen Woche die Tag-, in der andern die Nachtschicht haben. Die frühe Gewöhnung zur unterirdischen Arbeit macht die tausend Gefahren vergessen, welchen der Bergmann ausgesetzt ist. Grade die Schlepper tragen das Erz häufig tausend bis fünfzehnhundert Fuß hoch bis zur Grubenmündung. Die Fahrten sind nicht wie in Deutschland mit Sprossen versehen, sondern es sind runde sechszöllige Baumstämme, in welche Tritte eingehauen sind. Da man nur Talglichter in den Gruben anwendet, muß der Knappe seine Kerze so in einer Hand halten,

daß sie ihm der Luftzug nicht auswehe, und er kann sich also nur mit einer Hand leicht anhalten. So schreitet er mit seiner Last diesen schmalen Stufen hinauf, die etwas geneigt von 15 zu 15 Fuß auf Spreitzen stehen, an beiden Seiten der Abgrund, in welchen sie ein falscher Tritt stürzt. Ich sah Indier, welche auf diese Weise Lasten von 5 Centner in ihren Ledersäcken zu Tage schleppten.

Die Grubengebäude sind bei vielen Gruben geräumig und mit Thoren versehen, von Pförtnern bewacht. Die ausfahrende Mannschaft wird von den Pförtnern genau durchsucht, damit kein reiches Erz gestohlen werde. Der Hang der mexicanischen Bergleute, Erz mitzunehmen, ist unbesiegbar; der ehrlichste unter ihnen, dem man jede Summe anvertrauen könnte, wird ein Stückchen Glaserz, oder gediegenes Silber gewiß nicht liegen lassen, wenn er es sicher durchbringen kann. Alle erdenklichen Listen und Ränke werden prakticirt, um die Visitatatoren zu täuschen. Sie zermalmen das Erz zu Pulver, mischen es mit Talg und reiben es als Pomade in ihre dichten Haare, sie höhlen die Stiele ihrer Hämmer aus, um sie zu füllen, in den Mund, im Ohre, und wo sich sonst eine Oeffnung findet, verbergen sie Gold- oder Silberkörner. Glücklich mit einer Beute durch die Wächter zu kommen, ist ein Sieg der Industrie und der esprit de corps preißt eine solche That. Nie ruht die Erfindungsgabe. So war in einer Grube durch den Stollen ein Hund mitgelaufen. Der Steiger war unwillig darüber, und der Eigenthümer des Thieres meinte, dem wolle er gleich abhelfen; er schlug den Hund mit dem Faustel todt und warf ihn bei Seite. Nach einigen Tagen war ein gräulicher Gestank in der Grube, und als der Steiger reklamirte, stimmten ihm einige Arbeiter bei, sagten daß dieses von dem todten Hunde herrühre, und daß der, welcher ihn getödtet, auch hinausschaffen müsse. Das geschah mit scheinbarer Widerrede, er schleifte am Schweife das Aas hinaus und warf es über die Halde. Aber die ganze Bauchhöhle des Hundes war mit reichen Erzen gefüllt, das ganze Stückchen wohl ausgedacht.

Noch weiter gingen die Arbeiter in Atotonilco et Chico in der Grube Arevalo. Dort war der Obersteiger in den Schacht gestürzt und hatte den Hals gebrochen. Der Leichnam wurde mit dem Göpel herausgezogen, doch an der Hängebank bemerkte der Schachtmeister eine ungewöhnliche Schwere, er untersuchte deßhalb die Leiche und fand, daß sie ganz mit reichen Erzen ausgestopft war, selbst die geöffnete Bauchhöhle. Die Häuer läugneten es auch nicht und meinten, sie hätten damit der armen Wittwe einen Trost ins Haus bringen wollen.

In vielen Gruben fahren die Bergleute völlig nackt ein, es scheint unmöglich, Erze zu verstecken und doch kommt es täglich vor und täglich gelingt es Einigen, durch irgend eine List die Beute ins Trockne zu bringen.

Es ist interessant, in der Morgendämmerung eine Grube zu besuchen. Die Nachtschicht fährt aus, die braunen Gestalten zum Theil von athletischem Wuchse, den Oberkörper nackt, treten aus der Nacht des Grubenmundlochs hervor, das Gezähe (Werkzeuge) wird an die Schmiede geliefert, das Erz heraufgebracht, die Steiger berichten an ihre Vorgesetzten, der Schichtmeister (Rayador) zeichnet ein. Unterdessen sammelt sich das Volk für die Tagschicht und ordnet sich paarweise; sie werden eingeschrieben, den Häuern ihre Schlepper zugetheilt, die Anordnung der Arbeiten getroffen, Werkzeuge, Lichter und Pulver vertheilt und nun bildet sich ein langer Zug. Voran geht ein Steiger (oder auch mehrere), der sich bei dem an der Grubenmündung aufgestellten Kreuze oder dem Bilde des Schutzheiligen der Grube mit dem Kreuze bezeichnet. Die ganze Schaar thut dasselbe, und nun singt der Steiger eine Strophe des ave Maria vor, was der ganze Chor wiederholt. Während des Gesanges fahren sie in die Grube ein, wie aus weiter Ferne tönt die Melodie aus der Tiefe herauf, und bei starkem Betriebe hört man schon nichts mehr von einem großen Theile des Zuges, während noch immer der Gesang der Einfahrenden fortwährt. In jeder Grube ist eine Weitung, in welcher die Bergleute einen steinernen Altar errichten, auf welchen sie das Bild des

Patrons aufstellen. Sie zünden ihm Kerzen an und jeden Morgen bringen sie frische Blumen und Zweige, womit sie den Altar verzieren. Von dieser Stelle vertheilen sich die Züge nach den verschiedenen Regionen und beginnen alsbald ihre Arbeit. —

In den Hütten wird in der Regel auch die Schicht mit dem Ave begonnen, doch haben die Arbeiter, schon weil sie ihr Geschäft bei dem Lichte des Tages, oder wenigstens auf der Oberfläche der Erde betreiben, weniger Eigenthümliches in ihrem Leben. Nur da wo der Schmelzprozeß angewandt wird, ist eine größere Kunstfertigkeit nöthig. Die Schmelzer haben schon einen höheren Rang, während auf den Amalgamirwerken fast alle Arbeiter gewöhnliche Taglöhner sind. In vielen Gegenden geschieht das Durchkneten der Montonos (Erzhaufen) durch Taglöhner, welche die Operation mit den Füßen vornehmen, während auf größeren Hütten Pferde oder Maulthiere die Arbeit verrichten. Es ist ein beschwerliches Geschäft, welches durch den Contract mit Chloroatrium, Vitriol und Quecksilber der Gesundheit nachtheilig wird. Und doch thut auch hier die Gewohnheit das Ihrige, die Hüttenarbeiter ziehen ihren Stand dem der Bergleute vor.

Auch auf den Hütten erfordert die Beaufsichtigung der Leute große Aufmerksamkeit, die Ausgehenden werden untersucht, vorzüglich wenn bei dem Schmelzprozesse ein Abtreiben, bei der Amalgamation eine Verwaschung die Hände der Arbeiter mit dem reinen Silber in Contact bringt.

Das Silber der Hütten muß in Barren geschmolzen werden, von einer bestimmten Form und hundert und zwanzig bis hundert und fünfzig Mark Gewicht (60 bis 75 Pfund). So wird es nach den Münzstätten gebracht. Mexico, Guanajuato, Guadalajaro und Zacatecas haben Münzen. Die Barren werden nun auf den Goldgehalt probirt, wenn sie über fünfzehn Gran Gold in der Mark halten, chemisch (durch Säuren) geschieden, gestempelt, und der Münze zur Prägung überliefert. Der Staat zieht für diese Operationen als Abgabe an den

Staat 3%, an die Münze $1/4$ Dollar von der Mark, $1/8$ Dollar für das Oberbergamt, und 1 bis $1 1/2$ Dollar von der Barre an das Scheidehaus. Der Eigenthümer des Silbers erhält den Werth in neuen Piastern. Nur ausnahmsweise wurde die Ausfuhr ganzer Barren nach Entrichtung der Abgaben gestattet.

Das Volk der Bergleute hat seine eigenen Gewohnheiten, und bildet eine scharf ausgeprägte Classe der Bevölkerung. In den Bergwerksgegenden ist der Landbau wenig oder gar nicht betrieben, der Bergmann kennt nichts anders und will nichts anders als seine Gruben, er sieht auf alle andere Beschäftigungen mit Verachtung, und geht selten zu einer andern über, trotz dem, daß er sein Leben in den Tiefen der Erde, abgeschlossen von dem Strahle der Sonne zubringt.

Unter dem Namen Bergleute müssen wir aber mehr verstehen als die Grubenarbeiter. Man begreift in Mexico unter dem Namen Minero alle, welche sich mit Berg- und Hüttenwesen abgeben; insbesondere aber heißt Minero der Herr, der Besitzer der Grube, sei er Eigenthümer, Pächter oder Aviador. Das letztere ist ein eigenthümliches Verhältniß zwischen dem Eigenthümer einer Grube und einem Dritten, welcher die Mittel zur Bearbeitung herschießt, die Leitung des Geschäfts erhält, (gewöhnlich mit Intervention des Eigenthümers) und dafür die Hälfte, bisweilen auch mehr von der reinen Ausbeute zieht. Dieses gewerkschaftliche Verhältniß ist sehr häufig und durch das Gesetz besonders festgestellt.

Minero im speciellsten Sinne heißt der Steiger und Obersteiger einer Grube. In jedem Bergwerksrevier ist eine Anzahl Grubenbesitzer; aber der Hang, Bergbau zu treiben, ist so groß, daß fast jeder Einwohner eines Minerals sein Glück im Bergbau versucht. Die täglichen Berichte der Arbeiter über reiche Erze, die Silberbarren, welche durch die Straße getragen werden, die wahren oder übertriebenen Erzählungen von den Tausenden, welche dieser oder jener Mitbürger in kurzer Zeit erworben habe, wirken elektrisch auf die Phantasie eines ohnehin

lebhaften Volkes, welches den Werth des Geldes nach dem Genusse berechnet, den man sich damit bereiten kann. Da sind Leute, welche sich blos damit abgeben, neue Erzgänge zu suchen, oder in alten verlassenen Gruben neue Anbrüche aufzuspüren. Man nennt sie cateodores, Schürfer oder Erzsucher; gewöhnlich sind es alte Arbeiter, welche keine Lust zur Arbeit mehr haben. Mit seinem Werkzeug, einigen Lichtern und Pulver zieht der alte Gnom aus, klettert an Abhängen und Schluchten umher, hämmert hier und dort, und findet er einen Gang, so schlägt er etwas los von Erz und Gangmasse. Damit sucht er nun Geschäfte zu machen bei Neulingen im Bergwesen. „Herr, ein Grübchen habe ich gefunden, ich will es nicht rühmen, aber Erz wie dieses gibt es nicht in unserm Orte, welche noble pinta (edles Silbererz) welches embige (Gangmasse) und im besten panino (Revier der erzführenden Gänge). Ganz das Streichen von der veta madre." Den Muttergang nennen die mexicanischen Bergleute den Hauptgang einer Gegend, und die Ungebildeten glauben, daß derselbe das ganze Land durchziehe. Oft hörte ich sie sagen: das ist sicher der Gang von Guanajuato, wenn sie auch hundert Stunden davon entfernt wohnten. Wenn nun der Erzsucher alle guten Eigenschaften seiner Grube gerühmt hat, holt er ein Stück Erz hervor, bläst darauf, um den Staub anzufrischen und läßt es gegen das Licht spiegeln. „Welche Pracht ruft er, nichts wie Rothgiltiges und das ganz an der Oberfläche, wo alles verwittert ist. Kommt man erst tiefer, wie mag es da aussehen! Mit einer Kleinigkeit kommt man zum Zwecke, mit einigen hundert Thalern hat man das Glück in der Hand, denn eine Mächtigkeit wie die meines Ganges gibt es nicht mehr!" So etwas zündet. Der gute Krämer hat sich zwar fest vorgenommen, nichts in Gruben zu machen, sondern sein Heil nur in seiner Tienda (Laden) zu suchen, höchstens Silber mit 12 Procent Nutzen zu kaufen; aber da nun andere Neugierige in den Laden getreten sind, das Erz loben und allerlei Fragen thun, so denkt er, eigentlich sei ihm doch das große Loos zugefallen, und er würde ein Esel sein, es nicht

anzunehmen. Er blinzt also mit einem Auge dem Cateador zu, in seinen Revelationen nicht zu weit zu gehen, und der wirft seinerseits einen schmachtenden Blick auf die Brandweinflasche, welcher verstanden wird. Er erhält ein volles Glas vom Besten, welches wichtige Reagens die chemische Zersetzung des Schürfers rasch erzielt. Es wird ausgemacht, daß eine formale Probe von wenigstens 25 Pfund Erz aus dem neuen Gange geholt werden soll, welche der Gevattermann des Krämers, der Meister Azoquero, (Amalgamirer) als erste metallurgische Auctorität, kunstgerecht probiren soll. Eventuell wird einiges besprochen über die Eigenthumsverhältnisse der Grube; der Finder reservirt sich natürlich einen Antheil und die Stelle als Obersteiger und so ist das Geschäft eingeleitet.

Unter zehn Fällen dieser Art wird kaum einmal eine bauwürdige Grube eröffnet werden; der vorsichtige Kaufmann verbürgt einige hundert Dollar, und da die Zubuße noch nicht aufhört, zieht er sich zurück. Aber andere setzen die Sache fort und häufig mit glücklichem Erfolge. Der Minero von Profession verliert die Hoffnung nie, der Bergbau ist bei ihm eine Leidenschaft wie das Spiel, kein Verlust schreckt ihn ab, den letzten Pfennig verwendet er in seine Grube, auch wenn er nicht weiß, womit er sein Frühstück bezahlen soll, und ist überzeugt, daß ihm das Glück im Laufe des Tages kommen müsse.

Ich habe viele Exemplare dieser Art gesehen und ihren unerschütterlichen Glauben bewundert. Ich kannte Einen, der als Muster gelten kann, der bald reich, bald arm war, aber stets ein eifriger Bergmann. Bisweilen sah man ihn zu Fuß in der ärmlichsten Kleidung, auf dem Wege nach seiner Grube, selbst einen Bündel Kerzen und ein Säckchen mit Pulver tragend. Bald in dem besten Zeuge, auf stattlichem Roß, einen Bedienten hinter sich, bald hatte er sein Haus wohl ausgerüstet mit gutem Geräthe und dann traf man es wieder nur mit einem tannenen Tische und einer ditto Bank. Ja einmal hatte

er sein Bett verkauft und schlief auf dem Boden, er hatte nichts mehr zu veräußern und auch keinen Credit, er mußte aber Pulver haben, um einen Tag länger arbeiten zu können und er hatte den festen Glauben, daß ihm dieser Tag Glück bringen müsse. Da trug er seiner alten Mutter das Bett fort und versetzte es. Die gute Alte war untröstlich, als sie am Abend ihr Lager geplündert fand, doch der Sohn tröstete sie damit, daß sie am andern Tage ein besseres erhalten solle. Am frühen Morgen eilte er zu seiner Grube, um zu sehen, ob in der Nachtschicht Erz erschienen sei, und siehe da, die Arbeiter empfingen ihn mit Jubel: sie hatten den Gang wieder edel angehauen und er konnte seiner Mutter Wort halten. Nach unzähligen Wechselfällen dieser Art fesselte er das Glück und wiewohl er es selbst nicht lange genoß, hinterließ er seinen Kindern ein reiches Erbe.

Wer in den Bergwerksgegenden gelebt hat, konnte die wunderbaren Wechselfälle des Glückes selbst ansehen; sie kommen noch täglich vor, und die Geschichte des mexicanischen Bergbaues ist überreich an den merkwürdigsten Spielen des Schicksals. Ich kannte einen schlichten Hüttenarbeiter, der mit seinen Söhnen (noch leben sie) ein Grübchen bearbeitete, in der Hoffnung, durch den Verkauf der Erze einen guten Taglohn zu machen. Das Glück war ihm hold, der Gang erweiterte sich mit derbem reichem Erz und der arme Schmelzer hatte über zehn Jahre lang ein reines Einkommen von mehr als hunderttausend Dollar jährlich. Solcher Glücksfälle habe ich mehre gesehen, auch einige Deutsche waren unter den Begünstigten, aber ich habe auf der andern Seite auch erlebt, daß die größten Schätze eben so schnell zerstoben, als sie erworben wurden. Die Mexicaner wissen das Mißgeschick besser zu ertragen als das Glück. Die meisten, wenn sie in den Besitz großer Güter gelangen, legen diese nicht auf sichere Weise an, sondern verzehren leichtsinnig im Vertrauen auf ihr Glück: ja die Fälle sind nicht selten, daß dieselben Menschen, welche Tausende auf einen Hahn oder eine Karte setzten, wenige Jahre nachher in Armuth leben. Sie

trösten sich damit, daß sie genossen und Erfahrung gesammelt haben, die sie eben so schnell vergessen, als ihnen das Glück wieder lächelt.

An einer andern Stelle werde ich aus dem Leben besonders glücklicher Bergleute einige interessante Episoden mittheilen und führe jetzt nur ein weniger bekanntes Beispiel an, das die wunderliche Laune des Schicksals besonders deutlich zeigt. In der Bergwerksstadt Tasco besaß ein Mann Namens Patinno ein kleines Amalgamirwerk, auf welchem er fremde Erze gegen Hüttenzins zu Gut machte. Er galt für einen guten Amalgamirer, hatte sein Auskommen, aber nicht mehr. Ein Indier, der ihm bisweilen Kohlen lieferte, brachte ihm einst ein Säckchen mit Erz, das er im Walde, wo sein Kohlenmeiler stand, gefunden hatte, und bat es zu probiren. Patinno versprach es, aber so oft auch der Indier, er hieß Miguel José, nachfragte, so fand er doch immer noch seine Steine in demselben Winkel liegen. Da bat er die Frau des Azoguero um Fürsprache, und durch ihre Verwendung wurde die Probe gemacht. Zwar sagte Patinno: was wird der Indier dann Brauchbares haben; aber wie erstaunte er, als er einen reichen Gehalt fand. Bei der nächsten Anfrage des Köhlers sagte er ihm, die Erze seien nicht übel, wenn er etwas mehr davon bringen könne, so wolle er sie entsilbern, und sie würden dann den Gewinn theilen. Das war Miguel zufrieden, nahm gleich einiges Werkzeug mit und versprach bald mehr zu bringen. Schon am folgenden Tage zeigte er an, daß zwölf Maulthiere beladen werden könnten, die Grube wurde nun von den Beiden förmlich gemuthet und lieferte in wenigen Jahren einen reinen Ertrag von drei Million Dollar. Wie wandten sie nun ihre Reichthümer an? Patinno wurde ein leidenschaftlicher Spieler und Verschwender in jeder Beziehung. Ohne daran zu denken, daß sich das Glück wenden könne, ohne einen Nothpfennig aufzusparen, vertheilte er mit vollen Händen, und als die Grube schlechter wurde, als Zubuße nöthig war, machte er Schulden, verlor allmählich Alles, so daß er in späteren Jahren eine kleine Anstellung als Amalga-

mirer suchen mußte, und so arm starb, daß die Arbeiter durch Almosen sein Begräbniß bestreiten mußten.

Der Indier José wußte zwar in seinem Uebermuth auch tolle Streiche zu machen, er ließ die Hufe seiner Pferde mit Silber beschlagen, baute prächtige Häuser, meublirte sie kostbar, zechte und jubelte; aber er sorgte für die Zukunft. Er richtete sich ein wohl assortirtes Detailgeschäft ein, mit hinlänglichem Kapital für den Betrieb und als das Glück der Grube zu Ende ging, blieb ihm Vermögen genug, um sorgenfrei leben zu können.

Aehnliche Erzählungen knüpfen sich an die Namen La Borde, Obregon, Romero, Fagoaga, Flores und viele andere, Namen, welche in der spanischen Zeit der hohen Aristokratie angehörten, und dabei Schoßkinder des Glücks waren. Fast alle sind verarmt, nachdem sie zu den Reichsten der Erde gehört hatten, ihre Palläste sind verfallen oder in fremder Hand. In dem freundlichen Städtchen Cuernavaca z. B. steht das Haus, welches Joseph de la Borde in der letzten Zeit seines Lebens bewohnt hatte; der große Garten mit seinen steifen Bogengängen und Springbrunnen zeigt, daß er der Zeit der Geschmacklosigkeit angehörte, aber mit großen Kosten angelegt war. Jetzt ist alles verwildert und verfallen, und die Mauern einer Kirche daneben warten auf den Ausbau. Wenn es doch durch ein Wunder geschehen wollte! Joseph de la Borde hatte der Stadt Haus, Garten und Kapital hinterlassen, mit der Verpflichtung, die Kirche auszubauen, die er begonnen; aber das Kapital ist fort, Haus und Garten tragen nichts ein und werden zu Ruinen wie die Kirche. La Borde war einer der glücklichsten Bergleute die je lebten; in mehren Epochen seines Lebens und an verschiedenen Orten erschloß er ungeheure Reichthümer aus den Gruben und eben so oft wurde er auch wieder arm. Wenn er im Glücke war, baute er prachtvolle Kirchen, wie z. B. die Pfarrkirche in Tasco, machte milde Stiftungen, beschenkte die Geistlichkeit, und mußte oft wieder von Neuem anfangen. Noch in seinem Alter begünstigte ihn das Glück in Sombvereta, er wollte seinem Sohne Reichthümer hinterlassen, und hatte deßhalb

seine einzige Tochter vermocht, in ein Kloster zu gehen. Aber der Sohn wurde Mönch und das Glückskind mußte sein Alter einsam vertrauern.

So sah ich den Eigenthümer der Grube Valenciana in Guanajuato, der lange einer der reichsten im Lande war, als blinden Kreis von seiner Tochter geführt, arm und unglücklich. Da sind die Wechselfälle des Minero.

Die Arbeiter in den Bergwerken lernen den Leichtsinn von Kindesbeinen an. Ihr Leben ist Wagniß so oft sie einfahren, aber sie sehen die Gefahren nicht mehr, weil sie schon als Knaben damit vertraut wurden. Ihre Actien steigen und fallen mit denen der Grube; hat diese ein reiches Geschick (bonanza eigenthümlich guter Fahrwind) so ist der Verdienst des Bergmanns außerordentlich, namentlich da, wo sein Lohn im Antheil am Erze besteht. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein einzelner Arbeiter einige hundert Piaster in der Woche verdient, ja, als die Gruben von Catorce im Staate von S. Luis Potosi in ihrer höchsten Ausbeute waren, sollen manche Bergleute selbst tausend Dollar in der Woche verdient haben. Sind dieses auch ganz besondere Fälle, so ist im Allgemeinen doch der Taglohn des Bergmanns ein höherer als in andern Geschäftszweigen. Aber daß man unter den Grubenarbeitern einen wohlhabenden fände, einen Mann, der sich wöchentlich einen Theil seines Verdienstes zurücklegte, um sich ein Kapital für einen Nothfall, oder gar einen Stock für ein anderes Geschäft zu sammeln, das ist so schwer, als daß, wie das Evangelium sagt, ein Reicher ins Himmelreich komme. Den Bergmann brennt das Geld in der Tasche wie glühende Kohlen; er hat die Woche über das Sonnenlicht nicht gesehen und will es am Sonntag gründlich genießen. In seinem Uebermuthe weiß er nicht wie er sich gebehrden soll. Er kauft sich Raketten und verpufft sie am hellen Tage, er zecht, er tanzt, er spielt, er wettet im Hahnengefecht, er kauft sich Dinge die ihm ohne Nutzen sind, kurz wirthschaftet so, daß er mit seinem Verdienste am Sonntag fertig wird, und am Montag wieder sein Brod auf Borg kaufen muß. Ist

es doch schon vorgekommen, daß ein Grubenarbeiter tausend Dollar auf einen Hahn gesetzt hat, oder daß er seiner Geliebten einen Schmuck für mehre hundert kaufte. Ich sah öfter, daß sie sich Kleider vom feinsten Tuch erhandelten, mit theuren Weinen ihre Kameraden traktirten, von einem großen Glase Malaga nur einen Schluck tranken, den Rest aber durchs Fenster gossen. Ja man erzählt von einem erdfarbigen Knappen, der, als er in einem Laden nach dem Preise breiter echter Goldborden gefragt und von dem Kaufmann die Antwort erhalten hatte, die seien ihm doch zu theuer, warum er frage, das ganze Stück Borden gegen baares Geld kaufte, sie mit seinem Messer zerhackte, und die Stückchen auf die Straße warf.

Abweichend von den Landbauern, die durchweg freundlich und höflich sind, am meisten gegen ihre Dienstherren, sind die Bergleute hochfahrend und trotzig. Sie neigen stets zur Opposition, haben immer etwas an ihrem Lohne auszusetzen und machen gerne Partei unter der Knappschaft. Die Arbeiten in den dunkeln Klüften, abgeschlossen von der Welt, geben ihrem Charakter eine gewisse Härte. Unwissend im höchsten Grade, in allem was nicht zu ihrem Geschäfte gehört, neigen sie zum Aberglauben und Fanatismus. Sie glauben an die Berggeister und hören das Hämmern tief in den Felsen, was stets auf die Erschließung eines reichen Erzmittels deutet. Daß ein solches Klopfen bisweilen gehört wird, ist gar kein Zweifel, ich habe es selbst gehört; aber es ist entweder die Fortpflanzung des Schalles durch irgend einen Spalt, oder das Fallen von Wassertropfen aus bedeutender Höhe in einer Kluft oder Höhlung des Gesteins.

So glauben sie an Vorbedeutungen, sie wollen nicht daß Frauen in eine Grube gehen, weil dadurch das Erz verschwinde, und was der Dinge mehr sind, die man vielleicht in viel größerer Ausdehnung im Harze und im Erzgebirge als in der sierra madre findet. Ebenso darf es uns nicht verwundern, wenn sich der Bergmann mit Scapuliren behängt, und bald diesem oder jenem Heiligen es dankt, daß er da oder dort nicht den Hals gebrochen habe. Oft verspricht er dem Heiligen seiner

Devotion eine geweihte Kerze, die er bald auf dem Grubenaltar, bald in der Kirche anzündet und an den hohen Festen, namentlich in der Charwoche, läßt er etwas drauf gehen, damit seine Brüderschaft mit Glanz bestehe. Denn nach altem Herkommen theilen sie sich in gewisse Innungen, um die Kosten bestimmter Kirchenfeste durch gemeinschaftliche Beiträge zu bestreiten. Jede Innung wählt jährlich einen Präsidenten oder Mayordomo, der die Arbeit und die Hauptkosten hat. In der Regel kostet ein solches Ehrenamt einige hundert Thaler, und bringt nicht selten die Arbeiter in Schulden auf lange Zeit.

Sie werden fragen: für welchen Zweck sind diese Ausgaben? Nun für den Glanz des Gottesdienstes, also in majorem dei gloriam. Ein kleines Beispiel wird die Sache erläutern. Unsere liebe Frau von Guadalupe (s. Abschnitt XIII.) ist die Schutzpatronin der Bergleute, und ihr wird am 12. December ein glänzendes Fest gefeiert. Es besteht dafür eine eigene Innung, deren Mayordomo zu sorgen hat: für 50 Pfund Wachskerzen, theils für die glänzende Beleuchtung des Altars, theils für die Prozession — thut wenigstens . . . . 100 Dollar.

Gesungene Messe mit zwei Diakonen . . .	12	"
Eine Predigt	6	"
Die Führung der Prozession an den Geistlichen .	6	"
Organisten, Sänger ꝛc.	6	"
Kirchendiener und Glöckner, der viel Lärm machen muß	3	"

Dazu gehören noch wenigstens 24 Dutzend Raketten, welche theils während der Messe (bei der Wandlung) theils bei der Prozession verpufft werden, blos des Knalleffects wegen, denn man sieht nichts davon, ferner Pulver für die Böller, denn diese gehören dazu; ferner ein anständiges Frühstück nach der Messe, woran die Herren Geistlichen und sonstige Personen von Distinction Theil nehmen. Kurz, wenn die Geschichte vorbei ist, hat der arme Mayordomo seine zweihundert Dollar sicher am Bein, und noch die Freude dabei, daß alle, die zu empfangen hatten, mehr erwartet hätten, und daß die, welche sich beim

Frühstück „recht pumb satt gefressen haben" (Göthe, „der Recensent") über Braten und Weine raisonniren.

Uebrigens gibt dieses Beispiel den Maßstab im Allgemeinen, wie der Cultus von den Gemeinden unterhalten wird, und wie die Geistlichkeit sich dabei betheiligt. Alle Kirchenfunktionen werden bezahlt, ein Tarif ordnet die Preise, der Geistliche thut keinen Schritt ohne Zahlung (die Beichte ausgenommen, was aber auch nicht immer gehalten wird), und alle Kosten liegen der Gemeinde ob. Es gibt viele Pfarreien, welche 5000 Dollar (12000 Gulden) eintragen, und doch klagen die Herren, daß die alten guten Zeiten entschwunden seien.

Doch zurück zu unsern Bergleuten, welche das Jahr hindurch wenigstens ein Dutzend solcher Extrafeste zu feiern haben und außerdem jeden Sonnabend bei der Auslöhnung einen halben Real jeder (neun Kreuzer) Alt oder Jung, bei der Berg- oder Hüttenarbeit beschäftigt, für die Messe abgeben, neben den besonderen Beiträgen für ihre Innungen. Bei gutem Verdienste wird das nicht geachtet, und der Bergmann geizt nicht. Auch in seinem Hauswesen nimmt er es nicht genau, was die Ausgaben betrifft, nur muß die Frau zusehen, daß sie für Deckung der Civilliste sorgt, ehe der Mann zum Spiel wandert.

Der ganze Charakter der Bergleute neigt nicht zur Ascetik, sondern vielmehr zum Leichtsinn und zur Genußsucht. Auf der einen Seite sind sie im höchsten Grade eifersüchtig, auf der andern aber ihren Frauen nichts weniger als treu. Wenn am Sonntage die Köpfe erhitzt sind, gibt es oft Händel, welche in der Regel Liebschaften zum Grunde haben und nicht selten mit Messerstich enden. Das weibliche Geschlecht ist ziemlich leicht, was stets die Folge der laxen Sitten der Männer ist. Daß bei diesen Verhältnissen die Erziehung der Kinder vernachlässigt wird, ist sehr natürlich; die Mädchen folgen den Fußtapfen der Mutter und die Knaben gehen in die Gruben, sobald sie nur die Fahrten herabsteigen können, wo sie von den Alten eben

nichts Gutes hören. Doch darin sind sich lange nicht alle Minenorte gleich; der sittliche Verderb hängt zumeist von der Leichtigkeit des Verdienstes, und somit von dem Reichthum der bearbeiteten Gruben ab. Am stärksten tritt dieses hervor, wenn die Entdeckung eines neuen reichen Ganges in einer Einöde wie durch Zauber eine Bevölkerung hervorruft, wo kurz zuvor nur die Thiere der Wildniß hausten. Der Ruf von einer bonanza hat eine unwiderstehliche Anziehungskraft, die Arbeiter strömen hin um mehr zu verdienen als in der Heimath. Zuerst werden nur leichte Hütten aus Zweigen gebaut, als nothdürftiger Schutz gegen Wind und Wetter. Dem Grubenarbeiter folgen die kleinen Händler, welche Brod, Brandwein, Tabak, und andere Bedürfnisse zu hohen Preisen absetzen. Der Ranchero bringt ein fettes Rind und einige Hämmel zum Schlachten, Garküchen werden unter einem hohen Baume oder in einer nahen Felsenhöhle eingerichtet, überall steigt der Rauch auf, wie aus einem Lager oder Bivuak. Bald entstehen Buden von Brettern und Schindeln, Luftziegel werden angefertigt und bessere Hütten auf Speculation gebaut, es etablirt sich ein kleiner Laden, und macht glänzende Geschäfte, denn alle Bergleute lassen da einen Theil ihres Lohnes sitzen.

Wenige Wochen vergehen und es wird am Sonntage ein lebhafter Markt gehalten. Mais, Bohnen und spanischer Pfeffer wird in Massen zugeführt, Früchte aller Art, je nach der Jahreszeit und Lage, Orangen, Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Bananen, Ananas u. a. Früchte sind dem Mexicaner ein großes Bedürfniß, jeder Taglöhner kauft sich am Sonntag seine Früchte, um an jedem Tage seine Orange, oder seine Chirimoya verzehren zu können. Unterdessen sind die ersten provisorischen Grubengebäude erweitert und durch solidere ersetzt worden, eine Schmelzhütte wird am nächsten Bache aufgeführt, ganze Züge Maulthiere kommen und gehen, welche theils Baumaterial und Lebensmittel zuführen, theils Erze abholen. Schon stehen ganze Reihen von kleinen Hütten für die Arbeiter, größere wachsen hervor für die Aufseher, und ehe

zwei Monate abgelaufen sind, haben sich einige hundert Familien angesiedelt. Sie wollen am Sonntag ihre Messe hören, und da sie gut bezahlt wird, kommt der nächst wohnende Vicar, wenn der Weg auch fünf Meilen betrüge. Unter freiem Himmel findet der erste Gottesdienst statt und zugleich wird der Grundstein zu einem Kapellchen gelegt. Fährt nun die Grube fort reiche Erze zu schütten, so wird der Gang an andern Stellen ausgeschürft, neue Gruben werden gemuthet und in Angriff genommen, wodurch die Bevölkerung rasch steigt. Gewöhnlich ist das Glück an mehr als einem Punkte günstig, die Circulation des Geldes ist außerordentlich, und trotzdem, daß alle Bedürfnisse ungewöhnlich theuer verkauft werden, fragt Niemand darnach, weil das Geld so leicht verdient wird. Alles mögliche Ungeziefer der Gesellschaft hat sich allmälig eingenistet, Spieler von Profession, Wucherer, Diebe und Hehler; die Nothwendigkeit dringt auf Reglung des Gemeinwesens und die Wahl von einem Ortsvorstande bringt die erste Ordnung in den Wirrwarr. Kommen energische Männer an die Spitze, welche die Gesellschaft mit unerbittlicher Strenge purificiren, so ist der beste Grund für die künftige Wohlfahrt gelegt.

Nach Jahresfrist hat eine reiche Grube oft eine Bevölkerung von einigen tausend Menschen zusammen gerufen. Der Handel gesellt sich zuerst zum Bergbau, und zuletzt schließt sich Landbau an, wenn das Gewerbe schon längst die nöthigsten Werkstätten gegründet hat. Jedes bauwürdige Thälchen, jeder sanfte Abhang des Gebirges wird angerottet, um wenigstens die nöthigsten Gemüse nahe zu haben. Ziegenheerden umklettern die Felsen und in eingehägten Weideplätzen grasen die für die Schlächterei bestimmten Ochsen.

Der Bergbau ist demnach mehr als irgend ein anderer Industriezweig geeignet, einen Mittelpunkt zu schaffen, um den sich die übrigen Classen der Gesellschaft sammeln. Handel und Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht treten zuerst als dienende

Glieder hinzu, um dem in den Tiefen schaffenden Völklein die Bedürfnisse zu liefern. Dieses aber fördert den nervus rerum zu Tage, der wie ein mächtiger Magnet anzieht und galvanisch belebt. Kunst und Wissenschaft schließen sich zuletzt an, das Unförmliche gestaltend, das Empirische begründend, ordnend und erläuternd. So gibt uns ein wie ein Pilz rasch emporschießender Bergwerksort ein Bild des organischen Lebens der menschlichen Gesellschaft, wie es anderswo langsam, aber nach denselben Gesetzen sich entwickelt.

Buchdruckerei: Chr. Friedr. Will in Darmstadt.

Inhalt.

Verzeichniß der Stahlstiche.

Buchdruckerei: Chr. Friedr. Will in Darmstadt.